

Hahn: Reisen und Studien

109

GSZ

85053

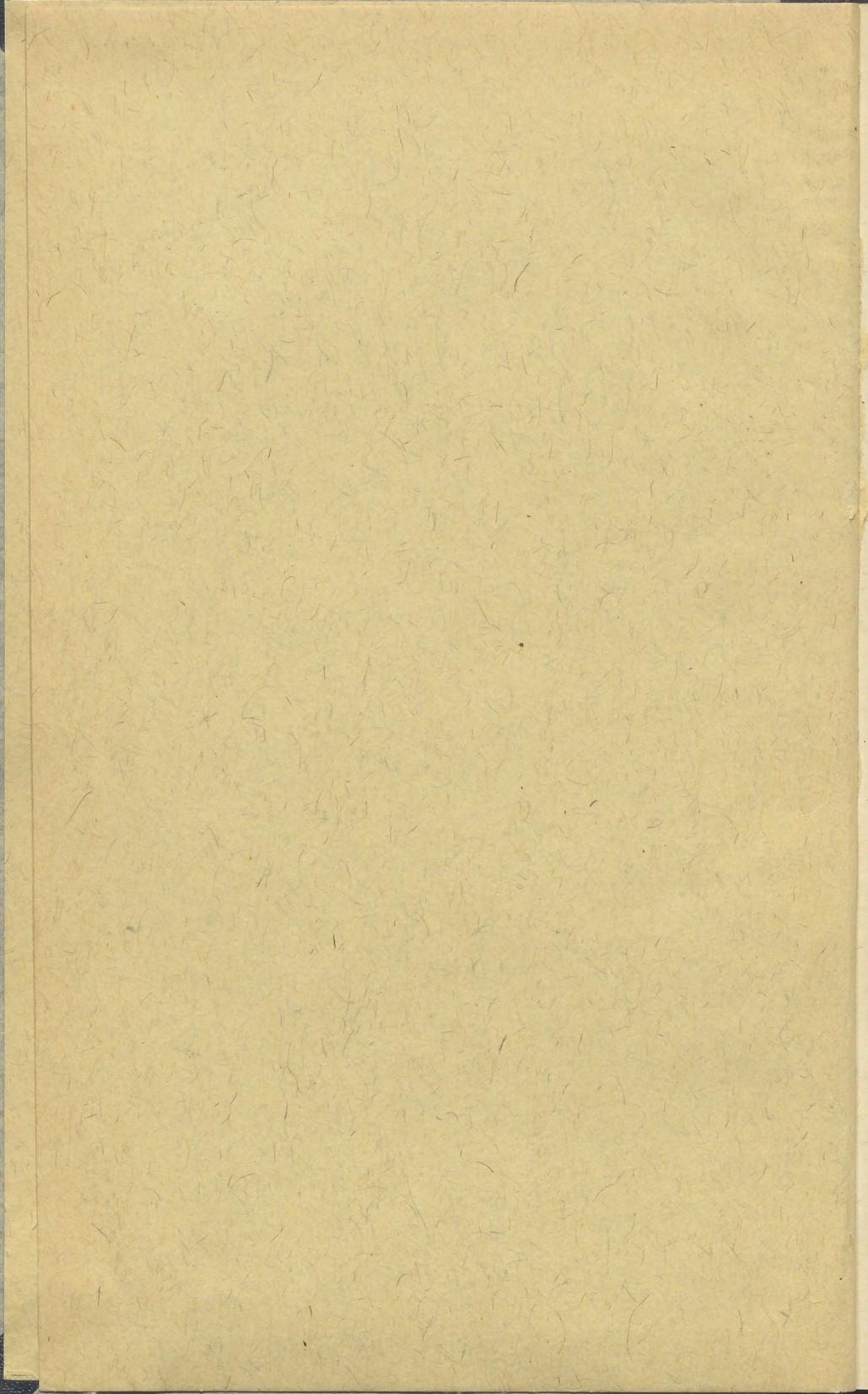


C141.

3

C 141

3



C 74 l

Neue kaukasische Reisen und Studien.

Von

C. v. Hahn,

Kais. russ. wirkl. Staatsrat und
Gymnasialdir. a. D.



Leipzig.

Verlag von Duncker & Humblot.

1911.

C1 4 1

3

Neue kaukasische
Reisen und Studien.



Von

C. v. Hahn

Königliche Hof- und Staatsbibliothek
Göttingen

Alle Rechte vorbehalten.



5889 - 1963

Leipzig

Verlag von F. v. Hirtzel
Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

18620010PA19



Ihrer Kaiserlichen Hoheit
der Frau Großherzogin

Anastasia Michailowna

von Mecklenburg-Schwerin,
Großfürstin von Rußland

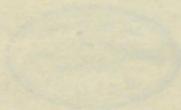
ehrfurchtsvoll gewidmet

vom Verfasser.

*

3

Ihrer Kaiserlichen Hoheit
der Frau Großherzogin
Anastasie Michailowna
von Mecklenburg-Schwerin
Großherzogin von Rußland



christlich-wohl gewidmet

vom Verfasser

[Faint, illegible text, possibly a signature or date]

Vorwort.

Indem ich den Freunden des Kaukasus in einem vierten Band bescheidene neue Beiträge zur Kenntnis dieses von der Natur so ungemein reich und mannigfaltig ausgestatteten Gebirgslands darbiete, will ich wieder einmal betonen, daß sich hier der Forschung noch immer ein unerschöpftes und dankbares Gebiet darstellt und daß, wer will, hier noch für eine stattliche Reihe von Büchern ausgiebiges Material finden kann. — Um in betreff des Titels „Reisen und Studien“ jedem Mißverständnis vorzubeugen, erkläre ich, daß ich hier dasjenige niedergelegt habe, was ich auf kurzen Reisen bei spärlich bemessener Zeit und beschränkten Mitteln im Genuß der freien Natur mit Lust und Liebe erschaut und erlebt, mit Interesse und Fleiß erfragt und was ich in der „engen Zelle“ beim freundlichen Schein der Lampe bei der Vorbereitung zur Reise aus russischen und anderen Quellen herausgelesen und herausgeschrieben, um es auf seine Richtigkeit zu prüfen und dann mit den eigenen Beobachtungen zu verweben. So sehr ich mich dabei bemühte möglichst gewissenhaft zu sein, so sind auch diesmal, wie in meinen früheren Werkchen, Versehen nicht ausgeschlossen, und kann ich, wenn diese von kompetenter Seite aufgezeigt werden, im Interesse der Sache nur dankbar sein. Druckfehler werden sich diesmal weniger vorfinden, da ich die letzte Korrektur selbst besorgt habe. Einen wunden Punkt freilich bilden noch immer — und werden es leider noch

lange bilden — die geographischen Namen. Es gereicht mir aber zum Trost, daß auch größere Forscher, denen ich das Wasser nicht reichen kann, in dieser Beziehung durchaus nicht frei von Sünden sind. Um etwas mehr Klarheit in dieses schwierige Gebiet zu bringen, habe ich in meinem Buch: „Erster Versuch der Erklärung kaukasischer geographischer Namen“ (deutsch und russisch) mit Hilfe von Kennern der kaukasischen Sprachen die Bedeutung von ca. 2000 Benennungen so ziemlich festgestellt und hege nun die Hoffnung, daß kompetentere Forscher diesem wichtigen Zweig der Geographie ihre volle Aufmerksamkeit zuwenden. Welch hohes Interesse diese Forschung bietet, mag der geneigte Leser aus meinem Vortrag über dieses Thema auf S. 193 u. ff. ersehen.

Tiflis im Juli 1911.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
I. Dr. Gustav v. Radde, Direktor des kaukasischen Museums. (Kurzer Nekrolog)	1
II. Reise nach Mingrelieu, Ssamursakan und Abchasien. (Sommer 1900)	6
III. Reise in die Tschetschnja und in den westlichen Daghestan. (Sommer 1901)	62
IV. Im höchsten und wildesten Daghestan. (Sommer 1902) .	123
V. Die Täler der „Großen Ljachwa“ und der Ksanka (Ksan) und das südliche Ossetien	161
VI. Eine Schülerexkursion von Tiflis nach Etschmiadsin. . .	179
VII. Nomina geographica Caucasia. (Vortrag, gehalten in russischer Sprache in der Tifliser Abteilung der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft)	193
VIII. Die Tierwelt des Kaukasus. (Nach einer russischen Vor- lesung K. A. Satunins).	220
IX. Ein Versuch der Erforschung des Klimas im Kaukasus .	247
Anhang. Eine Reise nach Transkaspien. (Nach dem russischen Bericht des Oberlehrers N. Dinnik in den „Nachrichten der Tifliser Abteilung der Kaiserl. Russ. Geogr. Gesell- schaft“, Bd. XIX, Nr. 4)	257

Druckfehler-Berichtigung.

- S. 17 Z. 6 v. o. fehlt nach enger ein Komma.
- S. 21 Z. 3 v. o. lies wie anstatt die.
- S. 91 Z. 14 v. u. „sich“ nicht nötig.
- S. 101 Z. 8 v. u. lies wieder anstatt wird.
- S. 104 Z. 14 v. o. „ Draba anstatt Draka.
- S. 111 Z. 1 v. o. „ Cascara anstatt Cascada.
- S. 118 Z. 15 v. u. „ erbreitert anstatt verbreitet.
- S. 119 Z. 6 v. o. „ wegen anstatt von wegen.
- S. 144 Z. 2 v. o. „ Südwestfuß anstatt Südwestfluß.
- S. 150 Z. 16 v. o. „ in 7300' anstatt 7300'.
- S. 150 Z. 5 v. u. „ Schneefall anstatt Schneefall.
- S. 165 Z. 5 v. u. „ ringsum anstatt rigsum.

Inhaltsverzeichnis

I. Die Bedeutung der Arbeit für die menschliche Existenz 1

II. Die Arbeit als ethische Aufgabe 1

III. Die Arbeit als ethische Aufgabe 1

IV. Die Arbeit als ethische Aufgabe 1

V. Die Arbeit als ethische Aufgabe 1

VI. Die Arbeit als ethische Aufgabe 1

VII. Die Arbeit als ethische Aufgabe 1

VIII. Die Arbeit als ethische Aufgabe 1

IX. Die Arbeit als ethische Aufgabe 1

X. Die Arbeit als ethische Aufgabe 1

XI. Die Arbeit als ethische Aufgabe 1

XII. Die Arbeit als ethische Aufgabe 1

Verzeichnis der Abhandlungen

1. Die Arbeit als ethische Aufgabe 1

2. Die Arbeit als ethische Aufgabe 1

3. Die Arbeit als ethische Aufgabe 1

4. Die Arbeit als ethische Aufgabe 1

5. Die Arbeit als ethische Aufgabe 1

6. Die Arbeit als ethische Aufgabe 1

7. Die Arbeit als ethische Aufgabe 1

8. Die Arbeit als ethische Aufgabe 1

9. Die Arbeit als ethische Aufgabe 1

10. Die Arbeit als ethische Aufgabe 1



I.

Dr. Gustav v. Radde, Direktor des
kaukasischen Museums¹.

Kurzer Nekrolog.

In der Nacht vom 15. auf den 16. März 1903 starb nach mehrmonatlichem schweren Leiden in Tiflis der in weiten Kreisen der Gelehrten und Gebildeten bekannte Direktor des kaukasischen Museums, Geheimrat Dr. Gustav v. Radde. Ein an erfolgreicher Arbeit, aber auch an Ehrungen, Auszeichnungen und Anerkennung reiches Leben hat leider zu früh seinen Abschluß gefunden. Denn der 72jährige Greis arbeitete bis kurz vor seinem Tode mit jugendlicher Energie und Schaffensfreudigkeit an der Herstellung eines ausführlichen Katalogs des von ihm geschaffenen und mit so viel Liebe, Verständnis und Geschmack ausgestatteten kaukasischen Museums. Er war einer von den immer seltener werdenden Männern, welche ohne die übliche höhere Schulbildung mit bewundernswürdiger Energie und Ausdauer durch ihre natürlichen Gaben und Selbstbildung Großes erreicht haben. In diesem Ringen mit dem Strom der

¹ Dem Verfasser dieses Buches wurde der ehrenvolle Auftrag zuteil, die Biographie Raddes und die Geschichte des kaukasischen Museums zu schreiben. Das Werk liegt nun in deutscher und russischer Sprache vor, zwei stattliche Bände von je 200 Seiten in Folio mit vielen Illustrationen.

Hahn, Neue kaukasische Reisen und Studien.

Welt bildete sich auch der ausgesprochene Charakter, neben dem aber auch das Gemüt noch zu seiner Geltung kam.

In einem sehr bescheidenen Stübchen stand die Wiege des Knaben, welcher am 27. November 1831 dem Lehrer und Küster an der Stadtkirche zu Danzig geboren wurde. In dürftigen Verhältnissen wuchs der junge Gustav heran, in strenger Zucht machte er die Realschule durch, mußte aber aus Mangel an Mitteln auf höhere Bildung verzichten und als Lehrling in eine Apotheke eintreten. Aber die Apotheke war für den regen und strebsamen Geist ein zu enges Gebiet. Ihn zog es hinaus in die weite Welt, sein Glück zu versuchen, welches sich auch bald an seine Fersen heftete und ihm sein ganzes Leben lang fast treu geblieben ist. Als der 20jährige Jüngling in dunkler Nacht seiner Vaterstadt den Rücken kehrte, mochte er wohl denken: „Gott verläßt keinen braven Deutschen.“ Und das hat sich bei ihm bewährt. — Recht abenteuerlich beginnt seine gelehrte Karriere. Im Jahre 1852 taucht der unternehmende Jüngling in der Krim auf, wo er bei ärmlichen Mitteln die Berge und Wälder des südlichen Ufers durchstreifte. Dort lauschte er den Geheimnissen der Natur mit offenem Sinn, gewandtem Auge und geübtem Ohr, erforschte die Lebensweise der Tiere und der Pflanzen und legte wertvolle Sammlungen an. Durch einen glücklichen Zufall machte er die Bekanntschaft des bekannten Botanikers Steven, der den berühmten „Nikitischen“ Garten gegründet. Mit Dankbarkeit hat der Verstorbene stets des bildenden und anregenden Einflusses gedacht, den dieser Mann auf ihn gehabt hat. Ein zweijähriger Aufenthalt auf einem Gut in der Krim gab ihm weitere Gelegenheit zur gründlichen Erforschung der dortigen Flora und Fauna. Bald war der Name des jungen Forschers in St. Petersburg bekannt und im Jahre

1855 wurde er als Naturforscher einer nach Sibirien bestimmten Expedition zukommandiert. Dort hat er sich den Ruhm eines vorzüglichen Beobachters und unerschrockenen Forschers erworben. Nicht weniger als zwei Jahre führte er am oberen Amur in den wilden Bergen des kleinen Chingan in Gesellschaft von vier Kosaken ein wahres Robinsonleben. Dort gründete er 1858 eine kleine Station Rad-dowka, welche jetzt zum großen Dorf herangewachsen ist. Raddes Tätigkeit war es vor allem zu danken, daß die St. Petersburger Akademie der Wissenschaften ungemein reiche Sammlungen aus jenen damals noch ganz unerforschten, fernen Gebietsteilen des russischen Reichs erhielt und die Literatur durch genaue und talentvolle Schilderungen der dortigen Flora und Fauna bereichert wurde. Das verschaffte ihm auch, als er nach fünf Jahren zurückkehrte, den Zutritt in die ziemlich abgeschlossenen akademischen Kreise der Hauptstadt, wo er seine spätere Lebensgefährtin, die Tochter des berühmten Akademikers v. Brand, kennen lernte, die ihm bald ein selten schönes und gemütliches Heim gründen half.

Im Jahre 1863 kam Radde in den Kaukasus, wo er nach kurzem Dienst am Observatorium zu Tiflis von dem damaligen Statthalter, dem Großfürsten Michael Nikolajewitsch, mit der biologisch-geographischen Erforschung des weiten Gebiets betraut wurde. Diesem Auftrag ist er in einem Maße gerecht geworden, wie es wohl kaum einem anderen gelungen wäre. Der beste Beweis dafür ist das herrliche kaukasische Museum und die stattliche Reihe gelehrter Werke, die er geschrieben. Er verstand es auch in ausgezeichnete Weise, das Interesse der Hohen dieser Erde für seine Forschungen und Lieblingsschöpfungen zu wecken und durch ihre Protektion die Mittel zu neuem

Schaffen und Wirken zu erhalten. Sich dessen wohl bewußt, daß für die Forschung auf einem bestimmten abgegrenzten Gebiet die Vergleichung mit anderen, namentlich benachbarten Ländern nur vom größten Nutzen sein kann, hat er auch Reisen nach Persien und Transkaspien unternommen. Die so erworbenen Kenntnisse verstand er in ansprechender, lebhafter und geistreicher Form in Wort und Schrift mitzuteilen. Da er zugleich ein liebenswürdiger, mit gutem Humor begabter Gesellschafter war, so wurde ihm zum öfteren die Auszeichnung zuteil, hohe Herrschaften auf ihren Reisen in ferne Länder begleiten zu dürfen. So begleitete er 1870 den verstorbenen Fürsten Konstantin auf seiner Fahrt nach dem Kaspischen Meer, dann 1890 die Großfürsten Alexander und Sergei Michailowitsch in die asiatischen Tropen und 1895 und 1897 den verstorbenen Großfürsten-Thronfolger Georg nach Tunis und Algier. Mit vielen hohen Herren auch anderer Länder, so namentlich auch mit dem verstorbenen Kronprinzen Rudolf von Österreich, stand er in freundschaftlichen Beziehungen.

Von seinen vielen gelehrten Werken, welche wegen ihres schönen Stils und klarer Sprache auch von Laien gern gelesen werden, seien hier nur einige erwähnt, z. B.: Vier Vorträge über den Kaukasus 1874. Die Chewsuren und ihr Land 1878. *Ornis Caucasia* 1884. Die Reisen an der persisch-russischen Grenze 1885. Fauna und Flora des südwestlichen Kaspigebiets 1885. Aus den Hochalpen des Daghestan 1886. Bericht über die Reise nach Karabagh 1890. Die Ostufer des Pontus 1894. Der Nordfuß des Daghestan 1895. Grundzüge der Pflanzenverbreitung in den Kaukasusländern 1899. Die Sammlungen des kaukasischen Museums. I. Zoologie. II. Botanik. III. Geologie. IV. Archäologie. Über den Vorbereitungen zum

V. Band: Ethnographie, ist er gestorben. Ein anderes Gebiet als den Kaukasus behandelt das schön illustrierte Werk: 20,000 Meilen auf der Jacht Tamara, Reise der Großfürsten Alexander und Sergei Michailowitsch.

Durch Raddes Tod hat die Wissenschaft, namentlich die Kaukasusforschung, einen schweren Verlust erlitten. Er hat diese begründet und ihr 35 Jahre seines Lebens gewidmet. Wer wird das Werk mit gleichem Geschick und Verständnis fortsetzen? Aber wir bedauern nicht bloß den Hingang des Forschers, sondern weite Kreise von Gebildeten, die ihn kannten und der engere Kreis seiner Tifliser Bekannten beweinen auch den Freund, dessen Haus stets allen Freunden und Fremden gastfreundlich die Türen öffnete und ein Mittelpunkt des geistigen Lebens in Tiflis war.

Raddes Leben gibt uns ein deutliches Beispiel dessen, wie in Rußland deutsche Gelehrte wohl gelitten sind und nach Verdienst geschätzt werden. Das hat der Verstorbene immer dankbar anerkannt und im vertraulichen Gespräch zum öfteren geäußert: „Ich habe wahrlich mehr erreicht, als ich verdiene.“ Dieser Grundgedanke sollte auch das Leitmotiv seiner Memoiren sein, die er leider nur noch bis zu seiner Ankunft im Kaukasus fertig gebracht hat . . .

Auf dem schönen Gute seines hohen Gönners und Freundes, des Großfürsten Nikolai Michailowitsch, wo er manchen Sommer gelebt und gearbeitet, in Licani bei Borschom, ruht er nun in der Stille des Waldes in der kühlen Erde, welche ihm auch im fremden Lande leicht sein möge!

II.

Reise nach Mingrelieu, Ssamursakan
und Abchasien.

(Sommer 1900.)

I.

Zwei Wege führen von Tiflis nach Abchasien. Der eine über Batum oder Poti und das Schwarze Meer, der andere zu Land durch Mingrelieu und Ssamursakan. Um auch diese Landschaften mit ihren Bewohnern kennen zu lernen und nicht zweimal dieselbe Tour zu machen, wählen wir zuerst den Landweg. Mingrelieu, einst ein selbständiges Fürstentum, der Familie Dadian gehörend, umfaßt in den jetzigen Kreisen Senaki und Sugdidi des Gouvernements Kutais ein Gebiet von 4278 qkm mit einer Bevölkerung von ca. 248 209 Seelen beiderlei Geschlechts und wird fast ausschließlich von Mingreliern, dem an Zahl drittstärksten Zweig des kartwelischen Stammes, bewohnt. Das Schwarze Meer und drei Flüsse: der Rion mit seinem von Suanetien kommenden und Letschgum und Imeretien im raschen Lauf durcheilenden Zufluß Zcheni-Zchale, sowie der ebenfalls den suanetischen Alpen entspringende Ingur bilden die Grenzen des Landes, das selbst von zwei ansehnlichen Flüssen durchströmt wird, von dem Tschur, einem Zufluß des Rion, und dem größeren Chopi, der bei Redut-Kale sich ins Meer ergießt. Die letzteren zwei Flüsse, welche wie die vorhergenannten

ebenfalls die Hauptrichtung von Nordosten nach Südwesten einschlagen, kommen von den mingrelischen Alpen, die aus kristallinischem Schiefer und teilweise Kalkstein¹ bestehend, mit einer mittleren Höhe von 7500—10,000' vielfach über die Schneegrenze hinausragen. Diese Alpen tragen eine reiche und hochinteressante Gebirgsflora, die namentlich von dem leider viel zu früh verstorbenen russischen Botaniker Albow erforscht worden ist. Dieser setzt das Gebiet der Buchen- und Kastanienwälder zwischen 2000 bis 4000', fand *Abies Nordmanniana*, *Acer platanoides*, *Acer Trautvetteri* und *Sorbus Aria* bis 6562 und 7218', an der Waldgrenze, die Birke, *Vaccinium arctostaphylus* (kaukasische Heidelbeere) und *Pinus montana* sogar in 7546'. Weitauis der größte Teil von Mingrelien ist gebirgig, bietet aber nicht die hohen landschaftlichen Reize des benachbarten Imeretiens. An die Gebirgslandschaft schließt sich in der Richtung zum Meere die Ebene an, die in die Täler des Zheni-Zchale, Chopi und Ingur sich weit hinaufzieht, dann kommt der etwa 10 km breite Uferrand mit seinen ungesunden Sümpfen, welche sich dadurch bilden, daß die zahlreichen, im Unterlauf sehr träge dahinfließenden Bäche und Flüsse infolge starker Brandung sich nicht ins Meer ergießen können. Diese Sümpfe sind mit undurchdringlichen Wäldern (hauptsächlich Eichen) bestanden.

Mingrelieer zählt man ca. 253 000 Seelen beiderlei Geschlechts. Sie sind ziemlich hochgewachsen (1642—1747 mm), etwas kleiner als die benachbarten Stammesgenossen, die Imeretier, schlank gebaut, haben im Unterschied von den Imeretiern ein etwas breiteres, größeres, oftmals weibliches Gesicht und stärkere, dicke Nase, während diese sich durch

¹ Die Kalkberge sind niedriger, als die aus kristallinischem Schiefer bestehenden.

sehr feine Gesichtszüge und sehr hübsche, nicht zu große Nase auszeichnen. Dagegen sind die mingrelischen Frauen auch aus dem Bauernstande schöner als die imeretinischen. Hoher Wuchs, schöne Kopfform, schwarze dichte Augenbrauen, feurige, dunkelbraune Augen, weißer Teint mit rosigem Anflug, sehr feines, langes, dunkelbraunes und schwarzes Haar, das in Locken über die Schultern herabfällt, zieren das schöne Geschlecht. Dabei sind die Frauen in ihren Bewegungen ungemein sittsam und graziös. Die Männer zeichnen sich durch Bescheidenheit und Höflichkeit aus, sie sind gute Familienväter, arbeitsam, gewandt und unternehmend. Leider genossen sie bis jetzt einen nicht sehr schmeichelhaften Ruf; man hörte und las viel darüber, daß sie das Mein und Dein wenig unterscheiden und sich namentlich durch Pferdediebstahl auszeichnen¹. Meine Erkundigungen ergaben, daß die Sache nicht so schlimm ist und daß die Mingrelier jetzt besser sind als ihr Ruf. Das bestätigten mir russische Beamte, welche seit vielen Jahren dort dienen. Sehr oft erklärt sich der sogenannte Pferdediebstahl durch das Verirren eines oder mehrerer Pferde, welche die sorglosen Besitzer irgendwo an der Straße haben stehen lassen. Da nun längs der Straße überall Zäune und undurchdringliche Hecken sind, so laufen die Tiere, Futter suchend, weiter und weiter und werden schließlich als herrenlos irgendwo eingefangen. Die Pferde sind überhaupt, das mag bei dieser Gelegenheit gesagt werden, infolge des Futtermangels, recht mager und unan-

¹ Der Jesuitenpater Lamberti, der in der Mitte des 17. Jahrhunderts 17 Jahre in Mingrelieu zugebracht hat, erzählt in seiner *Relazione della Colchide etc.* sehr ausführlich über die Kunst der Mingrelier zu stehlen. Es gibt besondere Spezialisten für die einzelnen Objekte und keiner wagt dem andern in seine Spezialität zu pfuschen.

sehnlich; man weiß wahrlich nicht, womit sie gefüttert werden.

Viehzucht wird überhaupt sehr wenig getrieben. Die Hauptbeschäftigung ist Ackerbau; Mais, die Hauptnahrung des Volks, wird sehr viel gebaut, dazu etwas Obst und Wein. Dagegen spielt die Seidenzucht eine sehr große Rolle, im Jahre 1899 beispielsweise brachte sie den Einwohnern nicht weniger als 240,000 Rubel ein. Die mingrelische Seide nimmt auf dem Markte zu Marseille unter den kaukasischen den ersten Platz ein, was um so mehr zu verwundern ist, als die Raupen wegen Mangels von Maulbeerbäumen sehr schlecht gefüttert werden. Erst in neuester Zeit hat man große Pflanzungen angelegt.

Was die mingrelische Sprache anbelangt, so ist sie ein Hauptdialekt des Grusinischen¹, vielleicht eine ältere Schwester derselben; doch verstehen die Grusiner und Mingrelier, wenigstens das gewöhnliche Volk, einander nicht. Ich berufe mich dabei auf die Aussagen gebildeter Mingrelier und russischer Beamter, die seit langer Zeit in Mingrelien leben, auch ist es notorisch, daß Leute aus dem Volk, welche z. B. nach Tiflis kommen, das dortige Grusinisch nicht verstehen. Dagegen kennen die gebildeten Mingrelier und die besseren Stände alle sehr gut die grusinische Sprache, die ja allein von den kartwelischen Sprachen, respektive Dialekten eine ungemein reiche Literatur aufzuweisen hat und im ganzen Gebiet der Kartweler als Sprache der Kirche gebraucht wird.

Bald nach der Station Samtredi, wo wir die Bahn Tiflis-Batum verlassen, um in der Richtung nach Poti weiterzufahren, gelangen wir in das Gebiet von Mingrelien.

¹ Vgl. R. v. Erekert, die Sprachen des kaukasischen Stamms.

Rechts und links von der Bahn dehnen sich die weitläufigen menschlichen Ansiedlungen aus, die nicht den Eindruck von Dörfern, sondern von einzelnen in großem Abstand voneinander liegenden Farmen machen. In großen, mit frischem, grünen Rasen bewachsenen Höfen, beschattet von hohen Bäumen, in deren Gipfel die Weinrebe hinaufklettert, stehen die freundlichen Holzhäuser mit breitem Balkon auf Pfählen, neben und hinter ihnen ebenfalls auf hohen Pfosten die aus Zweigen korbartig geflochtenen Behälter für Mais und andere Vorräte. Bei den meisten Häusern ist ein Brunnen gegraben, dessen oberer Rand mit einem etwa $1\frac{1}{2}$ m hohen Zylinder aus Ton eingefast wird, was man sonst nirgends im Kaukasus sieht. Auf dem ausgedehnten Hof, als dem fast einzigen Weideplatz weidet einiges Vieh, zahlreiches Geflügel belebt denselben, während die zahlreichen Schweine ihre Nahrung auf der Straße und in den Gräben suchen. Sie tragen, damit sie nicht in die umzäunten und mit einem Gehege umgebenen Felder und Gärten eindringen können, um den Hals eine Art Joch. An den ausgedehnten Hof schließt sich Feld und Garten an. In der Ferne winkt Wald und dahinter steigt nach Norden das Gebirge langsam zu den schneebedeckten Alpen an. Zu beiden Seiten der fast schnurgeraden Straße ziehen sich Heckenzäune hin, überwuchert vom Brombeerstrauch. Unsere Aufmerksamkeit fesselt eine besondere Art von Heckenrosen, deren hellrosafarbene gefüllte Blumen in Büscheln herabhängen und ungemein zarten Duft verbreiten. Ich habe diese wilde Rose früher nie gesehen und kann ihren Namen bis jetzt nicht erfahren. Sie fiel uns um so mehr auf, als in dieser kaum einige hundert Fuß über dem Meere gelegenen Landschaft mit ungemein üppigem Wachstum Ende Juni die Rosenzeit längst vorbei sein mußte. Der hier geschilderte

Charakter der Landschaft bleibt im großen und ganzen derselbe, wenn wir auf der gut unterhaltenen Landstraße den mittleren Teil von Mingrelien bis Sugdidi durchqueren.

Kurz vor Nowo-Senaki überschreitet die Bahn den Techur, der zirka 10 km weiter unten sich mit dem Rion vereinigt. Wenn, wie von einigen Forschern neuerdings vermutet wird, der von Nowo Senaki zirka 15 km weiter oben gelegene Ort Nakalewi das Aia der Argonauten ist, so mußten diese den Techur für den Oberlauf des Rion angesehen haben; in späterer Zeit wurde diese Ehre der Kwirila zuteil. In Nowo-Senaki verlassen wir die Bahn, um von da die zirka 42 km betragende Strecke nach Sugdidi im Omnibus zurückzulegen. Es ist Sonntag. Wir sehen uns vor Abgang des Wagens etwas in den wenigen breiten Straßen des Orts um, der allerdings auch in seinem Wochenmarkt nichts charakteristisches bietet. Sonst sind solche Basare im Kaukasus durch ihre Völkertypen und die feilgebotenen Waren sehr interessant und lehrreich. In einigen Hausgärtchen bemerken wir im Grunde *Laurus nobilis*, charakteristisch für das hiesige Klima. Bald trägt uns der wohlbesetzte, nicht gerade sehr bequeme Omnibus, in dem mit uns zwei Popen Platz genommen, auf unabsehbarer, ebener Straße unserm heutigen Reiseziel entgegen. Wir sind zu aufgeklärt, um die beiden schwarzen, alten Herren nach hiesigem Aberglauben als ein böses Omen anzusehen, um so weniger, als einer derselben von einer lieblichen Tochter begleitet war. Ein rechtes Gespräch ließ sich mit unsrer Reisegesellschaft nicht anknüpfen, da sie schwach im Russischen und wir des Mingrelischen nicht mächtig waren. Um so lebhafter ging es in den zwei uns vorausfahrenden und in dem nachfahrenden Omnibus zu, wo die Passagiere beiderlei Geschlechts, zusammengepreßt wie

Häringe in der Tonne, trotz der schwülen und heißen Luft sich in lautem Gespräch und Gesang vergnügten. Zum öfteren begegneten wir Reitern und Reiterinnen auf kleinen mageren Pferdchen, die Frauen nach Männerart reitend in europäischem Kostüm. Auffallend ist, daß die reitenden Damen über das gewöhnliche Kleid noch zwei lange, vorn und hinten übereinander gehende breite Schürzen tragen, welche die Füße bedecken und über dieselben beträchtlich herabhängen. Nach etwa dreistündiger Fahrt kommen wir zum Chopifluß, über den jetzt eine neue große Brücke führt, während auf der Karte noch eine Fähre verzeichnet steht. Rechts steigt die Landschaft zu mäßig hohen Bergen an, über deren Fuß die Straße sich aufwärts zieht. Links von uns erhebt sich der Berg Urta, der in seinem Schoße Gold enthalten soll, jedoch hat noch Niemand solches gefunden. Dagegen ist der Berg wirklich ein Goldberg, aber in anderer Beziehung. Die Bewohner des naheliegenden Dorfes Cheta sammeln die Blätter des dort in großen Mengen wild wachsenden *Laurus nobilis*, die getrocknet und dann als Gewürz nach Europa ausgeführt werden und manches blanke Goldstück einbringen. Bald gehts wieder hinunter in die weite Ebene und nach etwa sechsstündiger Fahrt gelangen wir in ziemlich einförmiger Landschaft nach Sugdidi, der Hauptstadt von Mingrelien, mit zirka 1675 Einwohnern, der einstigen Residenz des Fürsten Dadian. Wir steigen in der Mitte des langgestreckten Städtchens in einem erträglichen Gasthaus ab. Auf der breiten Straße vor unserm Haus und noch mehr im Schatten der sich wohl einen Kilometer hinziehenden Allee, die ihr parallel läuft, geht es gar lebhaft zu. Die buntfarbigen Kostüme der Männer und Frauen heben sich um so vorteilhafter ab von dem saftigen hellgrünen Laub mächtiger Platanen, den

dunkelblättrigen, stattlichen Magnolien (*Magnolia grandiflora*) und den außerordentlich hochgewachsenen, zartgefederten Akazien (*Akazia Julibrissin*). Diese stehen in voller Blüte und die prächtigen, aufrechtstehenden, rosa-roten Blütenbüschel verbreiten lieblichen Duft. Obgleich bei den schon pyramidal geformten Magnolien die eigentliche Blütezeit vorüber ist, leuchten doch noch da und dort über den glänzenden Blättern die schneeweißen, eierförmigen, großen Blütenknospen oder die entfalteten, einer kleinen Schale ähnlichen, aufgegangenen Blüten uns entgegen. Sie haben den starken, betäubenden Geruch der Orangeblüten. Das ist ein ungemein üppiges Wachstum, was außer den günstigen klimatischen Verhältnissen dem Umstand zu verdanken ist, daß die Bäume „an Wassern gepflanzt sind“, ein wasserreicher Kanal führt zwischen durch. Die große Hitze und die mit Wasserdämpfen reichlich gesättigte Luft mag wohl den Pflanzen sehr zuträglich sein, für uns ist sie fast unerträglich. Große Perlen Schweißes entquellen fortwährend unsern Poren, wir sind den ganzen Tag so naß, als wären wir eben aus dem Wasser gezogen. Das hält uns aber nicht ab, dem alten Schloß, dem ehemaligen Sitz der Fürsten von Mingrelien, mit seinem ausgedehnten Park einen Besuch abzustatten. Dieser schließt sich an jene lange Allee an. Die kunstvollen Anlagen, seltene Arten von Bäumen und Büschen, prächtige Laubgänge, lauschige Bosquets, plätschernde Springbrunnen, künstliche Seen mit Inseln, ein rauschender Bach mit kleinem Wasserfall erfreuen unser Auge. Hochstämmige, schlanke Platanen mit weißgrauer glatter Rinde bilden mit ihrem hochgewölbten Blätterdach die breiten Alleen, die in der Perspektive uns an die hohen Gewölbe der zum Himmel strebenden gotischen Dome erinnern, engere Wandelgänge die dicht nebeneinander

gepflanzten hochaufgeschossenen Weißbuchen. Prächtige Koniferen, Frenellen, Kryptomerien, Thujen und Zypressen von seltener Größe, kolossale Magnolien, duftende Linden, elegante Granatbäume mit blutroten gefüllten Blüten, eßbare und Roßkastanien, hartholzige Celtis, die seltenen Korkeichen usw. breiten ihre Äste über die Beete, deren Ränder mit üppig wachsenden Büschen buntblättriger Evonymus, Deuzien, Hortensien, Calicanthus floribundus und andern, mir nicht bekannten Ziersträuchern bepflanzt sind. Arm-dicke Schlingrosen, riesige Bignonien und Glyzinien, wilder und verwilderter Wein, die sich da und dort hoch über die Wege ziehen, erregen unsre Bewunderung. An den Park schließt sich ein großer Wald an. An den Wirtschaftsgebäuden vorbei gelangen wir zum Schloß, das hinter einem großen Felde uns entgegenwinkt. Hier waren wohl einst wohlgepflegte Blumenbeete, die den Eintretenden, freundlich begrüßten, und jetzt — o Prosa des Lebens! — sehen wir da Kartoffel- und Bohnenäcker, während auf weiten Strecken dichtes Unkraut wuchert. Auch im Parke ist alles verwildert, die Wege vielfach überwachsen, an vielen Stellen hundertjährige Baumriesen ausgehauen, um Maispflanzungen anzulegen. Es fehlt der Gutsherr, er kümmert sich seit Jahren nichts um sein herrliches Besitztum. Auch von den Gebäuden ist die weißgetünchte Kirche das einzige noch gut erhaltene, sie steht im Schatten mächtiger Linden. Nicht weit davon liegt das in persischem Stil gebaute, von malerischen Türmen flankierte Schloß, dessen von Rauch geschwärzte Fensteröffnungen mit Brettern vernagelt sind. Wir suchen von der Rückseite hineinzukommen, wo der durch die langen Seitenflügel des Hauptgebäudes gebildete Raum mit Gartenanlagen bedeckt ist, in deren Mitte ein Springbrunnen sein Wasser in eine große Schale ergießt.

Auch hier überall die Spuren des Verfalls und der Vernichtung; in den noch einigermaßen erhaltenen Dienerzimmern lagern Sänften, Kronleuchter, Spiegel, allerlei Möbel u. dgl. Da sitzt auch der Wächter, ein altes Männchen, die Pfeife schmauchend und meldet uns, daß er die Schlüssel zum Schloß nicht habe und wir darum nicht eintreten können. Wir betrachten noch von weitem die großartige Veranda, die auf den Garten hinausgeht; sie trägt prächtige Vertäfelung und persische Zierat, die auf die frühere Pracht und Herrlichkeit schließen lassen. Welche frohen, rauschenden und glänzenden Feste mögen einst hier gefeiert worden sein! Wie viele schöne Damen und elegante Kavaliere mögen sich einst in diesen weiten Räumen und in dem herrlichen Park ergangen haben! Fast ein halbes Jahrhundert schon steht das Schloß leer (es wurde 1855 von den Türken angezündet); kein Mensch bekümmert sich um dasselbe. Das prächtige Besitztum liegt auf diese Weise unbenutzt, einem verschwunzenen Schlosse zu vergleichen, von wildem Gesträuch überwuchert. Sollte das edle Geschlecht der Fürsten von Mingrelien, das einst so mächtig war, dessen Machtgebiet sich weit nach Suanetien und Abchasien hinein erstreckte, nicht die Mittel haben, dieses schöne Herrenhaus mit seinem üppigen Park wieder herzustellen, ein Denkmal früherer Pracht und Herrlichkeit, das den Wanderer so trübe stimmt? Es ist jammerschade, daß dieses schöne Stück Erde so vernachlässigt wird. Wenn der Besitzer nichts dafür tun will und es als Majoratsbesitz nicht veräußern darf, so könnte das Anwesen wenigstens verpachtet werden, es wäre das ein vorzüglicher Platz für eine landwirtschaftliche Akademie oder Ackerbauschule, deren der Kaukasus so sehr bedarf.

Zum Ingur, über den wir setzen müssen, um nach

Ssamursakan zu gelangen, sind von Sugdidi zirka 7 km. Der Weg dahin kann zu Wagen zurückgelegt werden. Wir fahren zwischen Gärten und Feldern und später gehts im Laubwald hinunter zur Talsohle. Rechts von uns tauchen die Ruinen der stattlichen Burg Ruchi auf, welcher drüben hinter dem Ingur auf hohem Berge eine andere Burg von geringerem Umfang zu entsprechen scheint. Wer die Erbauer gewesen, ist nicht bekannt, man sucht sie unter den Genuesen. Da ist auch der Fluß Ruchi, der als Vorläufer des Ingur angesehen werden kann. Kaum 3—4 Faden breit, ist er tief und reißend, durch Regengüsse und Schneeschmelze angeschwollen, sodaß unser Kutscher sich nicht getraut hindurchzufahren. Wir müssen aussteigen auf schmalem, aus einem schwankenden Balken bestehenden Steg hinüberklettern und unser Gepäck nachtragen lassen. Bis zum Ingur bleiben noch einige hundert Schritte, aber das Rauschen des gewaltigen Stromes dringt deutlich an unser Ohr. Dieser bedeckt, größere und kleinere Inseln bildend, jetzt eine breite Fläche von nicht weniger als 1 km mit seinem Wasser, bei Hochwasser wohl dreimal mehr, denn der niedrige Uferrand, auf dem wir uns zwischen ärmlichem Gebüsch dem Strome nähern, wird dann weithin überschwemmt. Dann ist ein Übersetzen überhaupt nicht möglich, während es jetzt nur mit einiger Gefahr verbunden ist. Der Fluß entsteht im „freien Suanetien“ aus den Quellbächen Muchuri und Kalari. Sie entspringen den Gletschern der Hauptkette in einer Höhe von über 6000' und empfangen von den mächtigen Bergriesen Schchara, Dschanga-Tau, Tetnuld, Gestola, Tiutiurgu, Gwalda, Batil Tau, Aldyr-Tau, Uschba usw. zahlreiche Gewässer; auch der auf seinem linken Ufer steil ansteigende, schneereiche Kamm, welcher sich zwischen den Quellen des Zcheni-

Zehali und Ingur aufbaut und in dem 10,245' hohen Dadiasch gipfelt, nährt ihn mit seinen eisigen Bächen. Später durch die vom 12,201' hohen Kaurmasch kommende Nakra, die größere Nenskra und andere Bäche verstärkt, fließt er mehr als die Hälfte seines Laufs zwischen himmelhochstarrenden Felsen in enger wildromantischer, schwer zugänglicher Schlucht dahin, betritt auf kurze Zeit die Ebene und ergießt die Hauptmasse seiner Gewässer in einer Breite von 40—50 Faden bei Anaklia ins Schwarze Meer. Auf der Fünfwerstkarte des russischen Generalstabs ist ein Pfad eingezeichnet, der in seinem Tale aufwärts führt. Aber seit langer Zeit hat kein Mensch diesen Pfad betreten, er ist unpassierbar¹. Als vor einigen Jahren eine kleine Abteilung kaukasischer Soldaten dieses Wagnis unternahm, hatte sie mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen und verlor die meisten Pferde. Sie mußte sich vielfach neue Wege bahnen, improvisierte, halsbrecherische Brücken schlagen und konnte nur mit der größten Langsamkeit vorrücken. Da, wo wir uns jetzt befinden, wälzt der Fluß seine schmutzigen Wellen zwischen einförmigen, nicht hohen Ufern dahin, dagegen gewähren die Bergketten, aus deren Schluchten er hervorbricht, ein hübsches landschaftliches Bild. Am Ufer bemerken wir eine Menge Menschen und Tiere, die der Überfahrt harren. Schon wird auch der wenig Vertrauen erweckende Kahn, dem wir unser Leben anvertrauen sollen, am Ufer heraufgezogen. Wir steigen ein, lassen aber nicht mehr als 10—12 Menschen mit uns fahren und geben den Befehl, die Reitpferde nicht vom Boot aus nachzuziehen (das ist gefährlich) sondern sie weiter oben mit einem Führer durch den Fluß schwimmen zu lassen.

¹ Durch diese Schlucht wird jetzt eine Straße von der mingrelischen Ebene nach Suanetien gebaut.

Hahn, Neue kaukasische Reisen und Studien.

Mit kräftiger Hand stoßen die Ruderer vom Land und lenken das schwankende Fahrzeug mit der Strömung abwärts in die Mitte des Flusses auf eine Insel, dort springen einige in das hier seichte Wasser, ziehen das Boot ein Stück weit hinauf und überlassen es dann wieder dem zweiten, wilderen Arm des Stroms. Nach einigen nicht ganz ungefährlichen Manipulationen gelingt es, dem ziemlich hochansteigenden, rechten Ufer nahe zu kommen und ein Tau hinauszwerfen, das von einigen Männern aufgefangen und rasch um einen dicken Pflock geschlungen wird. Mit einem nicht ganz zarten Stoß landen wir seitwärts und sind gerettet. Mit erleichtertem Herzen steigen wir nach dem gefährlichen Spiel ans Land.

II.

Hinter dem Ingur beginnt das zum Ssuchumerkreis gehörende Land der Ssamursakaner, das sich bis zum Galisgafluß¹ erstreckt. Es hat einen Flächenraum von 8,254 qkm mit zirka 129 653 Einwohnern. Es ist weitaus der bevölkertste Landstrich des genannten Kreises. Der Hauptort ist das kleine Okum, das wir aber rechts liegen lassen. Nicht weit vom Ingur auf dem Kosakenposten Ozarze warten unsre Pferde. Den ganzen Tag reiten wir nun durch eine ziemlich ebene Landschaft, wo Wald mit Feldern abwechselt. In Gali und Muchuri wird etwas gerastet, bis neue Pferde gebracht werden. Nach ermüdendem Ritt sind wir um 6 Uhr abends in Otschemtschiri. Unterwegs sind überall die Anfänge respektive die Grundlagen der Chaussee zu sehen, welche von Noworossuisk längs dem Schwarzen Meer über Ssuchum nach Sugdidi führen wird. Obgleich sie schon Millionen verschlungen haben soll, scheint sie doch noch

¹ Genauer bis zum Fluß Ochuri.

weit von der Vollendung zu sein, es fehlen noch viele Durchlässe und Brücken über die zahlreichen größeren und kleineren Flüsse, und, wo solche etwa vorhanden waren oder vorhanden sind, müssen sie als halb zerstört oder unbrauchbar und oftmals nicht einmal mit einer Anfahrt versehen umgangen werden. Glücklicher wer, wie wir, zu Pferde über die oft ziemlich tiefen Gewässer setzen kann. Den Galisgafluß überschreitend, gelangen wir in das Gebiet der reinen Abchasen und bleiben in demselben bis zum Kodor. Wenn wir von reinen Abchasen sprechen, so ersieht der geneigte Leser daraus, daß wir die Ssamursakaner nicht zu ihnen rechnen. Es ist das eine ethnographische Streitfrage, welche aber nicht schwer zu lösen ist. Die einen sehen in den Bewohnern von Ssamursakan Abchasen, die sich seit zirka zwei Jahrhunderten mit den benachbarten Mingreliern vermischt haben, die andern halten dafür, daß sie von Anfang an ein Mischvolk aus Grusinern, Guriern, Mingreliern, Imeretiern darstellen, die zu verschiedenen Zeiten eingewandert sind und sich assimiliert haben. In der Zeitung „Kasbek“ vom Jahre 1897 sucht ein alter gebildeter Ssamursakaner diese Streitfrage wie folgt, zu lösen: „Die Ssamursakaner gehören zum abchasischen Stamm und haben sich aus rein religiösen Gründen von ihnen abgeteilt. Bis zum 14. Jahrhundert blühte in Abchasien das Christentum, aber mit dem Niedergang der Macht der Griechen und der Besitzergreifung des kaukasischen Ufers des Schwarzen Meeres durch die Türken nahmen die Bergvölker alle den Islam an mit Ausnahme der Ssamursakaner, die am christlichen Glauben festhielten. Die christliche Religion war dann der Grund, daß die Ssamursakaner sich den benachbarten Mingreliern näherten und ihre Sprache teilweise annahmen. Im Volk lebt die Überlieferung fort,

daß die Ssamursakaner dem Islam energischen Widerstand geleistet und die Abchassen mit allen Mitteln zu überreden gesucht haben, doch ja dem Glauben der Väter nicht untreu zu werden. Bei einem solchen Gespräche soll ein Ssamursakaner gegähnt und dabei, wie es der Brauch ist, sich bekreuzigt haben. Sein Verwandter, ein Mohammedaner, lachte darüber und fragte, warum er sich bekreuzigt habe. Der aber antwortete: Unsre Väter haben uns gelehrt, auf diese Weise unsern Mund rein zu halten vom Teufel. Der Abchase erwiderte: Das ist alles dummes Zeug, schon viele Jahre bekenne ich mich zur Lehre Mohammeds, mache nie das Zeichen des Kreuzes, fühle aber nicht, daß der Teufel in mir sitzt. Da lächelte der Ssamursakaner und sagte: Deine Worte beweisen eben klar, daß aus deinem Munde der Teufel spricht.

Auf meiner Reise suchte ich die Aussagen des „alten Ssamursakaners“ im „Kasbek“ durch Beobachtung der Menschen und durch Ausfragen richtig zu stellen. Die Ssamursakaner selbst zählen sich wirklich zu den Mingreliern und näher zum Ingur unterscheidet sich ihr Typus wenig von dem der Mingrelier; je weiter wir aber im Lande vordringen, desto mehr fällt der Unterschied in die Augen. So unterscheiden sich die Bewohner von Gali und Muchuri durch ihren hohen Wuchs und kräftige Gestalt, die große stark gebogene Nase und die schwarzen Augen, die unter den herabhängenden Augenbrauen wild hervorblicken, von ihren Nachbarn namentlich im Südosten. Das ist ein ganz anderer Menschenschlag als dort, wo die Gesichtszüge viel feiner und der Ausdruck der Augen viel weicher ist, zugleich aber sind die Männer viel kräftiger gebaut als die eigentlichen meist sehr hageren Abchassen. — Wenn nun aber in Ssamursakan die meisten adeligen

Familien abchasisch sprechen, wenn abchasisch bis auf den heutigen Tag in verschiedenen Dörfern dieser Landschaft, die Eschketi, Bedia, Gali, Okum u. a. sich als Umgangssprache erhalten hat, wenn viele Familiennamen, wie Scherwaschidse, Margani, Marschani, Swanbai, Lakerbai, Emuchwari u. dgl. ganz die gleichen sind wie im echten Abchasien oder sich nur wenig verändert haben, wenn ferner die Ehe, die bei den Mingreliern nur Geltung hat, wenn sie vom Geistlichen vollzogen ist, bei den Ssamursakanern einer kirchlichen Weihe nicht bedarf, wenn sich außerdem hier noch andere echt abchasische Gebräuche erhalten haben, so wird der „alte Ssamursakaner“ docht recht behalten, wenn er seine Landsleute als Abhasen bezeichnet. Daß sich zwischen den Stammesgenossen eine solche Kluft aufgetan und daß die Ssamursakaner die Abhasen verleugnen, daran ist weniger die durch die christliche Religion erleichterte Vermischung mit den Mingreliern, als der schroffe Gegensatz zwischen Christentum und Islam schuld. Die christlichen Ssamursakaner bildeten sich auf ihren Glauben nicht wenig ein und gelten natürlich auch in den Augen der russischen Regierung als viel zuverlässigeres Element, haben sich auch in schweren Zeiten als solches bewährt und bei den Aufständen der Bergvölker stets treulich an der Seite der Russen gefochten, so daß im Jahre 1840 Kaiser Nikolaus I. dem Volk für hervorragende Tapferkeit eine Fahne mit huldvollem Reskript verlieh.

Zwischen Galisga und Kodor ist das Land ausschließlich von Abhasen bevölkert; man zählt ihrer hier 15,820 Seelen; in den Umgebungen von Ssuchum zwischen den Flüssen Kodor und Psyrtchu haben verschiedene Ansiedler, wie Mingrelier, Griechen, Armenier, Deutsche, Russen Esthen usw. die Abhasen ersetzt, welche vielfach frei-

willig ausgewandert sind. Wir finden dort nur noch ein abchasisches Dorf. Dagegen treffen wir, wenn wir längs des Ufers nach Nordwesten weiter gehen, durchgehend abchasische Bevölkerung vom Psyrtschu bis Gagri. In dieser gesegneten Landschaft liegt die Residenz der ehemaligen Fürsten von Abchasien, dort der heilige Berg Duripsch. Wir werden später den Leser in das schöne Land hinein-führen, verweilen aber noch einige Augenblicke bei Otschemtschiri und beschreiben noch kurz unsre Reise von da nach Ssuchum.

Otschemtschiri, von Armeniern und Griechen bewohnt, ist ein recht trauriges Nest; es liegt, sich weit ausdehnend, am Ufer des Meeres, ohne aber die Vorteile einer schützenden Bucht zu genießen. Daher legen die Dampfer nur selten und auch dann weit vom Ufer an. Die wenigen Agen-turen, die ihre Kontore hier errichtet haben, verladen ihre Produkte auf kleine Segelschiffe. Ausgeführt werden Mais, Tabak, verschiedene Hölzer, namentlich Nußbaum. Wenn sich die in allerneuester Zeit in der Nähe entdeckte Steinkohle als brauchbar erweist, so steht dem Ort viel-leicht eine glänzende Zukunft bevor. Man hatte, als wir uns dort aufhielten, 10,000 Pud dieser Kohle für die auf dem Schwarzen Meer manövrierende Eskadre russischer Kriegsschiffe vorbereitet, doch hat seitdem nichts darüber verlautet. Von Otschemtschiri ist der Weg nach Ssuchum im Wagen zu befahren. Wir setzten uns in den demo-kratischen Omnibus und fuhren in Gesellschaft abchasischer Arbeiter bis zur Station Kodor auf dem linken Ufer des gleichnamigen Flusses. Die Straße wird schlecht im Stand erhalten, zu verschiedenen Malen mußten wir aussteigen, weil die Brücken über die vielen Bäche und Flüsse recht defekt waren. Ziemlich gut erhalten war zu unserm Glück

die große Brücke über die breite Mokwa, an deren Ufer etwas weiter oben die alte Kathedrale von Mokwi, aus dem zehnten Jahrhundert stammend, steht, einst ein prächtiges Gotteshaus, das in dem jetzigen, nur dürftig restaurierten Zustand kaum mehr einen Begriff gibt von der alten Herrlichkeit. Rechts und links vom Wege baut sich schöner Laubwald auf, manchmal unterbrochen von Mais- und Tabakpflanzungen oder von sumpfigem Terrain, mit Schilf und Binsen bewachsen. Überall wuchert üppig der Adlerfarren und erreicht mit seinen eleganten Wedeln eine Höhe von einem Faden und mehr. Endlich winkt uns von weitem die mächtige Kuppel des auf einer Anhöhe am Kodor liegenden Klosters Drandi¹ und wir gelangen zur Station Kodor, wo eine große Brücke über den mächtigen Fluß führt. Hier bietet man uns schlechtgeräucherte Fische aus dem fischreichen Kodor (große Störe und Hausen) an, sie sehen aber wenig appetitlich aus. Am Kodor finden wir einen Wagenlenker, welcher uns in einem sogenannten Phaeton für geringes Geld nach Ssuchum zu bringen verspricht. Der Weg führt wieder durch Wald, der in Gemeinschaft mit der vom Meer her wehenden frischen Brise die große Hitze etwas vermindert. Nach einigen Stunden verkündigen uns die Aufschrift „Dioscurias“ am Rande des dem Großfürsten Alexander Michailowitsch gehörenden Waldes, die großen Gartenanlagen und die an der Berghalde im Schein der Abendsonne erglänzenden Landhäuser die Nähe der kleinen Stadt, die sich an der weiten Bucht in sanft ansteigenden Terrassen aufbaut. Ssuchum wird für die nächsten zwei Wochen der Ausgangspunkt unsrer

¹ Es ist das ein uralter, nunmehr restaurierter Bau aus sehr großen und massiven Ziegeln, wie wir sie sonst nur in den alten griechisch-byzantinischen Bauten des westlichen Grusiens vorfinden.

Streifzüge nach Neu-Athos, Gudauti, in die frühere Hauptstadt Abchasiens, Lychni, zu den deutschen Kolonien Gnadenberg und Neudorf, sowie in die Zebelda, d. h. den Mittel- und Oberlauf des Kodor sein.

Das Städtchen Ssuchum¹, das nach der Zählung von 1897 1998 Einwohner aufweist, ist hübsch gelegen und macht durch seine üppigen Gärten einen sehr freundlichen Eindruck. Das Meer bildet hier eine große geschützte Bucht, doch kommen die großen Dampfer mit größerem Tiefgang nicht bis zu den Landungsbrücken, sondern bleiben in einiger Entfernung vom Ufer stehen. Die hinter der Stadt zu ziemlicher Höhe ansteigenden Berge, von denen einige leicht zu erkennende Kurgane auf ihrem Rücken tragen, sind mit frischem Grün bedeckt und geben der Landschaft ein liebliches Gepräge. Überhaupt steigt von Ssuchum an das schon hinter Batum sich verflachende, einförmige, kaukasische Ufer des Schwarzen Meers, es kommt mehr Abwechslung, mehr Leben in die Landschaft und so bieten die näheren und ferneren Umgebungen der Stadt viele landschaftliche Reize. Ssuchum hat den Archäologen viel zu schaffen gemacht, indem sie die alte miletische Kolonie Dioscurias hierher verlegen wollten. Die zahlreichen dioscurischen, kolchischen und andere Münzen, sowie seltene Kameen, die man im Meeressande hier gefunden hat und noch findet, können freilich nicht als Beweis dafür gelten, daß gerade das alte Dioscurias hier gelegen; sie beweisen nur, daß die Alten, die herrliche Bucht benutzend,

¹ Ssuchum heißt bei den Einheimischen Aku = Akua, wohl vom abchasischen akh und khua = Ufer, mit Steinen beworfen, steinigtes Ufer. Nach andern kommt der Name vom abchasischen Sa-gum d. h. an der Gumista gelegen. In den grusinischen Chroniken wird es Tzchomi oder Tzchumi genannt.

irgend eine Niederlassung hier gegründet haben, die aber wohl im Meer verschwunden und mit Sand und Wasser bedeckt ist. Dem aufmerksamen Beobachter kann es nämlich nicht entgehen, daß am Südufer der Bucht, also da, wo jetzt die Boulevards angelegt sind, bis hin zur alten türkischen Festung das Meerwasser das Ufer beständig unterwühlt und, solange noch keine Schutzmauer mit vorliegendem Pallisadenzaun errichtet war, ohne Zweifel große Stücke desselben weggerissen hat¹. Die zerstörende Wirkung der Brandung zeigt sich in den großen Höhlungen der untersten Kalksteinquader in der Schutzmauer. Auf angestellte Nachfragen erfuhr ich, daß ältere Leute sich noch sehr gut dessen erinnern, wie einst da, wo jetzt das Meer platzgegriffen, Häuser und Hütten gestanden haben. Im Gegenteil dazu rückt das Ufer auf der Ostseite der Bucht sichtbar vor, namentlich an der Mündung des Kelassur, der mit Mühe sich einen schmalen Ausgang ins Meer durchbricht. Durch die Schlamm- und Sandmassen, welche der Fluß bei Hochwasser mit sich führt, sowie durch die starke Brandung des Meeres hat sich an seiner Mündung ein ziemlich breiter und hoher Damm gebildet. Die noch gut erhaltenen Reste einer alten Mauer, die sich weit ins Land hineinziehen soll, endigen in einer Befestigung, welche jedenfalls am Ufer des Meeres gelegen war, jetzt aber beträchtlich davon absteht. Alle diese Umstände, sowie die Mitteilung, welche mir auf meiner Reise von zuverlässiger Seite gemacht worden, daß die Örtlichkeit in der Nähe der Kodormündung bei den Einheimischen den Namen „Skur“ trage, bestimmen mich, an meiner früheren Ansicht, daß Dios-

¹ Ein gleiches zeigt sich bei Pizunda, wo vor nicht langer Zeit ein großes Stück Wald mit ca. 400 Fichten im Meer versunken ist, ebenso im Winter 1910/11 in Batum.

curias an Stelle des jetzigen Ssuchum gelegen sei, irre zu werden (cfr. Aus dem Kaukasus S. 19, 20). Der Leser findet dort noch einige Notizen über die Stadt, die ich noch dahin vervollständige, daß die großen italienischen Handelsstädte hier ein Emporium hatten, worauf verschiedene alte Bauwerke, unter anderem auch die sogenannte „venezianische Brücke“ bei Ssuchum hinweisen. Auf die Herrschaft der Genuesen folgte seit 1455 die der Türken. Jetzt wurde die Stadt ein Hauptort für den Sklavenhandel. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts wurde die Stadt stark befestigt und eine zahlreiche Besatzung unter dem Oberbefehl eines Paschas hineingelegt. 1810 kam Ssuchum zum erstenmal in russischen Besitz, wurde aber während des Krimkriegs und später im Jahre 1877 wieder von den Türken und aufständischen Abchasen zerstört¹. Nach dieser Katastrophe erholte es sich bald wieder und wächst als der Hauptpunkt des Tabakhandels am Schwarzen Meer mit raschen Schritten.

Man hat in den letzten Jahren in russischen, namentlich kaukasischen Zeitungen über Ssuchum als Winterkurort für Brustkranke viel geschrieben und es vielfach den Kurorten an der Riviera an die Seite gestellt. Schon hat sich auch die Spekulation der Sache bemächtigt und die Plätze und Häuser steigen von Tag zu Tag im Preise. Bei seiner geschützten Lage und einer jährlichen Durchschnittstemperatur von 14,9° C könnte es wenigstens im Winter, wo kein Fieber herrscht, als sanitäre Station dienen. Aber abgesehen von der großen Feuchtigkeit der Luft und den starken Niederschlägen (jährlicher Durchschnitt 1231 mm), die namentlich im Winter sehr zahlreich sind (November

¹ Vgl. Weidenbaum, Führer durch den Kakasus (russisch).

112, Dezember 102, Januar 100, Februar 75, März 104, April 109), fehlt es fast an allem, was man von einem modernen Kurort verlangen kann, namentlich an der nötigen Reinlichkeit und dem für Kranke so notwendigen Komfort. Ebenso fehlt es ganz und gar an allen und jeglichen Ressourcen für geistige, ästhetische und gemütliche Anregung. Reiche Russen, die es versucht haben, dort den Winter zuzubringen, haben es nicht lange ausgehalten und sollen mit den Worten geschieden sei: „Einmal, und nicht wieder!“

Entzückend ist freilich das ungemein üppige, rein subtropische Wachstum in Ssuchum, und der Freund der Natur sollte nicht versäumen, dem Stadtgarten, dem botanischen Garten und namentlich einigen der im Westen der Stadt liegenden großen und großartigen Gartenanlagen einen längeren Besuch abzustatten. Er wird sich ungern losreißen von der mannichfaltigen und üppig wachsenden Pflanzenwelt. Schöne Exemplare verschiedener Palmenarten, namentlich *Chamaerops excelsa* im Grund bilden lange Alleen, mächtige Magnolien, Korkeichen, mit Blüten übersäte Oleander, Camelien, verschiedenartige Bioten, Cypressen, Cedern, Cryptomerien, Frenellen usw. erfreuen durch ihr frisches Grün in verschiedenen zarten Nüancen unser Auge. Jeder Garten hat seine eigene Physiognomie, seine besondere Spezialität. Den größten Reichtum bietet der wohlgepflegte Garten des Großfürsten Alexander Michailowitsch, des Schwagers des russischen Kaisers. Er hat ihn vor ca. 10 Jahren käuflich erworben. Die in der gleichen Gegend gelegenen Handelsgärtnereien stellen mit der Zucht verschiedener Pflanzen interessante Versuche an. So hat eine von ihnen im Meersand große Hyazinthenplantagen angelegt, die guten Ertrag geben. Die Zwiebeln finden trotz

ziemlich hoher Preise guten Absatz nach Moskau und anderen Städten im Innern von Rußland und zeichnen sich dadurch aus, daß sie früher als die holländischen zur Blüte kommen; einige entfalten schon zu Weihnachten ihren prächtigen Flor.

Im Kreise von Ssuchum, und zwar in geringer Entfernung von der Stadt, haben sich seit entlichen Jahren auch Deutsche angesiedelt¹. Viele derselben kamen aus Bessarabien, wohin ihre Eltern und Großeltern aus Sachsen eingewandert waren, andere aus Österreich, noch andere von der Wolga. Es sind vor allem die Kolonien Gnadenberg und Neudorf, erstere nur von Deutschen bewohnt, während das größere Neudorf je zur Hälfte deutsche und esthnische Bewohner hat. Beide sind Lutheraner. Die Leute haben das Verdienst, ein fiebriges, von vielen Schluchten durchfurchtes, vorher unfruchtbares Terrain im sauren Schweiß ihres Angesichts für die Kultur gewonnen zu haben. Besonders harte und langwierige Arbeit verursachte das Ausrotten des so üppig wuchernden und tiefwurzelnden Adlerfarrens, sowie verschiedener Schlinggewächse. Jetzt fällt das Auge überall auf wohlbebaute Mais- und Getreidefelder, auch hat man in neuerer Zeit mit Erfolg edle Obstsorten angepflanzt. Der Wein wächst fast wild, ist aber auch darnach. Die Kolonisten haben durch die Nähe der Stadt, wohin sie Milch, Butter und Obst liefern, einen guten Verdienst und im ganzen ihr gutes Auskommen. Die so einträglichen Tabakpflanzungen haben sich bei ihnen nicht eingebürgert, sie selbst sagen, daß sie

¹ Man zählt im gumistinischen (ssuchumischen) Teil des Ssuchumkreises sechs russische, zehn griechische, zwei deutsche, drei esthnische, fünf mingrelische Ansiedlungen neben einer abchasischen Gemeinde. Auch bulgarische Ansiedler leben in Drandi zusammen mit Russen.

nicht verstehen damit umzugehen. Das Fieber, das anfangs große Verheerungen unter den Kolonisten anrichtete, läßt infolge der Kultur mehr und mehr nach. Die beiden Gemeinden, die etwa 2 km voneinander entfernt liegen, haben sich in diesem Jahr ein stattliches Bet- und Schulhaus nebst hübscher Wohnung für den Lehrer gebaut, woraus sich schließen läßt, daß die Leute sich wirklich da wohl fühlen und nicht gedenken wegzuziehen. Jede Familie bekam von der Krone zehn Dessätinen Land, von welchen noch lange nicht alles angebaut ist, übrigens ist auch viel Wald dabei. Mit den besten Eindrücken schieden wir von unsern Landsleuten, die uns sehr freundlich aufgenommen hatten. Von einem Besuch der weiter abgelegenen esthnischen Kolonien (die größte ist Esthonskoje in der Nähe von Drandi an Kodor) mußten wir wegen Mangels an Zeit absehen.

III.

Unsre nächsten Ausflüge galten dem eigentlichen Abchasien im Bezirk von Gudauti und der einstigen Residenz der abchasischen Fürsten, Lychni, und dann der Zebelda, dem Mittel- und Oberlauf des Kodor, wo die Abhasen einst feste Wohnsitze hatten, die sie aber nach mehreren Aufständen teils freiwillig, teils gezwungen verließen. Wir wollten wenigstens bis Pizunda vorstoßen, wo allerdings keiner der zahlreichen Dampfer, welche den Verkehr vermitteln, anhält. Wir bestiegen, um nach Gudauti, der zweiten Station von Ssuchum aus, zu gelangen, einen gerade fälligen kleinen Dampfer der „Asowschen“ Gesellschaft, der nur Passagiere zweiter Klasse und Deckpassagiere aufnimmt. Da diese Schiffe viel billiger sind als die der „Russischen“ Gesellschaft, so sind sie in der Regel ziemlich überfüllt. Sehr reinlich werden diese Schiffe nicht gehalten,

von Einzelkajüten ist keine Rede, das Essen recht einfach. Das Meer war ziemlich bewegt und, als wir an Bord kamen, lagen eine Menge Frauen und Kinder, auch Repräsentanten des starken Geschlechts, auf Deck und zahlten dem Meere ihren Tribut. Wir waren froh in der unappetitlichen Gesellschaft nicht länger als etwa drei Stunden verweilen zu müssen. Vor dem malerisch gelegenen Kloster Neu-Athos mit seinen schimmernd weißen Kirchen und Gebäuden, umgeben vom frischen Grün duftiger Gärten, hält das Schiff, um Pilger aufzunehmen. Wir machen dem Kloster später einen Besuch. In Gudauti kam das Boot, das uns ans Land bringen sollte, nur mit großer Mühe an den Dampfer heran, da die Wellen hoch gingen, und als wir schon ganz nahe am Land waren, bekamen wir infolge eines ungeschickten Manövers der Ruderer eine der kräftigsten Wellen von der Seite, so daß wir beinahe gekentert hätten; doch wurden wir noch glücklich ans Land geworfen, während die starke Brandung uns mit weißem Gischt bespritzte. Wir hatten die Absicht in mond heller Nacht mit einer Kronsfeljuge (Segelboot) nach Pizunda zu fahren und ich freute mich königlich auf die herrliche Fahrt. Alles war bereit. Da aber die Wellen immer höher gingen und mein Begleiter sich als wenig seetüchtig erwiesen hatte, so mußten wir den schönen Plan aufgeben. Ich glaube, wir hatten es nicht zu bereuen, denn der Besuch von Lychni und Duripsch bot des Interessanten sehr viel und ich hatte Gelegenheit, meine Kenntnisse von Abchasien bedeutend zu vervollständigen. Auf munteren Pferden ritten wir am andern Morgen über waldiges, hügeliges Terrain bergan. Bald zeigten sich die ersten Gehöfte der viele Kilometer weit sich hinziehenden Gemeinde Lychni. Von Dörfern kann man überhaupt in Abchasien nicht sprechen, die einzelnen Gehöfte liegen zu weit aus-

einander und die kleinen Häuser verschwinden im dichten, üppigen Grün der sie umgebenden Gärten ganz und gar, Dichtes Dornengehege, von Schlinggewächsen überwuchert, trennt die Gärten von der Straße. Herrliche Nußbäume, Obstbäume, Kastanien, Feigen, feurig leuchtende Granaten versprechen reiche Ernte, die Reben, die hoch an den Erlen und an Diospyros Lotus hinaufranken, haben schon zahlreiche Beeren angesetzt. Es ist meistens die Isabellatraube, die den üblichen Landwein liefert, doch werden auch edlere Sorten gepflanzt, aus welchen sehr starke Weine mit herrlichem Bukett gewonnen werden, so der weiße „Amalachu“¹ und „Awasyr-chwat“ und der rote „Katschitscha“ und „Apapnysch“. Von andern Gewächsen werden Mais, Panicum italicum, Baumwolle, Tabak, eine Klettergurke, Bohnen, Melonen, Kürbisse gezogen. Zahlreiche Bienenstöcke liefern köstlichen Honig, welcher den wilden, der früher aus den Wäldern gewonnen wurde, verdrängt hat. Wir reiten sozusagen durch einen endlosen Garten, den selten kleine Waldparzellen unterbrechen. In diesen Wäldern, wie überhaupt vielfach in Abchasien, wächst der Nußbaum (*Juglans regia*) wild.

Auf einmal tut sich vor uns ein großer Rasenplatz auf, rechts von tausendjährigen Linden beschattet. Das war der Versammlungsplatz des abchasischen Volks, der Mittelpunkt der Gemeinde Lychni, dessen Name von dem grusinischen Ichini, d. h. Lustbarkeit, herkommen soll. (Die Mingrelier heißen es Supu oder Sufu.) Vor uns am Ende des Platzes steht eine uralte Kirche mit großem Kirchhof, dessen Um-mauerung noch gut erhalten ist und einige Inschriften aufweist, von welchen die eine merkwürdig ist dadurch, daß

¹ Möglicherweise verketzert aus Malaga- und Malwasier(trauben).

sie uns Nachricht gibt von einem im Jahre 1066 „von der Karwoche bis zum Vollmond“ erschienenen Kometen und die andere dadurch, daß sie in den Typen der seltenen grusinischen Schrift „Mchedruli“ abgefaßt ist, die vor dem elften Jahrhundert nirgends in Grusien aufzufinden ist. Es ist also diese Inschrift von allen bekannten die älteste ihrer Art. Die stattliche Kirche in rein byzantinischem Stil mit hohem Gewölbe und Kuppel aus weißem Kalkstein gebaut, zeigt noch gut erhaltene Fresken an den hohen Wänden. Auffallend scheint es, daß dieses christliche Heiligtum inmitten der vom Christentum zum Islam übergetretenen und früher fanatischen Abchasiern sich so wohl erhalten hat. Überhaupt hat eine gewisse Scheu vor den heiligen Stätten, an welchen die Vorfahren ihre Andacht verrichtet, ohne Zweifel das Volk von der Zerstörung der vielen, im Land zerstreuten christlichen Heiligtümer abgehalten. Aber verlassen und nicht gepflegt, fielen sie dem Zahn der Zeit zum Opfer. In der Kirche ruht unter einem Stein mit griechischer Inschrift der Fürst von Abchasien, Sefer Bei, der das Christentum unter dem Namen Georgius annahm. Er unterwarf sich den Russen und heiratete eine Fürstin Dadian. Er war der Vater des letzten Herrschers von Abchasien, des Fürsten Michael Scherwaschidse, und starb 1821. Die Ruinen eines in großem Maßstab angelegten Palastes der abchasischen Fürsten stehen drüben hinter den mächtigen Linden und ihm gegenüber auf der anderen Seite des Platzes eine Kapelle mit weiter Umfriedung, das Denkmal eines russischen Obersten, der beim Aufstand der Abchasiern im Jahre 1866 von dem versammelten Volk auf diesem Platz erschlagen wurde. Im Hintergrund nach Norden und Nordosten steigen die abchasischen Berge an, unter ihnen der heilige Berg Didripsch, auf dessen Gipfel unnahbar der

mächtige Gott Anybsnycha tront, welcher jeden, der es wagen wollte, den Berg zu ersteigen, mit Blindheit schlägt. Da wir das Fürstengeschlecht der Scherwaschidse eben genannt haben, so mögen hier einige geschichtliche Notizen über dasselbe Platz finden.

Was wir über Abchasiens und seiner Fürsten Geschichte wissen, ist in Kürze folgendes¹. Das Land bildete in den ersten Jahrhunderten nach Christus eine Provinz Grusiens mit eigenem Statthalter, später war es ein Teil des lasischen Reichs, in welchem übrigens längs dem Ufer zahlreiche byzantinische Festungen angelegt wurden. Im achten Jahrhundert tauchen abchasische „Zaren“ auf, die mit dem Geschlecht der Bagratiden durch Heirat verwandtschaftliche Bande knüpfen, ihre Macht nach Kartalinien und Mingrelien ausdehnen und ihre Residenz in Grusien aufschlagen, so daß jetzt Abchasien und Mingrelien Statthaltereien werden. Später wird Mingrelien Eigentum der Dadian, Abchasien Eigentum der Scherwaschidse. Byzantinische Schriftsteller erzählen, daß in den Jahren 1120—1123 David, der Erneuerer, die Fürsten von Schirwan (die jetzigen Kreise Schemacha, Goektschai und Dschewad des Gouvernements Baku), die sogenannten Schirwan-Schache (grusinisch: Scherwasche) besiegt, im folgenden Jahre dem Emir Beni-Schedad die Stadt Ani abgenommen und seine Familie nach Abchasien verschickt habe, wo wahrscheinlich auch einige Glieder der Familie Scherwasche angesiedelt wurden. Schon im fünfzehnten Jahrhundert treffen wir dann die Scherwaschidse neben den Dadian als selbständige Herrscher. Im achtzehnten Jahrhundert war Abchasien in drei Teile zer-

¹ Diese historischen Notizen sind dem Buche „Abchasia“ (russisch) von einem Mönch I. N. auf Neu-Athos und anderen russischen Quellen entnommen.

Hahn, Neue kaukasische Reisen und Studien.

fallen, deren Fürsten, alle aus dem ebengenannten Hause, sich gegenseitig bekriegten. Um den endlosen Streitigkeiten ein Ziel zu setzen, ließ Rußland seit 1845 zuerst das beständige Objekt des Zanks, Ssamursakan, durch einen russischen Statthalter verwalten, dehnte aber nachher (1863) seine Macht über das ganze Abchasien aus, wozu ihm das treulose Benehmen des letzten abchasischen Fürsten Michael Veranlassung gab.

Von Lychni gings nach kurzer Rast nach dem Dorfe Duripsch, wo wir die berühmte Gastfreundschaft eines abchasischen Fürsten in Anspruch nehmen und näher zusehen wollten, wie die Abchasen leben. Unterwegs bemerkten wir noch einige alte, echt abchasische Wohnungen, die immer seltener werden. Sie sind in viereckiger oder zylindrischer Gestalt aus Flechtwerk aufgeführt und haben das konische Dach mit Farrenkraut und Schilf gedeckt. Im Winter werden diese primitiven Wohnungen mit Lehm verschmiert, um die Kälte einigermaßen abzuhalten. Diese originellen Hütten kommen mehr und mehr in Abgang, die wohlhabenden Leute und die Fürsten bauen sich ihre Häuser etwas komfortabler nach mingrelischer Art aus dicken Brettern, die der Länge nach in aufrechtstehenden Balken eingefügt sind. Diese Häuser stehen, wie in Imeretien und Mingrelien, zum Schutz gegen Feuchtigkeit auf ziemlich hohen Pfählen, so daß unter dem Fußboden der Zimmer ein freier Raum bleibt für allerlei Wirtschaftsgeräte und einen Teil des Viehs. Der Fürst, dem wir unsern Besuch zugedacht, war selbst nicht zuhause, anstatt seiner empfing uns mit edlem Anstand sein vierzehnjähriger Sohn, bedauerte, daß er sich auf unsern Besuch nicht, wie sich gehörte, habe vorbereiten können und versprach uns in kürzester Zeit ein kleines Mahl bereiten zu lassen. Er sprach ge-

läufig russisch, da er die Schule in Gudauti besuchte. Wir nahmen auf dem breiten Balkon des Hauses, das inmitten einer großen von Bäumen beschatteten Wiese lag, Platz. Es dauerte nicht lange, so wurde uns nach abchasischem Brauch eine Schale mit Wasser gebracht, damit wir vor der Mahlzeit die Hände waschen¹. Dann wurden wir eingeladen in das Paradezimmer zu treten, dessen einfache Ausstattung eine Tachte (breite Bank), ein niedriger Tisch und einige niedrige Tabourets bildeten. An der Wand prangte das stattliche Geweih eines Zwanzigenders; an den Gabeln desselben hing ein eigentümliches, mandolinenartiges Musikinstrument, dessen Hals in einem aus Lappen hergestellten und bemalten Kopf mit Pferdehaaren auslief, während unten vom Kasten zwei ausgestopfte bekleidete Beine herunterbammelten. Wir setzten uns auf die Tachte. Da wurden uns auf niedrigen Tabourets zuerst zwei hochaufgefüllte Teller mit dem Nationalgericht der Abchassen „abysta“ (bei den Mingreliern mamalicha), ein gelber aus Maismehl bereiteter, dicker Brei aufgegeben; dazu langgeschnittene Stücke von hartem Käse. Löffel und Gabel gab es nicht. In einiger Verlegenheit, wie ich essen sollte und um den abchasischen Ton nicht zu verletzen, bat ich treuherzig um gütige Anweisung, wie ich die Sache angreifen sollte. Da steckte man mir einige Stücke Käse in den Brei und lehrte mich mit ihrer Hilfe den Brei herausnehmen und zum Munde führen. Wenn man Hunger hat, so schmeckt der Brei nicht übel, doch möchte ich ihn nicht, wie die Abchassen, jeden Tag mehrere Male auf

¹ Wenn man zur Nacht bleibt, so hilft die Tochter des Hauses dem Gaste sich auskleiden und die Füße waschen. Doch will sie mit Achtung behandelt sein, irgend eine Beleidigung würde trotz der Heiligkeit des Gastrechts blutige Rache nach sich ziehen,

meinem Tisch sehen; einmal im Laufe der Jahre kann mans vertragen. Besser schon ließ ich mir den dunklen Rotwein schmecken, welcher der durstigen Kehle ein köstliches Labsal schien. Nach dem Brei, von dem wir kaum den vierten Teil aufessen konnten, wurde in sauberen Schüsseln saure Milch aufgetischt, dazu brachte man uns ungemein elegant geschnitzte Löffel aus Büffelhorn. Während des Essens stand der Sohn des Hauses in angemessener Entfernung, um uns, wenn es nötig war, zu bedienen und die Gläser zu füllen. Trotz unsrer Aufforderung wollte er sich nicht setzen, das wäre gegen den Anstand gewesen. Ein älterer Nachbar hatte sich eingefunden; er saß mit unserm Milizionär (eine von der Obrigkeit beigegebene Schutzwache) auf einem niedrigen Bänkchen und brachte in abchasischer Sprache verschiedene Toaste auf die Gäste aus, die man uns verdolmetschte. Unterdessen war die Hausfrau heimgekehrt und stellte sich uns mit einigen verbindlichen Worten vor, die Abwesenheit ihres Gemahls bedauernd und sich für die schlechte Bewirtung entschuldigend, entfernte sich dann aber ins Nebenzimmer. Nach Tisch sahen wir uns noch im geräumigen Hof um, an den sich Gärten und Felder anschließen; da bemerkten wir einen großen aus Zweigen geflochtenen Behälter auf hohen Pfählen, in dem noch die letzten vorjährigen Maiskolben lagen, ein anderes geflochtenes Häuschen zu ebener Erde diente als Küche; in einem großen Schuppen mit Ziegeldach waren die primitive Weinkelter und eine Menge Fässer untergebracht. Dort hing auch eine größere Anzahl zylinderförmiger, nach unten zugespitzter Körbe von zirka 2' Länge und $\frac{1}{2}$ ' Durchmesser, mit großen Haken versehen. Sie dienen zum Einsammeln der Trauben auf den hohen Bäumen, an deren Ästen die Haken befestigt werden. Unterdessen ertönten von fernher

verworrenes Geschrei und wilder Gesang. Man meldete uns, daß in einem benachbarten Gehöfte, etwa 2 km von uns, das Gedächtnismahl für einen Verstorbenen gefeiert werde und lud uns ein, daran teilzunehmen. Natürlich sagten wir mit dem größten Vergnügen zu; das mußte ja außerordentlich interessant werden. Nach herzlichem Abschied von unsern gastlichen Wirten ritten wir hinüber und traten ungehindert in das Gehöfte ein, wo die Feier stattfand. Da war eine Menge Volks versammelt. Der älteste Mann der Versammlung trat uns mit feierlichem Gruß entgegen und ließ die Pferde auf die Seite führen. Dort stand neben andern zahlreichen Pferden, welche die Gäste hergebracht hatten, das Pferd des Verstorbenen, ganz in blaues Tuch gehüllt, auf dem Sattel waren zwei Fähnlein von gleicher Farbe angebracht. Zum Schluß der Feier besteigt einer der Freunde des Verstorbenen dieses Pferd und rennt mit vielem Geschrei davon. Ihm jagen andere Reiter nach und suchen Stücke vom Tuch abzureißen. Im Schatten der Bäume waren auf Feldsteinen lange Bretter und zu beiden Seiten Balken und Holzstämme gelegt; das war die improvisierte Tafel für Hunderte von Männern. In der Nähe der Tafel wurde in einem mächtigen Kessel das Fleisch der geopferten Kuh in großen Stücken gekocht, in einem andern die „abysta“, die auch schon in gewaltigen Portionen auf Teller herausgelegt wurde. Der bei solchen Gelegenheiten reichlich fließende Wein wird den in die Erde eingelassenen Tongefäßen entnommen, die in einem aus Flechtwerk bestehenden Speicher verwahrt werden; der Hals derselben ist mit einem Deckel verschlossen. Man öffnet bei solchen feierlichen Veranlassungen eines oder mehrere solcher Gefäße und einige von ihnen scheinen, ebenso wie in Mingrelieu die Sitte ist, ganz bestimmten Zwecken, respektive

Feierlichkeiten zu dienen. Im Hintergrund vor und um das Sterbehaus, getrennt von den Männern, sind die Weiber mit der Witwe ebenfalls eifrig beschäftigt, das Totenmahl zu bereiten. Hier sind die Speisen ausgesuchter, da gibt es gebratene Hühner, Kapaunen und Truthühner. Wir treten ein in die Wohnung des Verstorbenen, sie besteht aus einem einzigen Gemach, das Licht fällt nur durch die beiden Türöffnungen vorn und an der Seite herein. Die Wände und die das Dach tragenden Balken sind pechschwarz angeraucht. An der Wand hängen die Kleider des vor einem Jahr Verstorbenen und die der Frau, teilweise mit reicher Goldstickerei. Auf dem Ehebett liegen nebeneinander das Festgewand des Mannes und das der Frau, dahinter hängt ein großes rotes Tuch, auf dem eine Unmasse kleiner Kringel aus weißem Mehl und Konfekte, in bunte Papierchen gewickelt, aufgenäht sind. Diese Decke trug die zum Opfer dargebrachte Kuh, sie wird dem Sieger im Wettrennen zuteil. Die Witwe trägt zum Zeichen der Trauer ein gelbes Kleid; sie verhält sich sehr ruhig. Früher galt es als Zeichen großer Trauer, wenn die Witwe sich recht wild gebärdete, sich die Kleider vom Leibe riß, das Haar ausraufte und mit den Nägeln sich aus der Brust und den Wangen das Fleisch herausriß. Das früher beim Gedächtnismahl und der Totenfeier übliche Preisschießen findet jetzt nicht mehr statt, da den Abchassen seit 1896 alle Waffen abgenommen worden. Die Vernünftigeren sind über diese Maßregel sehr froh, denn nicht nur fallen jetzt die bei solchen Feierlichkeiten gewöhnlichen, oftmals tödlichen Verwundungen fort, sondern die weniger zuverlässigen Elemente sind auch nicht mehr so, wie früher, der Versuchung ausgesetzt, den friedlichen Wanderer zu überfallen. Leider konnten wir dem Fest nicht bis zu Schluß anwohnen, da wir vor Anbruch der Nacht in

Gudauti sein mußten. Noch sei erwähnt, daß die Verstorbenen in ihren eigenen Gehöften an einem stillen Orte die letzte Ruhestätte finden, und daß über dem Grabe in der Regel ein kleines Haus oder ein Schutzdach errichtet wird, wie man solche beim Durchwandern des Landes vielfach sehen kann. — Als wir auf dem Heimweg dem Fürsten begegneten, in dessen Haus wir zu Gäste waren und man ihm Mitteilung darüber machte, wandte er sein Pferd und gab uns noch eine Strecke Weges das Geleit.

Am nächsten Tag gings zu Land nach dem berühmten Kloster Neu-Athos (Nowij Afon nennens die Russen). Die sehr gute Straße führt längs dem Ufer durch üppigen Wald dahin, der hauptsächlich aus mächtigen Buchen, Ahorn, Kastanien, Feigenbäumen, Buxbaum und Erlen besteht; das Unterholz bildet hauptsächlich *Azalea pontica*, Stechpalme und der noch stachlichere *Ruscus*. Durch die hohen Kronen der Bäume schimmert da, wo die Straße etwas höher gelegen, die bläuliche Salzflut zu uns herüber. Näher zum Kloster beginnen Mais- und Tabakfelder, auf einer Anhöhe links steht eine den Mönchen gehörende Farm. An verschiedenen Wirtschaftsgebäuden und an einem am Ufer des Meeres angelegten großen Fischteich führt der Weg vorüber. Die Ufer des Teichs sind mit Weiden und Pappeln bepflanzt, eine Fontäne speit frisches Wasser, gravitatisch einherschwimmende Schwäne durchschneiden die Fluten. Da sind wir auch schon am Haupttor des Klosters; ein langes Gebäude, das Gasthaus, schließt sich an. Es kann mit seinen Flügeln Hunderte von Gästen aufnehmen. Für die besseren Klassen gibt es aparte Zimmer mit 2—6 Betten, für die Pilger aus dem Volk sind größere, gemeinschaftliche Zimmer vorhanden. Der Hausmeister, der trotz der strengen Fasten ein recht ordentliches Bächlein herumträgt, weist

uns ein Zimmer an und will uns mit Tee bewirten. Man kann drei Tage unentgeltlich im Kloster wohnen, die Fastenkost behagt freilich nicht Jedermann. Als wir dort waren, war gerade sehr strenges Fasten, sodaß nicht einmal Fisch gereicht wurde. Deshalb mußten wir, um nicht zu verhungern, zu einem zirka 2 km weiter liegenden Duchan unsre Zuflucht nehmen.

Das Kloster Neu-Athos, das an der Stelle des alten Anakopsia im Jahre 1875 gegründet worden und jetzt 700 bis 800 Mönche zählt, ist ein großartiges Anwesen mit sehr vervollkommneter Wirtschaft, welche von den Mönchen und gemieteten Arbeitern geführt wird. Da finden wir eine Mühle, großartige Bäckerei, Gerberei, Schuhmacherwerkstätte, Schneiderei, Schreinerei, Schlosserei, Ziegelei, große Küche u. dgl., alles durch eine schmalspurige Pferdebahn verbunden, einen großen Viehhof mit Pferden, Kühen und Schweinen, letztere zur Beköstigung der Pilger und Arbeiter. In den Gartenanlagen, im Obstgarten und Gemüsegarten arbeiten die Mönche und bestellen das Feld, im nahen Wald fällen sie das nötige Brennholz. Mit Arbeit, Beten und Fasten verbringen sie ihre Zeit. Auch für die Kunst ist gesorgt. Zwei Mönche, die in Moskau ihre Studien gemacht, schmücken die Wände der Kirche und der neuen Speiseräume mit hübschen Fresken. Eine wohlbestellte Druckerei druckt allerlei religiöse Bücher. Die Mehrzahl der Mönche gehörte in der Welt dem Bauernstande an, wenige dem Beamten- und geistlichen Stande. Im allgemeinen machen die Brüder einen sehr wenig intelligenten Eindruck.

Die zahlreichen Gebäude und Kirchen des Klosters bauen sich auf Terrassen auf und sind von Gärten umgeben, die Rosen- und Oleanderhecken einfassen. Auf der ersten

Terrasse steht die der Mutter Gottes geweihte Kirche, die 1877 von den Abchassen zerstört, 1879 neu aufgebaut wurde. Neben der Kirche prangt ein Blumengarten, der das ganze Jahr hindurch frische Blumen liefert zum Schmuck der Heiligenbilder; eine Allee hoher Zypressen, neben welcher einige Gebäude, wie die Schule und Pension für abchassische Kinder stehen, führt zum obern Kloster. Links von der Allee liegt der sogenannte botanische Garten, wo riesige Phönix- und Fächerpalmen im freien Lande gezogen werden. Da sehen wir auch einen ganzen Wald von Lorbeerbäumen, Apfelsinen, Orangen, Zitronen. Die schon gelb werdenden Früchte hängen in Masse an den dichtbelaubten Bäumchen, auch *Mespilus macrocarpa* hat reichlich Früchte angesetzt. Edle Teerosen mit armdicken Stämmen legen ihre blüten-schweren Ranken auf feste Stützen und verbreiten lieblichen Duft, *Canna Grozi* und *Gladiolus gandavensis* erfreuen unser Auge mit weithin leuchtenden Blumen, die üppigen Büsche der Hortensien strotzen von weißen, rötlichen und wunderbar blauen Blüten. Wir steigen höher und gelangen durch das sogenannte „Heilige Tor“ zu einem riesigen dreistöckigen Bau, dem obern Kloster. Die Vorhalle ist reich mit Fresken geziert. Dieses große Gebäude enthält die Zellen für die meisten Brüder und zugleich drei Kirchen. Im Hofe ist eine vierte große Kirche von 25 Faden Länge, 15 Faden Breite und 20 Faden Höhe eben von den Mönchen aufgebaut worden. Der verstorbene Kaiser Alexander III. hatte bei seinem Besuche des Klosters den Grundstein gelegt. Sie wird im Innern mit großer Pracht ausgestattet, der ganze Boden besteht aus teurem Parkett. Im Flügel links von der Kirche sind verschiedene Werkstätten untergebracht. Dort auch befindet sich der große Speisesaal, dessen Wände mit entsprechenden Fresken, wie

die Speisung der Fünftausend, das heilige Abendmahl u. dgl. geschmückt sind. Von da steigen wir durch die sogenannte „Kaiserallee“ hinunter zur restaurierten Kirche des heiligen Simon von Kana, der hier gewohnt und das Evangelium verbreitet haben soll. In ihrer Nähe rauscht ein künstlicher Wasserfall am Ausgang der wildromantischen, von hohen Felsen und Wald umgebenen „tracheischen“ Schlucht, aus welcher die Psyrtscha, der alte Apsarus, hervorkommt. Diese wird in mehreren Kanälen ins Kloster und die Gärten geleitet, auch versieht eine Wasserleitung von dort das ganze Kloster mit Trinkwasser, ebenso speist der Fluß die Fischteiche. Weiter oben im Tale schließen sich Fruchtgärten an. Auf der andern Seite des Klosters, in der Richtung nach Ssuchum reihen sich ausgedehnte Pflanzungen von Ölbäumen, Gemüse- und Obstgärten und endlich Mais- und Fruchtfelder an. Wer eine schöne Aussicht auf das Meer, auf das Kloster und seine Umgebungen haben will, der steige hinauf auf den ca. 1000' hohen „iberischen“ Berg, auf dessen Kamm noch die Ruinen dreier Türme der römischen Festung Apsara aus dem dritten Jahrhundert zu sehen sind. Es ist ein herrliches Stück Erde dieses Kloster, ein wahres Paradies mit seinem üppigen Wachstum, der Fülle von Wasser und seinem Frieden. Dazu der südliche dunkelblaue Himmel und das weite unendlich erscheinende Meer! Das stimmt zur Andacht und zum Lobe des Schöpfers, der das alles so herrlich gemacht hat!

Die Strecke von Neu-Athos nach Ssuchum (ca. 25 km) ist weniger hübsch, als die von Gudauti zum Kloster. Noch vor vier Jahren drückte ein Reisender in seinem Berichte sein Bedauern darüber aus, daß das Land hier öde und un bebaut sei. Das ist jetzt anders geworden. Jetzt dehnen

sich zu beiden Seiten des Wegs unabsehbare Tabakfelder aus. Der Tabakbau hat überhaupt im Ssuchumerkreis in den letzten Jahren Riesenfortschritte gemacht und der hier gebaute Tabak wird sehr hoch geschätzt; alle größern Tabakfirmen des Kaukasus haben ihre Agenten in Ssuchum. Der Ertrag einer Dessätine wird im Mittel auf ca. 60 Pud und mehr berechnet, das Pud gilt am Ort 6—18 Rubel. Im Jahre 1898 gab es im Ssuchumerkreis schon 2790 Plantagen mit 2632 Dessätinen, die einen Ertrag von 149,417 Pud lieferten. Seitdem ist die Zahl der Plantagen noch bedeutend gewachsen.

IV.

Von Ssuchum aus kann man in den Tälern des Kodor und Klytsch aufwärts steigend über den Kluchorpaß (2813 m) ins Tal der Teberda, eines Zuflusses des Kuban gelangen, über den östlichern Nachbarpaß (2867 m) zu den Quellbächen des Kuban selbst, nach Karatschai (vgl. meine Kaukasischen Reisen und Studien S. 52 ff.). Da beide Pässe zirka anderthalbtausend Fuß über der Schneelinie liegen, so sind sie in der Regel nur Mitte Juli bis Ende August passierbar. Ich war von Norden kommend schon 1892 auf dem Kluchor gewesen, konnte aber damals wegen gewaltiger Stein- und Erdrutsche nicht zum Klytsch herüberkommen. Dieses Mal wollte ich es von Süden her versuchen, obgleich ich mir sagen mußte, daß Anfang Juli nur unter sehr günstigen Bedingungen ein ungefährlicher Aufstieg möglich sein werde. Doch mußte sich ein Besuch der Zebelda und des Kodortals, des einstigen Wohnsitzes der Abchasen, jedenfalls verlohnen, auch wenn es nicht gelang, den Gebirgskamm zu erreichen. Eine schöne breite Straße führt von Ssuchum zuerst längs des Meeres nach Südosten, biegt dann nach ca. 8 km in das Tal der von Nordosten

kommenden Madschara ein. Dieses bietet reiche Abwechslung durch seine wilden Schluchten mit überhängenden Felsen, gähnenden Abgründen und hübschen Waldpartien mit immergrünen Gewächsen. Bei der russischen Niederlassung Olginskoje erweitert sich der Blick, die Straße steigt höher zwischen bebauten Ländereien, durch einige Schluchten wird das Meer, in der Ferne das kaukasische Gebirge sichtbar. Wir sind jetzt in der sogenannten Zebelda, so heißt das Bassin des Mittel- und Oberlaufes des Kodorfusses. Was sich zunächst unsern Augen darstellt, ist ein welliges Plateau in der mittleren Höhe von ca. 1200' über dem Meer, umgeben von höhern Bergen. Das Land ist ungemein fruchtbar, namentlich Tabak wird viel gebaut. Wohin das Auge schweift, überall sieht man kleinere und größere Dörfer. Die Bewohner sind Griechen und türkische Armenier, erstere wohnen auf eigenem Grund und Boden, diese sind Pächter des Landes; einige größere Komplexe gehören russischen Gutsbesitzern. In tiefer Schlucht hat der Amchtelafluß sich durch die Kalkfelsen einen schmalen Weg gebahnt. Diese Schlucht wird kurz, ehe die Amchtela sich mit dem Kodor vereinigt, ungemein eng mit senkrecht abfallenden, teilweise überhängenden, hohen Rändern. Einige noch nicht erforschte Höhlen führen tief hinein in das Innere des Felsen. Der Weg zum Kodor in der Talsohle der Amchtela wäre kaum 2 km lang, er müßte aber ganz im Felsen ausgehauen werden. Deswegen hat man den Umweg über einen hohen bewaldeten Kamm vorgezogen, der sich zwischen beide Täler eingeschoben. Wir reiten geraume Zeit über dessen breiten Rücken und erblicken endlich tief unter uns den Kodor. Ein schmaler in die steile hohe Felswand eingehauener Pfad führt uns am schwindelnden Abgrund langsam hinab zum reißenden,

wasserreichen Fluß; bald breitet der Wald seinen Schatten über uns aus. In kaum zu beschreibender Üppigkeit bedecken Gebüsch und Bäume die Ufer und die steil ansteigenden Halden. Eine Unmasse Nußbäume inmitten des Waldes auch hier muß jedermann den Zweifel benehmen, daß *Juglans regia* im Kaukasus wild wächst. Ich habe solche übrigens auch am awarischen Koissu im Daghestan wildwachsend gefunden. Herrliche Linden, Kastanien, Buchen streben zum Himmel empor, der Haselnußstrauch nimmt baumartige Formen an, der Kirschlorbeer legt seine Zweige mit großen dunkelgrünen glänzenden Blättern weit aus, die sogenannte kaukasische Palme (*Buxus sempervirens*) mit ihren kleinen Blättern und steifen Formen ist sehr zahlreich in kräftigen und baumartigen Exemplaren vertreten. Die größeren Bäume haben einen Durchmesser von einem Fuß und darüber; die, deren Alter infolge langsamen Wachstums nach Jahrhunderten zählte, sind längst ausgehauen und ihr wertvolles Holz ins Ausland gebracht; nur in schwer zugänglichen Schluchten kann man noch solche altherrwürdige Buxebäume treffen. Immer üppiger scheint die Natur zu werden je weiter wir dem Laufe des Flusses langsam aufwärts steigend folgen, später haben wir fast ausschließlich Buchenwald; hoch oben auf den Bergen erscheinen nach und nach Koniferen, zuerst in einzelnen Exemplaren, dann in größern Gruppen und Beständen. Es ist vor allem die *Abies Nordmanniana*, die hier mehr pyramidale Formen aufweist¹ im Gegensatz zu den herr-

¹ Überhaupt ist das Streben nach oben ein Charakteristikum für die dortige Pflanzenwelt. Die Bäume stehen zu nahe, zu dicht aufeinander, als daß sie sich in die Breite ausdehnen könnten, das sieht man unter anderm auch an den Buchen, welche bei riesiger Höhe ganz dünne Stämme aufweisen.

lichen Wäldern an der Teberda, wo die gewaltigen Riesen ihre Äste weithin nach allen Seiten ausbreiten. Zahlreicher vertreten sind die Zapfenträger an den Halden des Tschkalta- und Brambafusses, welche in der Nähe der ehemaligen Befestigung Tschkalta (1606') in den Kodor münden, ebenso in den Tälern des Seken, der Gwandra und des Klytsch, wo die Natur mit ihrem feuchtwarmen Klima in geschützten Lagen ein wahres Treibhaus geschaffen hat. Wir erreichten den Fuß des Passes von Ssuchum aus am zweiten Tag. Die Entfernung beträgt ca. 110 km, von denen gegen 40 im Wagen zurückgelegt werden können. Gutes Unterkommen fanden wir teils in den Stationshäusern der Wegmeister, teils in den Kontoren von Maximow, der die dortigen Wälder gepachtet hat, um Bauholz zu hauen und auf dem Kodor zu flößen. Auf dem Stationshaus am Klytsch (2754' über dem Meer) mußten wir zu unserm Bedauern erfahren, daß an einen Aufstieg auf den Paß gar nicht zu denken sei wegen der großen Masse frischen Schnees, auch regnete es die ganze Nacht und fast den ganzen nächsten Tag in Strömen. Erst als sich gegen Abend der Himmel etwas aufhellte, ritten wir im prächtigen Wald, der den Bergrücken zwischen der tosenden Gwandra und dem tobenden Klytsch bedeckt, einige Kilometer hinauf bis zum Wasserfall des Klytsch, der hier mit seiner gewaltigen Wassermasse etwa sieben Faden hoch über Felsen herabstürzt. In den Schluchten rechts und links lagen noch große Mengen von Schnee, die Reste niedergegangner Lawinen. Droben am Paß war alles in dichten Nebel gehüllt. Dort mußte nahe der Schneegrenze jetzt eine herrliche alpine Frühlingsflora erblüht sein, namentlich der seltene *Crocus Scharojani* mußte gerade seine orangefarbenen Kelche entfaltet haben. Dieser *Crocus* ist meines Wissens

sonst nur noch am Assau, dem südöstlichen Gletscher des Elbrus gefunden worden. Bei uns am Fuße des Passes verbreiten dagegen blühende Linden herrlichen Duft, auch die Kastanien (*Castanea vesca*) tragen reiche Blütenrispen und am Boden scheint *Spiraea aruncus* mit ihren langen schmalen Blättern und ähnlichen Rispen die Kastanie nachahmen zu wollen. Im gemischten Laubwald steht hier neben andern Bäumen auch da und dort die Vogelbeere (*Sorbus torminalis* L?). Unter dem Buschwerk ist *Ilex Aquifolium* zahlreich vertreten. Der „mingrelische“ Epheu mit seinen großen, mannigfaltig geformten Blättern steigt bald hoch hinauf in die Kronen der Bäume, die Stämme mit seinem dichten Laube bekleidend, bald deckt er wie ein zarter Vorhang kahle Felspartien. Zahlreiche Farren nisten in den Ritzen des Gesteins. *Vaccinium myrtillus* und *arctostaphylus* bedecken auf weite Strecken den Boden. Sehr verbreitet ist auch die sogenannte Judenkirsche (*Physalis alkekengi*) ein gesuchtes Kuhfutter, welches sehr viel Milch geben soll. Auffallend ist es, daß diese ganze üppige Vegetation und die hundertjährigen hoch zum Himmel ragenden Baumriesen hier, wie fast überall in Abchasien, auf einer sehr dünnen Humusschicht wachsen, die stellenweise kaum einhalb Fuß beträgt. Man legt sich unwillkürlich die Frage vor, wo die Pflanzen ihren Nährstoff hernehmen. Ohne Zweifel trägt zu ihrem Gedeihen die feuchtwarme Luft und die geschützte Lage sehr viel bei. In Lati z. B. unterhalb Tschkalta beträgt die Menge der jährlichen Niederschläge 1657 mm.

Die Abchasen, welche früher auch in der Zebelda und am Kodor wohnten, haben diese Gegenden 1864 verlassen; die Spuren ihrer leichtgebauten Hütten sind gänglich verwischt. Eine alte ausgedehnte Burg auf hohem Felsen am

Einfluß des Tschkaltflusses in den Kodor mag von den Abchassen wohl benutzt worden sein, stammt aber entschieden aus älterer Zeit, namentlich die zyklischen Mauern, ohne Mörtel aus mächtigen Steinblöcken gefügt, in ihrem untern Teil. Dagegen besteht die obere Partie der Mauer, die sich noch gut erhalten hat, aus dem gleichen Material, nämlich großen Flußkieseln mit dauerhaftem Zement verbunden, wie die Befestigungen am Kelassurfluß bei Ssuchum.

Am obern Kodor haben sich in Aschara und Dgjan-zwisch seit kurzer Zeit russische Bauern angesiedelt, auch befindet sich dort eine Filiale des Klosters Drandi, wo Mönche Maisfelder angelegt haben. Einige waldfreie Strecken auf dem rechten Ufer des Flusses geben von allen Kulturen reichen Ertrag, die Wiesen liefern treffliches Heu. Die Gegend ist sehr geschützt und hat bei ca. 2000' Höhe über dem Meeresniveau sehr mildes Klima, sodaß im Winter der Schnee kaum liegen bleibt. Im Sommer ist das Kodortal sehr belebt durch die Beamten und Arbeiter des Holzhändlers Maximow. Die größte und schwierigste Arbeit ist es, die oben an den Halden und in den Klängen gefällten Stämme (namentlich *Abies Nordmanniana*) durch künstliche Rutschbahnen zum Fluß zu bringen und sie dort immer schwimmend zu erhalten. Sie stauen sich oft zu Hunderten an, trotzdem jährlich nicht weniger als 60 000 Rubel für Regulierung des Flusses ausgegeben werden. Die Verbindung zwischen den beiden Ufern wird durch schwankende Brücken oder Seile unterhalten, an welchen hängend die Arbeiter über den reißenden tiefen Fluß schwimmend übersetzen. Welch kolossales Unternehmen das ist, geht daraus hervor, daß jährlich allein an Arbeitslöhnen 350 000 Rubel verausgabt werden und daß zur Zeit unsres Besuches

nicht weniger als 25 000 Stämme im Flusse lagen. Die Arbeiter kommen meistens aus Imeretien und dem dadianischen Suanetien, wo seit einigen Jahren der Russe Sserebrjakow am Zchenis-Zchali ein ähnliches, wenn auch nicht so großartiges Unternehmen ins Leben gerufen hat. Die Stämme werden dann in einer großen Sägmühle weiter unten am Kodor etwa zwölf Werst von der Mündung des Flusses zu Brettern und Balken versägt und gehen auf einer schmalspurigen Bahn zum Meer, wo sie in alle Häfen des Schwarzen Meers und ins Ausland abgefertigt werden. Dem großartigen Unternehmen hat der Wanderer es zu verdanken, daß er am Kodor überall gute Wege und wohlunterhaltene Brücken findet. Der Kodor ist so reißend, daß ein Übersetzen zu Pferd ein lebensgefährliches Wagnis wäre. Als im Jahre 1877 die russischen Truppen sich vor der Übermacht der Türken und aufständischen Abhasen zurückziehen mußten, gingen beim Übergang über den Kodor 500 Pferde der Kavallerie und Artillerie und eine Menge Menschen zugrunde. Ganz im Gegensatz zu seinem Ober- und Mittellauf hat der Kodor weiter unten auf seinen beiderseitigen Ufern sehr zahlreiche und blühende Ansiedlungen, und zwar wohnen auf dem rechten Ufer Mingrelier, Russen, Esthen, Bulgaren, auf dem linken Abhasen.

Darüber, daß wir den gleichen Weg, den wir gekommen, noch einmal zurücklegen mußten, um nach Ssuchum zu kommen, waren wir nicht sehr ungehalten, denn der Ritt durch die herrlichen Wälder, in denen der vieltausendstimmige Gesang muntre Vögel, namentlich der Drossel, erschallt — ich habe nirgends im Kaukasus eine solche Menge gesehen — vorüber an rauschenden Bächen und Flüssen zwischen hochragenden Felsen und gähnenden Abgründen, da und dort schöner Ausblick in die Nähe und in

Hahn, Neue kaukasische Reisen und Studien.

4



die Ferne — all dies bietet so viel Reiz und so viel Abwechslung, daß man es gerne nicht nur zweimal, sondern hundertmal sehen kann, ohne des Anblicks satt zu werden. Glücklich kamen wir wieder in Ssuchum an, wo wir den Dampfer nach Batum bestiegen und heimwärts eilten.

Es sei mir nun noch vergönnt, dem Leser ein zusammenfassendes Bild von Abchasien und seinen Bewohnern zu geben und das früher Mitgeteilte zu ergänzen¹.

Unter Abchasien versteht man einen schmalen 20 bis 30 km breiten Landstreifen am östlichen Ufer des Schwarzen Meeres zwischen dem 43° 20' und 42° 42', der ein Gebiet von zirka 6900 qkm umfaßt. (Ssamursakan ist hier nicht eingerechnet). In administrativer Beziehung gehört es zum Ssuchumer Kreis des Gouvernements Kutais. Nach Norden bildet die sogenannte gagrische Gebirgskette die Grenze gegen das „Schwarze Meer-Gouvernement“, nach Süden der Fluß Galisga, nach Nordosten das kaukasische Gebirge, nach Südosten die Ausläufer desselben. Die Längachsen des Landes mißt zirka 150—160 km. Auf der Reliefkarte stellt sich das Land uns dar als ein gebirgiges, mäßig hohes, von zahlreichen Flüssen durchfurchtes Gebiet. Die landeinwärts liegenden bedeutendsten Erhebungen steigen bis 12,000 und 13,000 Fuß an, es sind dies die Berge Psych, Kapischistra und Charuchra; sie sind ungemein steil und schwer zugänglich, wie überhaupt alle abchasischen Berge, die der Kalkformation angehören. Wilde Flüsse, den Gletschern des Hauptkamms entspringend, haben das harte Gestein in tiefen, ebenfalls schwer zugänglichen Schluchten durchnagt. Die größten derselben sind Bsyb, Gumista, Kelassur, Kodor, Galisga. Nur zwei, der Bsyb

¹ Vgl. das obengenannte russische Buch Abchasia von I. N. 1899.

und der Kodor, haben im Mittellauf eine etwas weitere Talsohle, die größere menschliche Ansiedelungen und Kulturen möglich macht. Im nördlichen Teil, zwischen Bsyb und Psyrtscha, treten die Berge mehr zurück, ebenso im südlichen Teil bald hinter Ssuchum, hier ist das Ufer mehr eben oder leicht gewellt und eignet sich mit seinem fruchtbaren Boden und weichen Klima für allerlei Kulturpflanzen. Die Strecke von Neu-Athos bis Ssuchum und fast bis zum Kodor hat einen Kulturstrich in einer Breite von 3 bis 5 Werst.

Gegen Nordwinde durch das hohe kaukasische Gebirge geschützt und beständig dem Einfluß der warmen Südwest- und Südwinde ausgesetzt, hat Abchasien ein beneidenswertes, weiches Klima. Schnee fällt selten, das Thermometer zeigt nie unter 7—8° C. Im April ist der Wald schon grün, blühen Azaleen, Rhododendren, Orchideen, Rosen. Noch günstigeres Klima haben Neu-Athos und Ssuchum, die durch nahe Berge gegen den kalten Hauch der von den Schneefeldern kommenden Winde geschützt sind. Hier hat man nie mehr als 1—2° Frost beobachtet, sodaß Myrten, Oleander, Lorbeer, Apfelsinen, Zitronen, Palmen, Bananen, Bromelien im Freien aushalten. Leider aber ist das herrliche Land der Sitz böser Fieber und auf der sehr instruktiven Karte des verdienten Doktors Pantjuchow über die Verbreitung der Malaria im Kaukasus ist der ganze Küstengürtel Abchasiens mit roter Farbe bezeichnet, was besagen will, daß die Fiebererkrankungen hier vom April bis November, und zwar bösartig auftreten und daß die ganze Bevölkerung daran zu leiden hat. Ob auch hier, wie die neuern Forschungen ergeben haben sollen, die Erkrankungen infolge der Stiche von Mücken erfolgen, darüber schweigt Doktor Pantjuchow, jedenfalls

aber habe ich während meiner diesjährigen Reise Stechmücken kaum bemerkt. Diese schlimme Malaria ist auch der Grund, warum nach Auswanderung eines großen Teils der Abchasen diese Ländereien so langsam wieder besiedelt werden und manche Ansiedelungen sogar wieder aufgegeben werden mußten. Einen guten Fingerzeig geben die Aussagen der deutschen Kolonisten in Gnadenberg und Neudorf, die nach Ausrottung des üppig wuchernden Farrenkrauts und des dichten Buschwerks ein stetiges Abnehmen des Fiebers bemerkt haben. Gute Resultate will man auch in dem früher so fiebrigen Batum erzielt haben durch Anpflanzung des Fieberbaumes (Eucalyptus) und durch Abzugsgräben.

V.

Die Abchasen, deren man gegenwärtig noch 24—25 Gemeinden oder Gesellschaften zählt, bilden nach den Forschungen Uslars, Sagurskys, Loulié's und anderer einen besondern Stamm, der mit andern Völkern des Kaukasus nichts gemeinsames hat. Ob sie die Nachkommen der Abasgen der alten Schriftsteller sind, bleibt dahingestellt. Den Namen Abchasen haben ihnen die Grusiner gegeben, bei den Tscherkessen heißen sie Adsecha oder Asecha; sie selbst nennen sich Apsua und ihr Land Apsne. In Sprache und Religion unterscheiden sie sich von ihren Nachbarn, den Adyge (Natuchaier, Schapsugen, Kabardiner, Abasechen) am Schwarzen Meer und am Kuban. Von den zirka 70 000 Seelen der sechziger Jahre ist etwa die Hälfte mit zirka 32 000 Seelen¹ nachgeblieben.

Der Abchase ist hoch von Wuchs (im Mittel 1652 mm) und gut gebaut, meist hager. Die Gesichtszüge haben meist

¹ Dr. Dirr zählt im „Kaukasischen Kalender“ für 1910—60 000 Seelen.

etwas charakteristisches durch die hakenförmige Nase und die schwarzen Augen, die unter den herabhängenden Wimpern sehr wild, zugleich aber wieder treuherzig dreinschauen. Fast alle Abchasen sind dunkelbrünett. Helle Haare und blaue Augen sind Ausnahmen. Manchmal sieht man brennend rote Haare und rein jüdischen Typus. Das Haupthaar wird in der Regel glatt geschoren, Schnurrbart und Backenbart bleiben stehen. Die Frauen sind nicht schön, sie haben grobe Züge und zu lange Nasen. In ihrer Kleidung sind Männer und Frauen sehr einfach, jene tragen die kaukasische Tscherkesska, diese sind meist europäisch gekleidet. Die früher üblichen hohen, nach oben spitz zulaufenden Pelzmützen der Männer sind aus der Mode gekommen und haben der niedrigen kleinen Pelzmütze oder dem Baschlyk Platz gemacht, der turbanartig um den Kopf geschlungen wird. Wie die Abchasen wohnen, habe ich schon erzählt.

Wie oben bemerkt worden, ist die Hauptbeschäftigung der Abchasen Ackerbau. Das Land ist Gemeindegut, von welchem jeder sich ein Stück nehmen und bebauen kann. Seidenzucht wird nicht mehr getrieben, dagegen in neuerer Zeit Baumwolle (abamba) häufig gepflanzt, sie verdrängt Flachs und Lein. Als Farbmittel für die selbstgefertigten Gewebe wird die allenthalben wild wachsende *Phytolacca decandra* gebraucht.

Früher pflegte der Abchase auch vielfach der Jagd. Die abchasischen Wälder sind reich an Wild. Außer Füchsen, Wölfen, Schakalen, Wildschweinen, Bären, Mardern, Fischottern, Fasanen, Bergtruthühnern gibt es stattliche Hirsche und in den abchasischen Alpen Gemsen und Ture. Der geniale Altmeister der kaukasischen Forschungen, Dr. G. Radde, hat auf seiner Karte der Verbreitung des kaukasischen Auerochsen auch das Quellgebiet des Bsyb ver-

merkt, was mir mehrere Förster und Jäger in Abchasien bestätigt haben.

Im Unterschied von den meisten Völkern des Kaukasus haben die abchasischen Frauen keine schweren Arbeiten zu verrichten, ihr Wirkungskreis ist vor allem das Haus sie kochen das Mahl, räumen die Zimmer, bringen das Wasser von der Quelle und beschäftigen sich viel mit Handarbeiten, besonders sind sie Meisterinnen in der Stickerei. Die Arbeit auf dem Feld (die übrigens hier nicht schwer ist), das Sammeln der Früchte und Weintrauben besorgen die Männer, unterstützt von den ältern Kindern, auch haben sie für Brennholz zu sorgen und das Vieh zu weiden, das freilich aus Mangel an Futter nur in geringer Zahl gehalten wird. Zudem ist das Klima der Viehzucht durchaus nicht günstig, eingeführte bessere Rassen gehen zugrunde, nur die kleine einheimische Kuh hält aus. Auch die Pferde sind klein, aber ausdauernd. Der Abchase liebt die Pferde sehr und ist ein gewandter Reiter.

Mit Handel beschäftigt sich der gewöhnliche Abchase nicht, er verachtet den Händler; seine Bedürfnisse kauft er nicht für Geld, sondern tauscht sie gegen Mais und Käse ein. Die reicheren Stände treiben allerdings in neuerer Zeit Handel mit Mais und Buxbaumholz, auch Nutzholz, en gros.

Was den Charakter des Abchasen anbelangt, so ist er im allgemeinen sehr lebhaft und leicht erregt, neugierig und geschwätzig; er ist freundlich und gastfrei, hat gute Manieren und ist sehr höflich. Bei der Begegnung grüßt er mit großem Anstand: *bselaa-bid*, das heißt: Sei gesund! oder: *Schabse, chulabse!* das ist: Guten Tag, guten Abend! Besonders arbeitsam kann man ihn nicht nennen, er liebt den Keif mehr als die Beschäftigung. Bei aller Trägheit

aber ist er, wenn es nötig ist, sehr ausdauernd und ein guter Bergsteiger. Gesang liebt er sehr, doch besteht dieser meist aus unartikulierten Lauten ohne Sinn und Bedeutung und klingt sehr wild. Meist fängt ein Vorsänger an und der Chor fällt in tieferm Ton ein. Neuerdings werden viele Lieder aus Mingrelien und Gurien importiert. Für Musik überhaupt schwärmt der Abchase und in jedem Haus kann man eine Art Geige (abcherza oder tschiamur) oder die mingrelische tschonguri (eine Art Mandoline) finden. Auch die russische Ziehharmonika bürgert sich rasch ein. Nicht weniger beliebt ist der Tanz, nämlich der nationale „Schultertanz“, eine Art Reigen, bei welchem die jungen Leute sich an der Hand fassen und mit Gesang im Kreis sich drehend, von Zeit zu Zeit aufspringen. Graziös kann man diesen Reigen nicht nennen. Der beliebteste Sport aber ist und bleibt das Wettrennen.

Im Essen und Trinken ist der Abchase mäßig und hat überhaupt wenig Bedürfnisse. Im Umgang der Geschlechter herrscht große Zurückhaltung, außereheliche Beziehungen sind nicht erlaubt, das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern ist sehr zärtlich, den Eltern und Alten wird große Achtung erwiesen. Sehr oft werden Kinder in andre Familien abgegeben, um enge Freundschaftsbande zu knüpfen. Knaben bleiben bis zum 16., Mädchen bis zum 12. Jahr in der fremden Familie. Dadurch entsteht die sogenannte „Milchverwandtschaft“, die der leiblichen gleichgeachtet wird. Ehen zwischen „milchverwandten“ Familien sind ausgeschlossen. Eine ähnliche Sitte bestand und besteht auch bei den Tscherkessen und heißt dort atalytschestwo, von „atalyk“ = Ernährer.

Die Religion der Abchassen stellt bis auf den heutigen Tag ein buntes Gemisch von Heidentum, Christentum und

Islam dar. Auch die Mohammedaner unter ihnen haben bis auf den heutigen Tag große Achtung vor den alten Kirchen von Pizunda, Drandi, Lychni, Ilori, Mokwi u. dgl.; sie bringen dort Opfer dar und schwören Eide bei denselben, auch haben sich manche christliche Bräuche erhalten. Viele Abchasen sind getauft und tragen auf der Brust das russische Kreuzlein, es kommt ihnen aber nicht darauf an, dieses wegzuerwerfen, wie sie es 1877 bei der türkischen Okkupation des Landes getan und dann bei Gelegenheit sich nachher wieder haben taufen lassen. Ein alter Abchase, eifriger Mohammedaner, klagte mir treuherzig, daß im Lande keine Moscheen zugelassen werden und es den Mollas verboten sei, irgendwelche geistliche Handlungen vorzunehmen. Die russische Regierung hat wohl, durch bittere Erfahrung klug gemacht, triftige Gründe dafür. Denn die Mollas treiben Politik in türkischem Interesse und suchen das Volk nicht bloß dem Christentum, sondern auch der russischen Regierung zu entfremden. Darum hat diese ein wachsames Auge auf sie. Zudem waren ja die Abchasen schon unter Kaiser Justinian Christen und sind es bis vor drei Jahrhunderten geblieben. Durch verständige und energische Missionäre könnten sie auch gewiß leicht wieder zum Christentum gebracht werden.

Noch teile ich einiges über Volkssagen und Aberglauben der Abchasen mit.

Die Sage von den Riesen (abchasisch: adoy) finden wir fast bei allen kaukasischen Völkern in verschiedenen Variationen, bei den Osseten, den Kabardinern und den Tscherkessen am Schwarzen Meer. Die Mingrelier haben sogar eine Sage vom einäugigen Riesen, der viel Ähnlichkeit mit den homerischen Zyklopen besitzt. Der Sitz dieser Zyklopen sollen Felsen am Schwarzen Meer sein, aus denen

Honig fließt. Die Sage vom Riesen Abrskil, dem abchasischen Prometheus, finden wir hauptsächlich bei den Abchassen am Bsyb. Ich erzähle sie in Kürze nach dem ausführlichen Bericht des Lehrers Garzkia, der von dort stammt¹. Abrskil wurde von einer Jungfrau geboren. Dank seiner Stärke verrichtete er große Heldentaten, wurde aber bald so übermütig, daß er sich Gott gleichstellen wollte und dadurch dessen Zorn auf sich lud.

Er tötete alle Leute mit blondem Haar und blauen Augen, von welchen er behauptete, sie haben einen bösen Blick. Auch rottete er die Geschlechter Asyba und Kazuba aus. Ebenso vernichtete er alle Weinstöcke, die sich über den Weg rankten, weil er unter den Ranken nicht durchreiten konnte, ohne sich zu bücken. Denn, wenn er sich bückte, so konnte das den Anschein haben, als ob er sich vor Gott beuge. Da verlangte Gott von ihm, daß er mit Vernichtung der Menschen und Zerstörung der Reben einhalte und vierzigmal sich vor ihm verbeuge, um die Seele zu retten. Aber Abrskil wollte nichts davon wissen. Lange Zeit hatte Gott Geduld mit ihm, aber endlich befahl er seinen Engeln, den Riesen zu fangen, um ihn exemplarisch zu bestrafen.

Seitdem Gott seinen Zorn auf ihn geworfen, hatte Abrskil sich zwei sichere Zufluchtsorte ausgewählt, den einen auf dem Gipfel des Berges Uarzachu, den andern an einer öden Stelle am Ufer des Schwarzen Meeres. Wenn die Engel den Riesen verfolgten, so trug ihn sein Pferd „Arasch“ mit einem Sprung vom Berg zum Ufer. Hier ruhte er aus, bis die Engel wieder nahe kamen, und nährte sich von Wild, während Arasch weidete und Meerwasser

¹ Vgl. Sbornik materialow dlja opissania mestnostei i plemjon Kawkasa XIII.

trank. Kamen die Engel herzu, so setzte der Riese sich aufs Pferd und flog mit ihm wieder auf den Berg. So dauerte das lange fort, ohne daß die Engel seiner habhaft werden konnten. Da wandten diese sich an eine alte Zauberin. Sie gab den Rat, eine Ochsenhaut auf dem Berge Uarzachu auszubreiten und sie mit einer schlüpfrigen Salbe zu beschmieren. Die Engel taten so und teilten sich in zwei Gruppen. Die eine Gruppe versteckte sich in der Nähe der Haut, der andere eilte zum Ufer des Meeres. Wieder sprang Arasch vom Ufer auf den Berg, aber er glitt auf der schlüpfrigen Haut aus und Abrskil fiel schwerverletzt zu Boden. Da nahmen ihn die Engel gefangen und führten ihn mit Arasch in eine unzugängliche Höhle, welche ihnen die Zauberin angezeigt hatte. Sie lag in der Nähe des Dorfes Tschilou. Dort lebte eine alte Hexe, welcher die Engel den Riesen übergaben. Die Hexe ließ ihn durch ihre dienstbaren Geister an einen Felsen in der Höhle anschmieden. Der treue Arasch aber leckte fortwährend an der Kette, damit sie dünner werde und man sie zerreißen könnte. Die Engel berichteten Gott, daß sie den Riesen gefangen haben, und er befahl der Alten, niemand zu dem Riesen zuzulassen und ihm keine Nahrung zu verabreichen, solange er nicht Buße tue. Aber die Alte erbarmte sich endlich des Gefangnen und gab ihm heimlich Speise. Da verwandelte Gott sie in einen kleinen Hund, der erst dann das Maul öffnen und Speise zu sich nehmen konnte, wenn Arasch die Kette durch Lecken so dünn gemacht hätte wie einen Seidenfaden. Sobald aber der Hund dann das Maul aufmacht und anfängt zu fressen, so wird die Kette wieder so dick wie sie von Anfang war. Abrskil aber litt sehr an Heimweh, er hätte gar zu gern einen Landsmann gesehen, der ihm Kunde von der Heimat

gebracht hätte. Endlich kamen einige Freunde mit zwölf Eseln, die alle mit Lichten beladen waren. Nur beim Schein der Lichte konnten sie den Weg finden. Stellenweise war die Höhle sehr eng, dann erweiterte sie sich so, daß große Felder und Obstgärten Platz hatten. Lange gingen sie vorwärts, bis der Vorrat an Lichten erschöpft war. Endlich hörten sie die Stimme Abrskils, der ihnen erklärte, daß sie umsonst sich ihm zu nähern suchen, da man ihn immer weiter fortführe. Doch erkundigte er sich, wie die Dinge in Abchasien stehen. Die Freunde antworteten: „Alles trauert um dich.“ Da rief der Held aus: „Achasien, das arme, ist verloren!“ Die Freunde standen nun im Dunkeln und wußten nicht, wie sie zurückkehren sollten. Da riet ihnen Abrskil, die Esel am Schwanz zu fassen und sie vor sich herzutreiben. Auf diese Weise erreichten sie endlich nach drei Tagen den Ausgang. Noch bis auf den heutigen Tag lebt Abrskil in der Höhle, aber das treue Pferd Arasch ist gestorben. Bis zur Ankunft Omer Paschas in Abchasien, behaupten die Leute, habe das aus der Höhle kommende Flüschen den Mist des Pferdes herausgeschwemmt, seit jener Zeit aber war keine Spur mehr davon zu sehen.

Der verstorbne Albow hat die Sagen von den Waldmenschen (Obnaoe) und von den Zwergen aufgeschrieben. Die Waldteufel (welche auch in der russischen Sage vorkommen) sind sehr wild und wohnen in den Urwäldern Abchasiens. Sie tragen langes Haar, kleiden sich in Tierfelle und haben immer auf der Brust ein Beil hängen. Da sie außerordentlich böse sind, so ist jede Begegnung mit ihnen gefährlich. Sie nähren sich von der Jagd. Als die Abhasen ins Land kamen, mußten sie lange Kämpfe mit den Waldmenschen führen. Diese Sage ist für uns von Wert als Beweis dafür, daß in dem Volk das Bewußtsein

lebt, daß es von anderswo hierher gekommen. Freschfield wird von einem russischen Autor beschuldigt, die Sage von den Waldmenschen für Wahrheit genommen und über das Vorkommen derselben am obern Kodor in der geographischen Gesellschaft zu London Bericht erstattet zu haben. Ich kann das nicht glauben, die Sache muß entweder ein Mißverständnis oder böswillige Erfindung sein.

Die Sage von den Zwergen ist hochinteressant, weil meines Wissens bei den andern kaukasischen Völkern nirgends eine solche existiert und weil sie andererseits in Verbindung gebracht wird mit merkwürdigen Ruinen, die auf manchem hohen Gipfel in einer Höhe von 7000—8000', sich erhalten haben. Es sind das niedrige steinerne Mauern, die ein Viereck bilden. Man trifft sie namentlich auf ebenen Alpenwiesen in der Nähe eines Baches. Allem Anschein nach sind das nichts anderes als Einfriedigungen, wo die Herden zur Nacht Zuflucht suchten. Die Abchassen aber geben ihnen den Namen Zanigwara das ist Schutzmauern der Zania. In diesen Mauern lebten einst die Zwerge (Azan oder Zania). Damals war auf Erden noch die selige Zeit, da es weder Wind noch Kälte, weder Regen noch Schnee gab, ja nicht einmal der Unterschied zwischen Tag und Nacht war vorhanden. Die Sonne stand beständig am wolkenlosen Himmel und die Zania spürten auf den hohen Bergen, die jetzt nur zwei bis drei Monate im Jahre zugänglich sind, keinerlei Kälte. Sie lebten ohne Sorge mit ihren Herden und weideten sie an rauschenden Bächen, welche dem Innern der Erde entsprangen. Ihre Nahrung war Milch und Ziegenfleisch, das sie roh verzehrten, da sie den Gebrauch des Feuers nicht kannten. Die Zania waren ein gottloses Volk, das die Macht Gottes nicht anerkennen wollte. Darüber ergrimte dieser und gedachte sie zu strafen.

Einmal bemerkte einer der Zwerge, daß bei einer Ziege, die auf einem Felsen stand, der Bart sich hin- und herbewegte und sogleich darauf fing es an, ihn zu frieren. Das war der Wind, welchen Gott zur Strafe gesandt hatte. Mit dem Wind zogen schwarze Wolken auf und verdeckten die Sonne. Bald fielen weiße Flocken, wie Watte, vom Himmel, die die Erde bedeckten. Danach sandte der Herr das Feuer, welches die Watte entzündete und die Zania verbrannten elendiglich.

Zum Schluß noch einige Worte über die abchasische Sprache. Sie soll, was Aussprache anbelangt, für Europäer die schwerste aller Sprachen sein. Der bekannte Linguist Baron v. Uslar sagt: „Die abchasische Sprache erinnert an das Summen der Insekten. Das ist eine Mischung von zischenden, zitternden, pfeifenden, summenden Lauten, die im einzelnen gar nicht zu unterscheiden sind. Man kann die abchasischen Wörter mit keinem europäischen Alphabet wiedergeben. Als beste abchasische Sprache gilt die am Flusse Bsyb, welche Uslar auch seinen Forschungen zugrunde gelegt hat. Kenner der abchasischen Sprache teilten mir mit, daß jede Silbe der oft langen Wörter eine eigne Bedeutung habe. Das mag vielleicht bei einigen Wörtern zutreffen. So bedeutet im Worte Apsua, wie die Abchassen sich selbst nennen, aps Seele und ua Leute. Auch soll die Sprache ungemäin bilderreich sein. Unstreitig gehört sie zu den agglutinierenden Sprachen. Ob sie Verwandtschaft hat mit der Sprache der Tscherkessen, darüber ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. General v. Erckert in seinem Buch „Die Sprachen des kaukasischen Stammes“ zählt sie als eine besondere Sprache.

III.

Reise in die Tschetschnja und in den westlichen Daghestan.

(Sommer 1901.)

I.

Den Ausgangspunkt der Sommerreise, welche ich Mitte Juli 1901 mit drei Gefährten unternahm, bildete Wladikawskas, wohin wir von Tiflis auf der grusinischen Heerstraße gelangten. Obgleich dieser Weg seit Eröffnung der Bahn Baku-Petrowsk-Beslan wenig mehr benützt wird¹, ist er doch im Hochsommer der Eisenbahnfahrt durch die heißen, mit gelbem Staub bedeckten Steppen Transkaukasiens und die vom Sonnenbrand versengten kahlen Niederungen längs des Kaspischen Meeres vorzuziehen, abgesehen davon, daß man fast einen Tag an Zeit gewinnt. Von Wladikawkas gings mit der Bahn nach Grosnj. Den Terek zur Linken, fahren wir, seinem zuerst nach Westen gerichteten Laufe folgend, bis zur Station Beslan, von wo wir die Richtung nach Osten, respektive Nordosten, einschlagen und bald in die Niederung der Sunscha und ihres Zuflusses Assa gelangen, die sich der Terek unbegreiflicher Weise nicht für seinen Lauf gewählt hat. Diese Niederung wird im Süden durch die Ausläufer der sogenannten Schwarzen Berge und im Norden durch eine von West nach Ost streichende,

¹ Seit diesem Jahr gehen täglich Automobile von beiden Endpunkten ab, welche die ca. 200 km betragende Strecke in 10 Stunden zurücklegen. Die Preise sind recht hoch und Störungen im Verkehr infolge von Gewitterregen nicht selten.

wohl auch als „Sunschakette“ bezeichnete Doppelkette begrenzt; ihre höchsten Erhebungen liegen zwischen 1800—3000 Fuß ü. d. M. Weideland wechselt in der Niederung mit Feldern ab, zahlreiche Kurgane ziehen in regelrechten Reihen über die Ebene; ossetische Dörfer, später Kosakenstanitzen tauchen von Zeit zu Zeit auf, näher zur Sunscha bemerken wir etwas Wald. Nach mehr als vierstündiger Fahrt nähern wir uns Grosnj, dem zweiten Hauptpunkt der Naphthaindustrie im Kaukasus, dessen naphthahaltige Ländereien ihrem Eigentümer, dem Kosakenheer des Terekgebiets, schon jetzt bedeutende Summen einbringen. Lange, ehe wir die Station erreichen, fallen uns die großen Reservoirs aus Eisenblech, die Waggonzisternen und eine Reihe von Etablissements zur Reinigung des Naphthas in die Augen. Die Naphthaquellen selbst liegen zirka 12 km weiter nördlich; das dort gewonnene Rohprodukt wird in Röhren nach Grosnj geleitet. Wie weit übrigens die Produktion hier noch hinter Baku zurückbleibt, zeigt der Ausweis des „Kaukasischen Kalenders“ für 1901, nach welchem im Jahre 1900 in Grosnj nicht ganz 25 Millionen Pud Rohnaphtha erbeutet wurden, gegen mehr als 521 Millionen Pud in Baku. Es macht ganz den Eindruck, als ob die verschiedenen Firmen und Gesellschaften, die hier Land gepachtet haben, nicht so recht an die Sache herangehen wollten. Lieber andre hereinfallen lassen, als selbst hereinfallen, scheint hier Prinzip zu sein. Mag der Nachbar bohren; wenn das Resultat günstig ist, gehe auch ich an die Arbeit, denkt so mancher, und nimmt mit seinen Kapitalien jahrelang eine zurückhaltende Stellung ein. Doch weisen die großen Magazine der Stadt auch jetzt schon auf lebhaften Geschäftsverkehr hin.

Schmutzige uralte „Phaëtons“, die wahrscheinlich schon

vor langer Zeit irgendwo in einer größeren Stadt ausgerangiert worden sind, mit greulichen Kleppern bespannt, bringen uns durch die breiten Straßen der ehemaligen Stanitza in das Herz der Stadt in ein recht gutes Hotel, von dessen Fenstern sich ein Ausblick auf den neuangelegten Teil der Stadt und eine Brücke bietet. Träge wälzt die schmutzige Sunscha ihre Wasser zwischen steilen Böschungen des weichen Erdreichs hin. Die zu beiden Seiten des Flusses liegende Stadt Grosnj, d. i. „die Drohende“, hat ihren Namen von der drohenden Stellung, die die ehemalige Festung während der kaukasischen Kriege an der sogenannten Sunschalinie einst einnahm. General Iermolow hatte sie erbaut, um von hier aus die tschetschenischen Stämme im Zaume zu halten und erfolgreiche Vorstöße gegen sie zu unternehmen. Seit 1870 zur Stadt erhoben und Hauptort des grosnjischen Kreises, hat es in den letzten zwölf Jahren bedeutend zugenommen und wies 1897 schon eine Bevölkerung von 15 599 Seelen auf¹. Glücklicherweise hatten wir trocknes Wetter, denn zur Regenzeit soll dort undurchdringlicher Schmutz herrschen, sodaß kaum mit dem Wagen durchzukommen ist. Deshalb hat der Volkswitz den Namen Grosnj in Grjasnj, d. i. „Die Schmutzige“ umgewandelt.

Unsere Absicht war, von Grosnj nach Weden und von da auf der sogenannten Zarskaja Doroga (Kaiserstraße²) durch Itschkerien und über den Kerketipaß zum See Esenam zu gelangen. Weden, d. h. Dyschni-Weden (= zweites Weden) im Unterschied von Za-Weden (= erstes Weden), lockte uns, weil der Name in den Kämpfen Schamyls eine

¹ Im Jahre 1908 25 953 Einwohner.

² So genannt zum Andenken an Kaiser Alexander II., welcher die Straße im Jahre 1871 befuhr.

große Rolle spielte. Dort hatte der Imam in den letzten Jahren seiner Herrschaft seine Residenz, welche am 1. April 1859 von General Jewdokimow nach zweiwöchiger Belagerung im Sturm genommen und dem Erdboden gleich gemacht worden war¹. Eineinhalb Werst nördlich von dem zerstörten Aul wurde dann die Festung Za-Wedeno mit einer Soldatenniederlassung gegründet. Die Erstürmung Wedens erschütterte Schamyls Macht endgültig. Nur wenige Getreue zogen sich mit ihm auf den Gunib zurück, den er schon früher als letzten Zufluchtsort ausersehen hatte. Dort aber mußte er sich am 25. August desselben Jahres ergeben (s. mein Buch „Bilder aus dem Kaukasus“, Seite 100 ff.). Weiter konnte aber die Straße über das Hochplateau von Weden (2430 Fuß) und Itschkerien über den Hochkessel von Chorotschoi und über den 7377 Fuß hohen Kerketipaß der andischen Wasserscheide keine besondere Anziehungskraft ausüben, da der Platz infolge der Ausrottung der Wälder während der langjährigen Kriege sehr kahl ist. Auch findet sich auf der ganzen langen Strecke nur ein Aul, Chorotschoi, über einer tief eingerissnen Schlucht des Chulchulaufusses gelegen. So schlugen wir denn auf Anraten des lebenswürdigen Kreischefs von Grosnj eine andere Richtung ein. Mit guten Papieren versehen, fuhren wir an einem schönen Sommermorgen hinaus in die südlich von Grosnj sich ausbreitende Steppe. Diese war schon tüchtig ausgebrannt, fast die einzige Vegetation bildete Paliurusgebüsch, später tauchten vereinzelt wilde Obstbäume auf. Dann aber folgen ausgedehnte Fruchtfelder; Weizen gedeiht gut auf dem schwärzlichen Boden, Mais wird weniger gebaut. Stellenweise streift das Auge über

¹ Vgl. Weidenbaum, Führer durch den Kaukasus (russisch).

Melonenfelder, die von der Höhe eines Kurgans von einem Wächter bewacht werden. Der Argun bleibt zunächst noch in einiger Entfernung zur linken Seite der Straße. Erst bei Wosdwichensk kommen wir ihm näher. Auf dem Marktplatz dieses Ortes, welchen wir durchqueren, geht es sehr lebhaft zu. Große Haufen von Obst und Gurken beweisen, daß man in diesem Teil der Tschetschnja eifrig Obstbaumzucht und Gartenbau treibt. Hinter dem Markt liegt die Kirche, in deren Umzäunung das merkwürdige steinerne Kreuz aufgestellt ist, das man beim Anlegen der Befestigung hier aus der Erde gegraben und „erhöht“ hat. Daher kommt der jetzige Name des Ortes, der an die Stelle des alten Namens Tschaschkeri getreten ist. Das genannte Kreuz ist merkwürdig dadurch, daß seine Enden in rechtwinklige, gleichseitige Dreiecke auslaufen. Woher das Kreuz stammt, ist nicht bekannt; als Symbol des Christentums weist es darauf hin, daß hier einmal früher Christen gewohnt haben oder daß die Tschetschener selbst früher Christen gewesen sind. Wenn man aber in manchen Reiseberichten von zahlreichen Überresten christlicher Heiligtümer in der Tschetschnja liest, so trifft das nach den Aussagen des Kreischefs von Grosnj, in dessen Verwaltungsgebiet die große Tschetschnja fällt, nicht zu. Er kannte außer dem Kreuz von Wosdwichensk nur noch zwei nicht weit von Schatoi, aber keine einzige Ruine einer christlichen Kirche. Am südlichen Ende der Stanitza liegen große Kasernen und daneben ein ausgedehntes Lager. Der Ort ist jetzt noch ein wichtiger strategischer Punkt, zumal, da der eigentliche Schlüssel zum Arguntal, die Befestigung Argun, an der Vereinigung des Tschanti- und Scharo-Argun, in Ruinen liegt. Der Eingang in das Arguntal ähnelt der Einfahrt in das Terektal südlich von Wladikawkas sehr,

nur sind am Terek die Verhältnisse alle viel großartiger. Nach etwa einstündiger Fahrt gelangen wir zu dem sogenannten Arguntor, wo der Fluß aus enger Schlucht in die Ebene tritt. In der Nähe liegt der tschetschenische Aul Datschu-Barsoi. Eine lange Brücke führt hier über den Fluß, doch ist sie zu kurz bemessen, denn auf dem rechten Ufer wird die Auffahrt zu derselben bei Hochwasser durch ein weites Inundationsgebiet mit tiefem reißenden Wasser abgeschnitten. An dieser Stelle wollte einst Schamyl im Jahre 1858 den Russen energischen Widerstand leisten, wurde aber umgangen. Dadurch wurde den Russen das Vorrücken in die tschetschenischen Aule ermöglicht. Eine hübsche Straße führt auf dem rechten Ufer des Argun aufwärts; hier ist der Wald nicht ausgerottet, sondern bekleidet in herrlichem Wachstum die Abhänge, die in sanfter Steigung das Tal einrahmen; manchmal ragen über die Gipfel der Bäume schön geformte Felspartien hervor. Erst in der Nähe von Schatoi hört der Wald auf. Dort erweitert sich das Tal zum mäßig großen Kessel. Rechts drüben ragen auf einem Bergvorsprung einige halbverfallene Türme in die Luft, die Überbleibsel eines früheren Auls. Vor uns erglänzen die Mauern der Befestigung Schatoi, der Unebenheit des Terrains sich anschmiegend und kühn zum Hügel hinansteigend. Drohend schauen die Schießscharten darein, aus welchen seit langer Zeit kein Schuß gefallen. Durch das Tor fahren wir in die Festung ein, in deren Innern einige Kasernen, Offiziers- und Beamtenwohnungen und einige Privathäuser von Tschetschenern liegen.

Die kleine Festung Schatoi¹ ist sehr anmutig in einem

¹ Der Name Schatoi wird abgeleitet von tschetschenischen Schua-Ta, d. i. Schafdärme, soll also bedeuten: Ort, wo viele Schafdärme aufgehängt sind, was auf ausgedehnte Schafzucht hindeutet.

von mäßig hohen Bergen umschlossenen Kessel gelegen. Nach Süden hin ragen hinter hübsch geformten Kuppen die beschneiten Häupter des Maistis-Tawi und des Tebulos mit seiner eisigen Umgebung hervor. In gleicher Richtung führt im dichtbevölkerten Tale des Argun der Weg zu der einstigen Befestigung Jewdokimowskoje. — Nach kurzem Aufenthalt geht es auf schnell herbeigeschafften Pferden weiter längs der Gebirgskette, die den Schato-Argun vom Scharo-Argun trennt und im Jambe-Ette-Berg ihre größte Erhebung hat. Die zahlreichen tschetschenischen Dörfer, umgeben von wogenden Getreide- und Maisfeldern, berühren das Auge angenehm. Die Häuser sind außen und innen sehr sauber getüncht, der hier allenthalben zutage tretende harte, weiße Kalkstein gibt in rohem und gebranntem Zustand ein prächtiges Baumaterial. Die Felder sind sorgfältig mit Flechtwerk eingezäunt, an vielen Stellen sind, um mehr Raum zu gewinnen, Terrassen angelegt. Fast alle Häuser sind neu aufgebaut. In Wirklichkeit existieren auch alle Aule in ihrer jetzigen Gestalt noch nicht lange. Früher lebten die Tschetschener (hier wohnte der Stamm „Tschaberloi“) in zerstreuten Gehöften (Chutors) oder kleinen Aulen; im Interesse der größeren Sicherheit und zur Erleichterung der Verwaltung hat man sie gezwungen, sich in größeren Aulen anzusiedeln. Der größte Aul, an dem wir hier vorbeikommen, ist Chanikale, der sich lange am Bergabhang hinzieht. Kurz darauf reiten wir auf steilem Abstieg hinab in das tief eingeschnittne Tal des Scharo-Argun, der zwischen senkrechten, stellenweise überhängenden Kalkwänden eingebettet ist, und dann ebenso steil hinauf zu der noch nicht lange existierenden Residenz des Pristaws, Scharo-Argun. Ein neugebackener, wohlhabender Chadschi, die erst vor kurzem von seiner Pilgerfahrt nach Mekka und

Medina zurückgekehrt war und nun stolz den weißen Turban trägt, empfängt uns mit Würde und ladet uns ein, in seiner „Kunazkaja“ abzusteigen. Das ist ein geräumiges Haus mit mehreren Zimmern, wo wir ein gutes Unterkommen fanden; auch fehlte es nicht an Teppichen und Decken zum Nachtlager. Zu unseren Ehren wurde das obligate Schaf geschlachtet und in verschiedenen Formen aufgetischt.

In Scharo kostete es große Mühe, Pferde aufzutreiben, obgleich unmittelbar nach unserer Ankunft reitende Boten in die nächsten Aule Sonoï und Dai, welche hoch oben am Berge, einige Stunden von Scharo entfernt, liegen, ausgeschiedt wurden. Die Pferde mußten von der fernen Weide beigetrieben werden. Erst gegen Mittag konnten wir aufbrechen. Diese Verzögerung brachte uns die größten Unannehmlichkeiten, da das weit entfernte Ziel unsrer heutigen Reise erst spät abends oder gar in der Nacht zu erreichen war. Und das ist bei den schwierigen Gebirgspfaden im Kaukasus sehr riskiert. Auch versprachen drohende Gewitterwolken, die im Süden aufstiegen, nichts Gutes. In steilen Schlangenlinien ohne Ende und Zahl gings hinauf auf einen mächtigen Gebirgskamm mit breitgewölbtem Rücken, den Ssuruk-duk. Lange Zeit gewährte uns schöner Laubwald Schutz vor den stechenden Sonnenstrahlen. An der Waldgrenze wurde kurze Rast gemacht. Hier erzählten uns die Führer von den heftigen Kämpfen, die während des Aufstandes im Jahre 1877 an dieser Stelle zwischen einem Bataillon russischer Soldaten und den Bewohnern der tief unten im Tale liegenden Aule Bogatschiroi und Neschiloi stattgefunden hatten. Die Tschetschener dieser Gegend können sich überhaupt schwer mit der russischen Verwaltung versöhnen und werden durch Briefe und Emissäre aus der Türkei beständig in Aufregung

erhalten. Im vorigen Jahre wanderten aus dieser Gegend mehr als 500 Familien in die Türkei aus, nachdem sie all ihr Hab und Gut zu Spottpreisen weggegeben hatten. Warum die Leute fort wollen, wissen sie eigentlich selbst nicht; sie geben gerne zu, daß sie ihr gutes Auskommen haben, geringe Abgaben¹ zahlen und in keinerlei Weise bedrückt werden; auch wird ihnen die freie Ausübung ihrer Religion gestattet. Aber die Türkei bleibt einmal das gelobte Land für alle Mohammedaner, alle ihre Sinne sind nach Istanbul gerichtet. — Der Ritt über den breiten Rücken des Gebirges, über herrliche Alpenwiesen, wo oft die Spur des Weges verloren geht, in prächtiger Bergluft und mit entzückender Aussicht in die tiefen Täler des Achk-Keloi und anderer kleiner Flüsse und auf die breiten Gebirgskämme, die in verschiedenen Richtungen hinziehen und den Ssuruk-duk vielfach noch an Höhe übertreffen, wäre wohl sehr angenehm gewesen, wenn nicht ein starkes Gewitter uns auf der größten Höhe erreicht hätte. Der mit Hagel vermischte Regen war von so starkem Sturm begleitet, daß die Pferde nicht weiter wollten. Wir mußten in eine Einsenkung hinunterreiten und da vor dem Unwetter einigen Schutz suchen, indem wir uns mit dem Rücken gegen den Sturm aufstellten. Leuchtende Blitze fuhren links und rechts von uns nieder und schlugen in die höher gelegnen Kuppen ein. Laute Donnerschläge rollten ununterbrochen über Berge und Täler dahin und weckten tausendfaches Echo. Dieser gewaltige Aufruhr der Elemente in der sonst so stillen und friedlichen Gegend machte einen umso tiefern Eindruck auf Sinne und Gemüt. Fast eine Stunde dauerte das Gewitter; schon neigte sich der Tag zu Ende,

¹ ca. 4 Rbl. pro Wirtschaft, darunter 73 Kop. Militärsteuer, da die Tschetschener ebenso wenig wie die andern Mohammedaner im Kaukasus ausgehoben werden.

dichte Nebel schwächten das kümmerliche Licht der Dämmerung. Zum nächsten Aul Riga-Choi war es noch weit. Aber wir mußten ihn heute noch erreichen, denn durchnäßt in solcher Höhe im Freien zu übernachten, war unmöglich. So gings denn weiter. Unsre Führer schienen im Nebel den Weg verloren zu haben; die Pferde gingen ungern und unsicher auf dem nassen, schlüpfrigen Gras; man mußte möglichst zusammen bleiben und aufmerksam der Spur des Vordermannes folgen, der schon in der Entfernung von einigen Faden nicht mehr zu sehen war, dann aber von Zeit zu Zeit wieder einem riesigen Gespenst vergleichbar im Nebel auftauchte. Die Sache wurde unheimlich, von Kälte und Nässe erstarren die Hände. Endlich hören wir über uns das Geblöke von Schafen und Stimmen der Hirten, die unsern Führer anrufen und ihm den richtigen Weg weisen. Noch einige Male gehts in Nacht und Nebel hinauf und hinunter an steilen Halden hin. Da plötzlich schlagen unter uns Hunde an, wir nähern uns einem Aul, dessen Häuser erst zu erkennen sind, da wir vor ihnen stehen. Glücklicherweise sind wir in Riga-Choi angelangt und finden bei dem reichen Ortsältesten in den weiten Räumen seines Hauses ein gemütliches Gastzimmer. In Erwartung unsers Gepäcks, das ordentlich durchnäßt sein mußte und wohl sobald nicht ankommen konnte — es kam erst nach einigen Stunden —, ließen wir im Kamin ein Feuer aufmachen und trockneten und wärmten uns. Bald sprudelte die Teemaschine; herrlich mundete der Tee und die Gemüse eines aus Schafffleisch bereiteten, mit Thymian gewürzten Mahls ließen uns schnell die Leiden des Tages vergessen. Wir fühlten uns so wohl unter dem schützenden Dache am wärmenden Kamin, während draußen der Regen und Schnee ans Fenster schlug; ja ans Fenster — denn

die sind hier eine große Seltenheit; sonst werden die kleinen Luken, durch welche das Licht eindringt, in den tschetschenischen Aulen ebenso wie anderwärts im Hochgebirge einfach durch Bretter geschlossen. Sogar eine Lampe hatte unser Wirt uns auf den Tisch gestellt, während hier sonst Kienspäne als Beleuchtungsmittel dienen.

Als wir am andern Morgen erwachten, waren die nahen Berge mit Schnee bedeckt. Es herrscht überhaupt im Bergland der Tschetschnja ein sehr rauhes Klima; Weizen, Hafer und Gerste werden oft nicht reif; auch sind die klimatischen Bedingungen bei schönen Weiden der Schafzucht nicht günstig¹. Wenn es Mitte Juli hier schneite, wie muß es erst im Winter rauh sein. Und wirklich herrschen dann in dieser Gegend furchtbare Schneestürme, namentlich vom Kuli-Lam her, über dessen Ausläufer wir gestern zum Aul kamen. Dort gehen alljährlich viele Menschen im Schneesturm zugrunde. — Bei der winterlichen Stimmung der Landschaft und fortdauerndem kalten Regen beschlossen wir, einen Rasttag zu machen, der dazu benützt wurde, allerlei Erkundigungen über die Tschetschener einzuziehen.

Es war mir aufgefallen, daß bei den Tschaberloi viele Aule die gleiche Endung „choi“ haben. Dieses Wort bedeutet nach v. Erckert (Die Sprachen des kaukasischen Stammes) Wald. Da aber in der Nähe solcher Aule nirgends Wald vorhanden ist und wohl auch nie vorhanden war, so paßte diese Bedeutung nicht. Es erwies sich, daß das Wort auch Posten, Pikett bedeuten kann, und daß diese

¹ Die Schafe können nur in den drei Sommermonaten hier weiden, die übrige Zeit des Jahres sind sie auf den Ebenen hinter dem Terek. In der Heimat erhalten sie viel Salz, welches auf die Alpenwiesen gestreut wird.

Benennung aus Schamyls Zeiten sich erhalten hat, der an diesen Plätzen seine Wachtposten ausgestellt hatte. Ebenso interessierte es mich, daß auf den Karten die Gebirgszüge bald lam, bald kort genannt werden. Es zeigte sich als richtig, was man mir schon früher in Kistetien gesagt hatte, daß man mit lam Berge mit geringer Vegetation bezeichnet, deren Gipfel entweder ewigen Schnee tragen oder im Sommer bei anhaltendem Regen sich mit Schnee bedecken, während der Name kort weniger hohen Ketten zukommt.

Das Haus unsers Wirtes ist aus Kalkstein gebaut, enthält zwei Stockwerke und ist mit einem flachen Dach versehen. Im untern Raum sind die Ställe für das Vieh und die Küche; zum obern Stock, der etwa um einen Faden hinter dem untern zurücktritt, führt äußerlich eine steinerne Treppe. Er ist in vier Räume geteilt, von welchen das Eingangszimmer das größte ist und einen Flächenraum von 12×20 Schritten aufweist. Hier stehen einige hölzerne Bettgestelle und sehr hohe hölzerne Zylinder von zwei bis drei Fuß Durchmesser zur Aufbewahrung von Getreide und Mais, auch einige große Säcke mit Wolle gefüllt. Neben dem Eingangszimmer liegt das Gastzimmer mit zwei Betten, einigen Truhen und Riolen, an den Wänden hängen Waffen, der Fußboden ist mit Teppichen bedeckt; daneben liegt ein kleiner Raum für die Wirtschaft. Hinten schließt sich die Vorratskammer an, die fast die gleichen Größenmaße aufweist wie das Eingangszimmer. Hier stehen grob gezimmerte Betten und eine mächtige hölzerne Truhe. Sie wurden einst von gefangnen oder desertierten russischen Soldaten¹ verfertigt. Eine stattliche Reihe von Kufen ist

¹ Bei den Tschetschenern gab es früher auch Sklaven, z. B. kriegsgefangne Russen, auch Lesghier. Sie wurden lei, d. i. „Geldige“, genannt. Sie konnten aber leicht frei werden und in die

mit Schafkäse¹ (eine Art Quarkkäse) gefüllt, einige Holzzylinder mit Mais. An den Wänden sind allerlei Schalen, Teller und Gefäße von verschiedner Größe befestigt; von der Decke hängen an großen Holzhaken die Rückenstücke und Fettschwänze von gutgefütterten Hämmeln und Schafen, leicht geräuchert. Sie sind gewissermaßen die Prunkstücke des Hauses. Der Hausherr ist nicht wenig stolz darauf; er will damit zeigen, daß er durchaus nicht genötigt ist, diese Delikatessen des tschetschenischen Magens zu verkaufen. Er rühmt sich, der Besitzer von 800 Stück Schafen, 20 Kühen und Ochsen und einigen Pferden zu sein und gilt als wohlhabender Mann. Er hat angefangen, ein neues Haus im europäischen Stil zu bauen, die Arbeit wird aber immer wieder von Zeit zu Zeit eingestellt, da er noch unentschlüssig ist, ob er in die Türkei auswandern soll, oder nicht.

II.

Der Hauptreichtum der Tschetschener sind ihre Schafe und Viehherden, ihre Hauptbeschäftigung die Viehzucht. Der Kreis von Grosnj weist eine Bevölkerung von 210 179 Seelen (meist Tschetschener)² auf und ist mit 25,5 Seelen pro Quadratwerst das am dichtesten bevölkerte Land des Terekgebiets. Auf diese Bevölkerung kommen 350 000 Stück Hornvieh (darunter 40 000 Büffel), 380 000 Schafe und 27 000 Pferde³. In zweiter Linie wird Ackerbau getrieben. Über Mangel an Land können sich die

Familie, wo sie gedient hatten, hineinheiraten. Dem Tschetschener ist überhaupt der Unterschied der Stände fremd.

¹ Merkwürdigerweise wird der Käse auf Blätter von *Veratrum* gelagert und mit solchen bedeckt, was schnellere Reife herbeiführen soll.

² Die Gesamtzahl der Tschetschener beträgt ca. 305 000; über ihre Wohnsitze vergleiche meine „Bilder aus dem Kaukasus“.

³ Nach administrativen Angaben.

näher zur Ebene und in der Ebene selbst wohnenden Tschetschener nicht beklagen. Dort bewegt sich der Mitteldurchschnitt des Landbesitzes für die die Familie zwischen 7 und 14 Dessjätine (1 Dessjätine = 1,092 Hektar); in den Bergen dagegen herrscht große Armut und mancher Hausvater hat kaum einviertel Dessjätine. Durch Anlage von Terrassen sucht man dort die Oberfläche des bebaubaren Landes zu vergrößern. Auch die Wohnungsverhältnisse sind dort sehr kümmerlich. Die Menschen leben da sehr ärmlich. So wohnen z. B. im Aul Schikaraj am Scharo-Argun in einem dreistöckigen Turm, der eine stumpfe Pyramide mit einer quadratischen Basis von zirka 60 Fuß darstellt, nicht weniger als 12 Familien beisammen. Eine auffallende Tatsache ist, daß es in der ganzen Tschetschnja keine Handwerker gibt; die Häuser läßt man sich durch Lesghier („Tataren“ genannt) bauen; es kommt vor, daß für einzelne Gesellschaften Schlosser und Schmiede aus dem Daghestan verschrieben und auf Gemeindegeldern unterhalten werden. Darum sind in der Regel ein lesghischer Handwerker und der Mulla die einzigen bezahlten Beamten im Aul. Überhaupt ist der Tschetschene sehr faul und überläßt fast alle Arbeit den Weibern, nur in der Ebene, wo mehr Feldbau getrieben wird, legen die Männer auch Hand an; in den Bergen dagegen liegen sie lieber auf der faulen Haut oder verschwatzen und verbummeln die Zeit, von deren Wert sie keinen Begriff haben. Man will das in Zusammenhang bringen mit dem Umstand, daß die Männer in früheren Zeiten beständig im Kriege waren und so alle Arbeit im Haus und Feld den Frauen überlassen mußten. So sind denn die Weiber so sehr anderweitig in Anspruch genommen, daß ihnen für das Weben von Teppichen und Tuchen keine Zeit bleibt; nur an wenigen

Orten in den Bergen werden solche bereitet. Die Männer bringen die Produkte der Viehzucht und des Ackers auf die Märkte von Grosnj, Wosdwišensk und in den großen Aul Schali in der Nähe dieses Ortes. Als Händler sollen die Tschetschener nicht immer ehrlich sein; man sagt ihnen nach, daß sie vor der Schafschur die Schafe an solche Stellen treiben, wo viele Kletten wachsen, die dann in der Wolle hängen bleiben und deren Gewicht erhöhen.

Männer und Frauen sind in der Tschetschnja von mittlerm Wuchs und schlanker Gestalt, die Nase ist prononciert, die Farbe der Haare ist größtenteils dunkel (Blondköpfe kommen vor), die der Augen graublau und braun, selten schwarz. Die Frauen haben meist feingeschnittne Gesichter, die älteren sind recht häßlich. Besonders auffallende Tracht¹ haben weder Männer noch Frauen. Letztere bedecken das Gesicht nicht, überhaupt ist der Verkehr der Geschlechter untereinander ein sehr freier, aber in hohem Grade moralisch. Der freie Verkehr der Geschlechter erklärt sich dadurch, daß zur Zeit der langen Kriege sehr oft Männer und Frauen auf der Flucht in dürftig gebauten Hütten leben mußten, wo von einer Absonderung der Geschlechter keine Rede sein konnte. Der Tschetschene hat in der Regel nur eine Frau, die er aber zu jeglicher Zeit fortjagen darf, wenn sie ihm nicht gefällt. Auffallenderweise kommt das selten vor. Geheiratet wird früh. Der noch von Schamyl festgesetzte Kalym beträgt, je nach dem Wohlstand des betreffenden Auls 28—80 Rubel. Die Ehen sind reichlich mit Kindern gesegnet.

¹ Auffallend sind nur die großen Ohringe, resp. Ohrreifen, welche nicht in das Ohr eingelassen sind, sondern zu beiden Seiten an das Kopftuch oder an einen auf dem Kopf liegenden Tuchstreifen angenäht sind.

Wie bei einigen andern kaukasischen Völkern, z. B. bei den Chewsuren, tragen die Bewohner eines Auls in der Regel einen und denselben Familiennamen und unterscheiden sich nur durch Rufnamen, wie Bagor, Schugaib, Paskotsch, Elmursa, Dada, Murad, Abubakar, Chulai, usw. Viele Namen sind dem Tierreich entnommen wie z. B. Bors¹ (Wolf), Tscheburs (Bär), Pagal (Hase), Lom (Löwe), Ersu (Adler), Leg (Falke), Tschami (Habicht), Chokschi (Tauben), Chosu (Rabe), andere dem Pflanzenreich, wie Hoscho (Eiche). Die Namen der Weiber sind vielfach die gleichen, doch gibt es auch sehr poetische wie: Dschowar (Brillant), Maleika (Engel), Dsiesok (Blume), Medina u. a.

Es fällt auf, daß in den tschetschenischen Aulen die Moscheen sich kaum von den andern Häusern unterscheiden. Minarets sind nirgends zu sehen. Der „Budun“ (Ausrufer) tritt einfach vor die Moschee oder auf das Dach derselben und ruft die Gläubigen zum Gebet. Die Gebete werden höchst gewissenhaft verrichtet, ebenso pünktlich die Waschungen, überhaupt sind die Tschetschener eifrige Mohammedaner. Kein Wunder, daß bei ihnen fanatische Sekten großen Anhang finden. Die Sektanten sind unter dem Namen Tarikatisten bekannt. Eine dieser Sekten sind die „Kuntisten“, so genannt nach dem Mulla Kunta-Chadschi, der Mitte der 60er Jahre mit der Lehre auftrat, daß man die „Sikrah“, d. i. das Lob Allahs laut und öffentlich vor aller Welt verkünden müsse, und nicht in stillem Gebet. Die Anhänger dieser Sekte bildeten zur Verrichtung der Andacht eine Kette, drehten sich im Kreise, riefen in immer

¹ Es gibt für die Tschetschener kein einziges so schmeichelndes Epithet wie Bors. „Du bist ein Wolf“ ist das größte Lob, das man spenden kann. Das ist doch sehr charakteristisch für das raubtierähnliche Wesen der Leute.

rascherem Tempo: la illachä il allach (es gibt keinen Gott außer dem, welcher Allach heißt) und klopfen in die Hände. Immer wilder wurde das Geschrei und die Drehungen, bis die Leute die Besinnung verloren. Die Sekte verfolgte ähnlich dem Muridismus politische Zwecke und wurde deshalb mit Waffengewalt unterdrückt. In den 70er Jahren wollten die Kuntisten die Erlaubnis zur freien Ausübung ihres Glaubens von der Regierung erlangen und drohten, wenn man ihnen solches nicht gewähre, zu den Waffen zu greifen. Als die russischen Soldaten kamen, um Ordnung zu schaffen, ließen die Kuntisten ruhig auf sich schießen und gingen mit dem Geschrei „la illachä il allach!“ auf die Truppen los in der vollen Überzeugung, daß keine Kugel sie treffen könne. Jetzt ist die Sekte gestattet und hat viele Anhänger in der Tschetschnja und im Daghestan. Äußerlich sind die Kuntisten daran zu erkennen, daß sie die Gebetschnüre offen um den Hals tragen und sich bei der Begegnung umarmen. Dreimal im Jahre wallfahren sie zum Grabe der Mutter des Kunta-Chadschi am Berge Erdenkork. Eine andere Sekte sind die Nak-Schubandi, die ihren Namen von einem bucharischen Heiligen haben, der in Teke (Transkaspien) begraben ist. Sie sprechen beim Abendgebet 500 mal la illachä il allach! und nachher 100 mal das Lob Mohammeds, fasten in jeder Woche am Montag und Dienstag usw. Der höchste Wunsch aller Mohammedaner, auch der Tschetschener ist es, einmal die heiligen Stätten Mekka und Medina zu besuchen, und alljährlich wandert eine beträchtliche Zahl dahin; in diesem Jahr z. B. zählte man im Kreise Grosnj über 40 Personen, welche sich dort den Titel „Chadschi“ und den weißen Turban geholt haben.

Obgleich die meisten Aule der „kleinen“ und „großen“ Tschetschnja schon im Jahre 1857 und 1858 von Schamyl

abfielen und sich freiwillig den Russen unterwarfen, halten die Bewohner bis auf den heutigen Tag das Andenken des Imams sehr hoch; ganz besonders begeistert aber sind sie für den Sohn Schamyls, den in Medina lebenden Kasi Mahoma. Dieser genoß überhaupt viel mehr Liebe als der despotische Vater, der zuletzt den Bogen allzu straff anspannte und von seinen Anhängern fast unmögliche Opfer verlangte. Es gelang mir in Riga-Choi ein hübsches Lied aufzuschreiben, das uns ein einheimischer Barde in wehmütigen Tönen mit Begleitung eines dreisaitigen Instruments, genannt Pandur, vortrug. Dieses Lied ist, abgesehen von seinem Inhalt auch deswegen interessant, weil wir daran sehen, wie echte Volkslieder entstehen und sich dann von Mund zu Mund fortpflanzen. Irgend jemand gibt sozusagen das Leitmotiv an, etwa in einem oder zwei Versen, und andre fügen in ähnlichem Ton und Sinn neue Gedanken und Verse hinzu. Wie das Volkslied überhaupt meist elegische Stimmung hat, so auch hier. In freier Übersetzung lautet das Lied etwa so:

Kasi Mahoma! Unsere Berge waren deines Vaters Eigentum, er herrschte in denselben; jetzt gehören die Berge dem Russen und er hält sie in seiner Gewalt. Hast du denn keine Kraft, das Volk zum Aufstand zu bewegen, damit die Berge wieder unser werden?

Kasi Mahoma! Wie herrlich ist die Ebene von Weden, wo dein Vater herumgezogen ist mit seinen Muriden. Jetzt marschieren dort bunte Offiziere mit ihren Soldaten. Gibt Allah dir nicht die Kraft, die Ebene wieder zu erobern?

Kasi Mahoma! Die edlen Rosse der Berge zogen mit deinem Vater in die blutige Schlacht; jetzt werden sie von den Russen vor die Wagen gespannt und müssen Lasten

ziehen. Kannst du nicht auf kriegerischen Rossen seine Macht wieder herstellen?

Kasi Mahoma! Die Schwerter, welche der Imam mit seinen Getreuen in den Schlachten gezückt, hängen jetzt müßig, rostig und verstaubt in den Gemächern der russischen Gewalten; kannst du sie nicht sammeln und aufs neue zücken in der Schlacht?

Kasi Mahoma! Die Flinten, so hoch geehrt von deinem Vater Schamyl, hängen als müßige Zierde an der Wand, Staub und Rost bedeckt sie; kannst du sie nicht wieder in Tätigkeit setzen?

Kasi Mahoma! Das heilige Buch, der Alkoran, liegt jetzt an den Stätten, wo Recht gesprochen wird; es wird entweiht durch falsche Eide, die darauf geschworen werden; bringe doch die alten Zeiten wieder!

Kasi Mahoma! Die Berge von Botlich, wohin dein Vater seine Züge machte und welche ihm heilig waren, sie sind jetzt verletzt und entweiht durch Brecheisen und Sprengpulver und der Weg zu ihnen steht den Russen offen. Kannst du sie nicht wieder unzugänglich machen?

Kasi Mahoma! Noch leben Schamyls Getreue. Im Jahre 1877 wollten sie noch einmal ihre Kraft erproben; sie kamen an den Galgen und wurden in Fesseln geschmiedet; sie hatten keine Kraft. Warum kommst du nicht zur Rettung?

Kasi Mahoma! Die Täler und Schluchten, welche nur dein Vater kannte, sie sind jetzt von Wegen durchzogen und jedermann kennt sie. Sie waren unsere einzige Hoffnung und Stütze; kannst du sie nicht wieder verschließen?

Kasi Mahoma! Wenn die Höhen prangten im Schmucke des Frühlings und schöne Aussicht boten in die weite

Ferne, zog dein Vater mit der grünen Fahne und seiner jungen Mannschaft über die Berge und brachte reiche Beute nachhause. Kannst du nicht wieder die grüne Fahne entfalten?

Kasi Mahoma! Da wo einst dein Vater Schamyl in der Tschalma einherging, umgeben von seinen Bewaffneten, und kein Ungläubiger sich durfte sehen lassen, da begegnet uns jetzt auf allen Biegungen des Weges der Fremde. Kannst du nicht machen, daß wir wieder allein das Land besitzen?

Übrigens war das Betragen dieses gepriesenen Kasi Mahoma¹ der russischen Regierung gegenüber durchaus nicht lobenswert. Man hatte ihm die Erlaubnis gegeben, zu seinem schwerkranken Vater nach Mekka zu reisen. Dort hatte er Schamyl begraben, war aber selbst nicht mehr zurückgekommen und hatte den jüngeren Bruder Mahomet, sowie andere Mitglieder der Familie des Imams zurückgehalten. Auf diese Weise waren in Rußland nur der zweite Sohn, Mahomet-Schefi, und die Schwiegersöhne, Abdurachim und Abdurachman zurückgeblieben. Im Jahre 1877 nun hat besagter Kasi Mahoma, der einstweilen in der türkischen Armee zum Divisionsgeneral vorgerückt war, die kleine Festung Bajaset, die von den Russen besetzt war, belagert und verlangte von dem Hauptmann Stockfitsch und seiner kleinen Garnison, welche keine Lebensmittel und kein Wasser mehr hatten, die Übergabe. Stockfitsch ließ im sagen: Kasi Mahoma hat wahrscheinlich, als er an der Seite seines berühmten Vaters im Kaukasus mit

¹ Von Schamyls Söhnen sind drei noch am Leben: der älteste, Kasi-Mahoma, der zweite, Generalmajor Mahomet-Schefi und der jüngste, Mahomet, in Kaluga im Jahre 1861 geboren.

uns Krieg führte, nicht gelernt, daß die Russen nur verstehen, Festungen einzunehmen, aber nicht solche auszuliefern. (Die Besatzung wurde dann, nachdem sie die größte Not ausgestanden, durch ein russisches Hilfskorps befreit.) Kasi Mahomas Betragen ist umsomehr zu tadeln, als er im Jahre 1866 mit seinem Vater und seinen Schwägern in Kaluga Rußland den Eid der Treue geleistet hatte.

Nach dieser Abschweifung setzen wir unsere Reise fort. Die Zeit in Riga-Choi war uns während unserer Rast durchaus nicht lange geworden. Doch waren wir sehr froh, als Regen und Schneefall aufhörten, und der Himmel sich aufheiterte. Die Pferde waren längst bereit, und in Begleitung unsers liebenswürdigen Wirts ritten wir hinauf zu einem mäßig hohen Paß, der über die Ausläufer des Katker-Lam-Gebirges führt. Beim Aufstieg öffnete sich nach Süden hin mehr und mehr der Ausblick auf die peritelische Kette. Den hohen Kamm, der, mit Neuschnee bedeckt, wie mit Zuckersand bestreut schien, zur Rechten, gings dann in breiter Einsenkung zwischen Katker-Lam und der Kerketi-Kette über sumpfige Wiesen langsam abwärts. Oben an den steilen Abhängen weideten zahlreiche Schafherden, weiter unten Pferde, Kühe und Ziegen. Das giftige Veratrum mit seinen breiten, aufrecht an hohen saftigen Stengeln gegenseitig stehenden Blättern, war überall angefressen, was ich sonst nirgends im Gebirge gesehen hatte. Auf meine Nachfrage wurde mir gesagt, daß das Kraut für Pferde und Kühe giftig sei, von Ziegen und Schafen aber ohne Schaden gefressen werde. Bald kamen wir zum Enchi-Bach, der in vielgewundenen Schlangenlinien oft unsern Weg durchschneidet und stellenweise eine Menge blendend weißer Kalksplitter aufgeworfen hat. Er mündet später in den See. Etwas weiter vereinigt sich unser schmaler Pfad

mit der „Kaiserstraße“, die vom Kerketi-Paß herabkommt. Dort oben ist an der höchsten Stelle des Passes (6993 Fuß) eine steinerne Pyramide errichtet zum Andenken an Kaiser Alexander II., welcher 1871 die Gegend besuchte. Da, wo die „Kaiserstraße“ die Talsohle erreicht, fallen die Endmoränen eines ehemaligen gewaltigen Gletschers in die Augen, der einst die ganze Einsenkung ausfüllte, in der wir herabgekommen waren. Am Ende des Gletschers lag der See, der jetzt bedeutend kleiner geworden ist. Die Straße führt an seinem westlichen Ufer hin. Stellenweise in die Felsen gehauen, steigt sie anfangs zu beträchtlicher Höhe an. Tiefblau liegt der See (6130 Fuß) zwischen Kalkfelsen eingebettet, im Schein der Morgensonne glitzert die leicht erregte Oberfläche, als wäre sie mit Millionen von Diamanten übersät; leichte Brandung netzt die schneeweiß gebleichten Kalksteine an den steil abfallenden Ufern. Deutlich sichtbare Streifen bezeichnen den stufenweise erfolgten Rückgang des Wassers. Im Gestein des Ufers finden wir einige Versteinerungen, einige *Ostraea* und das zirka einhalb Fuß im Durchmesser haltende Horn eines Ammoniten, stark abgeplattet, sodaß die Rippen kaum zu sehen sind; an weniger tiefen Stellen des Sees ragen ährenartig die Rosablüten des *Polygonum amphibium natans* aus dem Wasser hervor; selten spiegelt sich im kristallhellen Wasser ein Fisch. Lachsforellen, schwärzlich mit roten Punkten, sind die einzigen und, wie es scheint, nicht sehr zahlreichen Bewohner des Sees. Sie lassen sich im Winter, wo man auf dem Eis bis in die Mitte des Sees gelangen kann, leichter fangen als im Sommer. Im letzten Winter hat man hier eine Lachsforelle von fast drei Fuß Länge mit einem Gewicht von 27 Pfund gefangen. Der See mißt in der Breite etwa eine Werst und die äußersten

f*

Punkte seiner Buchten sind wohl 3—4 Werst voneinander entfernt. Der Umfang mag 8—10 Werst betragen. Einen sichtbaren Ausfluß hat der See jetzt nicht mehr, jedoch schließt sich in einiger Entfernung vom Süden eine tiefe Schlucht an, zu welcher das Wasser durchsickert, das dann durch einige andre kleine Bächlein verstärkt unter dem Namen Ekchi zum andischen Koissu hinabeilt und sich unterhalb des Auls Miarsa mit diesem vereinigt. Die Tschetschener der Umgegend erzählen, daß die Berge, zwischen welchen jetzt der See eingebettet ist, einst eine ununterbrochne Kette bildeten, und daß das jetzige tiefe Seebecken durch einen Einsturz entstanden sei. Die derzeitige Gestaltung des Terrains scheint aber damit durchaus nicht im Einklang zu stehen.

Das geheimnisvolle Wesen des Sees in dieser Einsamkeit regt die Phantasie des Menschen mächtig an. Es wäre darum zu verwundern, wenn sich keine Sage an ihn knüpfte. Nach langem Hin- und Herfragen erzählte man mir eine solche, die in einigen Zügen an die hübsche Geschichte von Philemon und Baucis erinnerte. An der Stelle, welche jetzt die Wasser des Sees bedecken, lag früher ein Aul, in dem böse Menschen wohnten. Um sie zu prüfen, sandte Gott einen Bettler zu ihnen, der um Almosen und ein Unterkommen bat. Aber er klopfte an allen Türen vergebens. Nur eine arme Frau gab ihm ein Stück von ihrem harten trocknen Brot und schalt die Bewohner des Dorfs wegen ihrer Härte. Im weggehen sagte der Bettler zur Frau: Wenn du morgen früh in der Vertiefung des Türzapfens Wasser bemerkst, so sollst du dich mit deinen Kindern eilig von dannen machen. Die Frau bemerkte auch wirklich, als sie andern Tags aufstand, Wasser und tat, wie der Bettler sie geheiß. Kaum hatte sie sich entfernt, als an

die Stelle des Dorfs ein großer See trat und der Aul mit seinen Bewohnern darin versank. Von der Frau und ihren zwei Kindern sollen die Bewohner des Auls Kesenoi herkommen. Man erzählt auch, daß sich einmal ein Mann an einem Seil in die Tiefe des Sees hinabgelassen und auf dem Grund einen gewaltigen Kessel mit Sand gefüllt gesehen habe, so groß, daß er leicht durch die Henkel desselben durchschlüpfen konnte.

Am südlichen Ende des Sees steht die sogenannte Karaulka, ein großes Haus, von einem Wächter der Wegebauverwaltung bewohnt. Dort findet der Reisende ein gutes Unterkommen. Zauberhaft schön war von dort der Ausblick auf den See im Mondenschein, das war nicht Wasser, sondern flüssiges Silber und Gold. In scharfen schwarzen Konturen hoben sich die Gipfel der umgebenden Berge vom schwarzblauen Himmel ab. Kein Laut unterbrach die feierliche Stille des Abends, nicht einmal das Quaken der Frösche, die hier gänzlich fehlen. Bald ziehen leichte Nebel über das Wasser, den kühlen Hauch der einbrechenden Nacht mit sich bringend. Lange standen wir und ergötzten uns an diesem Bild der Ruhe und des Friedens, das sich uns im Hasten und Treiben des Lebens so selten darbietet . . .

Andern Tags stand uns der Ritt nach Botlich¹ bevor. Die Reitpferde wurden aus dem drei Werst entfernten kleinen Aul Choi requiriert, das Gepäck wurde auf einen leichten, zweirädrigen Karren mit einem Pferde verladen. Die „Kaiserstraße“ setzt sich fort bis Botlich und weiterhin nach Chunsach und Gunib. Postpferde hätten wir aus weiter Ferne kommen lassen müssen. Beim Aul Choi scheiden wir von der Tschetschnja. Auf dem Kirchhofe,

¹ Vom See nach Botlich rechnet man 38 Werst.

an dem wir vorbeireiten, stehen einige hohe Stangen aufgerichtet, auf denen oben aus Holz geschnitzte Lanzenspitzen befestigt sind. Damit werden die Gräber der Krieger bezeichnet, welche einst im Kampf für Glauben und Freiheit unter Schamyl gefallen sind. Später, im andischen Kreis, sahen wir auf den Kirchhöfen noch öfter solche Abzeichen, oftmals flatterte oben auf der Stange ein weißer oder roter Wimpel. Diese Gräber werden für heilig gehalten und gewöhnlich ziert sie ein kleines Mausoleum, während auf den Gräbern anderer Sterblicher ein aufrechtstehender flacher Stein, oft mit einem steinernen Turban geschmückt, das Denkmal bildet. — Das Tal, in das wir nun einbiegen, ist recht kahl. Rechts von uns ragt der ansehnliche Abdal-Sabusal empor; über seinen Ausläufer führt ein Paß zum Kessel von Botlich. Wir sind noch im Gebiete des Juralkalks. Die Rücken der Berge sind noch breit, hübsch abgerundet und mit Gras bewachsen. Sie erinnern oft an die Ketten der schwäbischen Jura mit ihren weichen, gefälligen Formen. Aber schon vom Paß aus eröffnet sich sich uns der Blick in eine andre, recht traurige und öde Landschaft. Dort im Nordosten begrenzen die schwarzgrauen kahlen Wände der Buzrach-Kette den Horizont in einer scharf abgeschnittnen, geraden Linie. Die Höhen des Abdal-Sabusal fallen zum Kessel von Botlich fast senkrecht ab, nachdem sie in eine gewaltige Terrasse ausgelaufen. Kaum tritt uns irgendwo so deutlich und relief der mächtige Kreidewall vor Augen, der das hohe Daghestan im Norden abschließt. Weiter noch Osten z. B. bei Chadschalmachi sind die Wände dieses Walls nicht so steil. In den senkrechten Kalkwänden von einigen tausend Fuß Höhe ist die Straße in langezogenen Schleifen hinabgeführt. Botlich kann in der Luftlinie kaum fünf Werst entfernt sein, denn

deutlich sind die einzelnen Häuser und die roten Dächer der Kasernen und Kronsgebäude zu unterscheiden. Aber die Straße zieht sich mehr als 20 Werst dahin, sodaß wir, mehr als uns lieb ist, Zeit haben, die Einsenkung von Botlich genau zu betrachten, an deren Südrand das silberne Band des andischen Koissu sich hinschlängelt. Dort öffnet sich die Aussicht in die engen Schluchten, aus welchen der Fluß hervorkommt. Mächtige Gebirgszüge sind da hintereinander aufgetürmt, höher und höher ansteigend und am Horizont mit dem Himmelsgewölbe verschwimmend; links erglänzen in der Ferne die schneebedeckten Häupter der Botschoch-Kette. Der weite Kessel von Botlich ist unzweifelhaft einmal eine Meeresbucht gewesen. Der Grund ist sehr uneben; merkwürdige Gebilde ragen klippenartig aus demselben empor, so beim Aul Tando, dessen Häuser hoch auf einer solchen Klippe über dem jähem Abgrund stehen oder sich an den höchsten Felsen der Klippe anschmiegen. Weiter nach Westen liegen die Aule Ansalta und Schodroda, dann Miarsa und Tando und endlich Botlich, näher zum Paß Tuasatu und nach Osten am Fluß Incheli und Kuonchitadl. Die westlichen Aule sind ebenso wie Botlich von ausgedehnten und wohlgepflegten Obstgärten umgeben, in deren Grün die Häuser fast gänzlich verschwinden.

Nach ermüdendem Ritt in heißer Mittagszeit gelangen wir endlich zwischen Gärten mit schönen Obstbäumen, die unter der Last der Früchte zu brechen drohen, in die auf mäßiger Höhe gelegene Festung (3174 Fuß über dem Meeresspiegel), in welcher der Chef des andischen Kreises residiert. Wir werden gastfreundlich aufgenommen. Als gebildete Leute sind wir in dieser Abgeschlossenheit, wo nur einige Beamtenfamilien und eine kleine Abteilung Soldaten

wohnen, doppelt willkommen. In den weiten Räumen der Schule mit einem Internat für zwölf Kinder der Bergbewohner steigen wir ab. Die Kinder sind in den Ferien. Leider geben die Bergvölker ihre Kinder nicht gern in solche russische Schulen, aus Furcht, daß sie dem Hause und vor allem dem Islam entfremdet werden. Dagegen hat die dort angestellte Lehrerin einige erwachsne Schüler, die neben den Kindern auf der Schulbank sitzen, weil sie den Wert der Bildung sehr wohl verstehen. Sonst ist es auch hier, wie allgemein im Daghestan und überhaupt bei den Mohammedanern des Kaukasus mit der Bildung übel bestellt. Die bei den Moscheen bestehenden Schulen lehren ihre Schüler allein arabisch lesen, selten auch schreiben. Von der Festung Botlich¹ durch eine kleine Schlucht und Gärten getrennt, liegt der Aul Botlich, terrassenförmig an eine Felswand angelehnt. Dort haben wir Gelegenheit, die Tracht der Frauen zu studieren, welche außer in Botlich nur noch in einigen benachbarten Aulen getragen wird. Sie bietet nichts Besondres, nur der Kopfputz ist sehr auffallend. Er besteht aus einer etwa 3—4 Zoll breiten, quer über den Kopf getragnen Wulst, die über die Stirne herausragt und nach den Seiten in hornartige Enden ausläuft, an welchen große blanke Ringe mit eierförmigen Verzierungen in der Mitte herabhängen. Diese Wulst wird dann mit einem Tuch bedeckt, das fast die ganze Gestalt einhüllt. Eine solche Vergrößerung der Kopfform ist keineswegs schön zu nennen.

III.

Der andische Kreis hat einen Flächenraum von 3106,56 Quadratwerst (= 3535,32 qkm) bei einer Bevölkerung von

¹ Der Name des Orts soll bedeuten: Sammelplatz des Heeres.

55 047 Einwohnern und ist, da nur 17,7 Seelen auf die Quadratwerst kommen, einer der am spärlichsten bevölkerten Kreise des Daghestan (weniger bevölkert sind nur der awarische und gunibische Kreis). Die Bewohner sind arm, ihre hauptsächlichste Beschäftigung ist Viehzucht. Man zählt gegen 218 000 Schafe, 38 500 Ziegen, 35 000 Ochsen und Kühe und 3700 Pferde. In den Niederungen gibt es viele Esel. Für den Ackerbau sind der steinige Boden, die steilen, kahlen Abhänge und die tiefen, engen Schluchten wenig günstig, sodaß zum Unterhalt der Bevölkerung Getreide aus der Tschetschnja und aus Kachetien eingeführt werden muß. Das an Ort und Stelle gewonnene Getreide wird spät reif und merkwürdigerweise im Winter auf einer Eisfläche, die durch Übergießen eines ebenen Raumes mit Wasser hergestellt ist, gedroschen. Dabei wird der im ganzen Kaukasus übliche, von mir an anderm Ort beschriebene Dreschschlitten verwendet. In Botlich und nächster Umgebung wird Obst gebaut und betrug die Ernte im vorigen Jahre nicht weniger als 11 000—12 000 Pud (1 Pud = 16,38 kg). Der Weinstock wird weniger kultiviert. Während aber im übrigen Kaukasus die Mohammedaner sich des Weins enthalten und die Trauben an Weinproduzenten verkaufen, gönnen sich die Bewohner des andischen Kreises diesen Genuß und trinken ihren Wein, allerdings nur, so lange er noch süß ist oder aber gekocht. Übrigens ist der Ertrag des Weinstocks nicht bedeutend und betrug im letzten Jahre ca. 3700 Pud Trauben, die auf 10 Dessjätinen Weinland (1 Dessjätin = 1,092 h) gesammelt wurden. Im andischen Kreis gibt es auch viele Handwerker, Schlosser und Zimmerleute, aber ganz besonders viele Steinmetzen und Maurer. Die Steuerlast ist der Armut des Volkes entsprechend eine geringe, pro Herd

werden zwei Rubel jährlich bezahlt. Vielweiberei ist bei den ärmlichen Verhältnissen selten; der Kalim unbedeutend. Die Dörfer machen einen weit weniger günstigen Eindruck als die der Tschetschnja; sie sind viel schmutziger und die Häuser schrecklich enge aufeinander gebaut.

Kaum ein anderer Kreis im Daghestan kann sich rühmen, so viele verschiedene Bewohner zu haben, die ihre eignen Sprachen und Idiome sprechen. Zum Glück ist übrigens die awarische Sprache gewissermaßen die vermittelnde, da sie fast überall verstanden wird, im Süden des Kreises spielt die grusinische Sprache eine ähnliche Rolle. Von den vielen Gruppen will ich nur folgende nennen: Da sind die Andier, nach dem großen Aul Andi (778 Höfe mit 2860 Einwohnern) nördlich von Botlich, genannt mit neun Aulen (Andi, Gogatl, Muni?, Conchitadl, Silo, Tschango, Guncho, Rikuani, Aschali), zusammen 2191 Höfe mit 7740 Einwohnern. Je eine besondere Sprache haben auch die Chwarshiner, Tindaler, Dschamalaler, Unkratler und die Chuchezen, so benannt nach den größten Aulen, um welche sich kleinere mit den gleichen Dialekten gruppieren; ebenso haben eine besondere Sprache die Botlicher und Karatiner mit einigen benachbarten Aulen, sowie die Didojer¹. Auf dem linken Ufer des andischen Koissu im Unkratler Gebiet liegt der Aul Tadir (Gadi) von den Tschetschenern bewohnt, ebenso die Aule Budi und Konchi. Bei der außerordentlichen Coupiertheit des Terrains und den schwer zugänglichen Tälern, zu denen nur äußerst mühsame und gefährliche Pfade über hohe, steil abfallende Kämme führen und welche den größten Teil des Jahres fast gänzlich abgeschlossen sind, ist das nicht zu verwundern.

¹ Nach Dr. Dirr stehen alle diese Sprachen in einiger Verwandtschaft mit der awarischen.

In Botlich riet uns der liebenswürdige Kreischef, Fürst Andronikoff, den der verstorbene General v. Erkert in seinem Werk „Die Sprachen des kaukasischen Landes“ als eines sehr nützlichen Mitarbeiters anerkennend erwähnt, ab, im Tal des andischen Koissu direkt hinaufzugehen, wie wir es beabsichtigt hatten. Die Pfade seien dort, sagte er, nicht die besten und durch die letzten Regengüsse stark verdorben; auch seien dort nur vereinzelt Chutors (kleine Farmen) zu treffen und keine größern Aule, ebenso sei der Horizont in enger Schlucht ein sehr begrenzter. Dafür schlug er uns vor, die Täler der zum andischen Koissu von rechts kommenden kleinen Flüsse zu durchqueren und die diese trennenden, hohen Grate, welche fast alle in der Hauptsache von Osten nach Westen ziehen, zu überschreiten. Freilich stellte er uns eine mühsame Kletterei in Aussicht, dafür aber sollten wir höchst interessante Landschaften und Aule berühren, auch mußten von den Höhen sich weite und instruktive Blicke in den komplizierten Aufbau des westlichen Daghestans sich bieten. Da er zugleich versprach, überall zu unsrer Ankunft die Wege reparieren zu lassen und durch vorausgeschickte Boten für ein leidliches Unterkommen zu sorgen, so nahmen wir die vorgeschlagene Marschroute Karata-Tindi-Chwarschi-Kederi-Chupro-Kodorpaß-Kachetien an. Die genannten Stationen bezeichnen je eine Tagereise, von denen einige einen beschwerlichen Ritt von 9—12 Stunden erfordern. Wir hatten es nicht zu bereuen, den Rat befolgt zu haben, denn trotz anstrengenden Rittes, teilweise bei strömendem Regen, hat uns die Reise großen Genuß geboten und meine Kenntnis des Daghestans wesentlich bereichert.

Die Quellbäche des andischen Koissu, welcher, wie bekannt, mit den drei andern Koissu — dem awarischen,

kara- und kasikumuchischen Koissu¹ den Ssulak (Soanas der Alten) bildet, habe ich bei meiner Reise in das Land der Tuschen 1890 besucht und beschrieben (Vgl. „Aus dem Kaukasus“, S. 233 ff.) Wie auf der vorzüglichen Karte in G. Merzbachers herrlichem Buch „Aus den Hochregionen des Kaukasus“ deutlich zu sehen, tragen sie beide den Namen Alasan. Der eine, der pirikitelische, zuerst Kwachidis-Zkale geheißten, kommt vom Adzuntapafß (3750 m), er wird verstärkt durch den linksseitigen, vom Amugo-Tawi und Naruan-Tawi kommenden Naruanis-Zkale, nach dessen Aufnahme er pirikitelischer Alasan genannt wird; der tuschinische Alasan dagegen entspringt dem Naruan-Tawi und dem kleinen Borbalo. Nach der Vereinigung beider heißt der Fluß eine längere Strecke weit einfach Alasan, dann kurze Zeit Madoffluß. Erst da, wo er sich entschieden nach Nordosten wendet und in den „andischen Kreis“ tritt, nimmt er den Namen „andischer Koissu“ an. Vorher zwingen ihn die von der pirikitelischen Kette nach Süden und vom Hauptkamm nach Norden vorstoßenden, zahlreichen Grate, sich in vielgeschlungenen Windungen den Weg zu bahnen. Zuerst ein Längensochtal bildend, nimmt er später die Quertalrichtung ein und wird, genährt durch zahlreiche Zuflüsse aus den Schnee- und Eisregionen der pirikitelischen Kette von links und des Botschoch von rechts zum wasserreichen Strom. Kurz vor Botlich wendet er sich nach Osten und schlägt dann bis zu seiner Vereinigung mit dem awarischen Koissu unterhalb Gimri die Richtung Nordost ein. Welche Riesenarbeit es den Fluß gekostet

¹ Vielleicht ist der bei Plinius „Casius“ und bei Claudius Ptolemaeus „Κασιος“ erwähnte Name dasselbe Wort wie Koissu. Dann könnte man hieraus den Schluß ziehen, daß die jetzigen Anwohner der Koissu-Flüsse schon seit dem ersten Jahrhundert nach Christus hier ihre Wohnsitze hatten.

haben muß, sich seine tiefe, schmale Rinne auszunagen, davon gibt ein Blick von dem breiten Rücken des Bescho-kamms eine sehr instruktive Anschauung. Da sehen wir nach Norden hin kulissenartig aufragende, ungemein steile und mächtige Gebirgswände, eine nach der andern in kurzen Abständen fast rechtwinklig zum rechten Ufer des andischen Koissu vorstoßen; die Linien, welche ihre obern Umrisse bezeichnen, senken sich gegen den Fluß hin bedeutend; das gleiche Bild zeigt sich auch von der Höhe des Passes, oberhalb Botlich, wenn wir die Blicke über den Botlicher Kessel hinweg nach Süden schweifen lassen.

Unsre Abreise von Botlich wurde, trotzdem daß die Pferde längst bereit und alles zum Aufbruch fertig war, durch einen eigentümlichen Vorfall verzögert. Da dieser ungemein charakteristisch ist, will ich ihn dem Leser nicht vorenthalten. Neben der Schule, unserem Absteigequartier, lag eine alte Erdwohnung mit flachem, kaum bemerkbarem Dach. Eines der für uns bestimmten Pferde kam nun weidend darauf zu stehen und brach durch. Da die Türe zu niedrig und fast verschüttet war, mußte das Pferd mit großer Mühe auf demselben Wege, auf welchem es hineingekommen, wieder zurückgebracht werden. Glücklicherweise hatte es nichts gebrochen und war mit dem Schrecken davongekommen.

Um von Botlich in das ca. 3 Werst entfernte, nahe an 1000 Fuß tiefer gelegene Tal des andischen Koissu zu gelangen, müssen wir an steilen Abhängen zwischen wohlgepflegten Gärten hinabreiten. Dort am Fluß liegen die Ruinen der einst wichtigen Befestigung Preobraschensk, die aber wegen bössartiger Fieber aufgegeben werden mußte. Einst bildete sie den Schlüssel in das Tal des Bergstroms. Bald darauf lenkt ein starker Brückenkopf, ebenfalls

Preobraschensk geheißten, unsre Aufmerksamkeit auf sich. Er diente zum Schutze der in enger Schlucht über den Koissu gebauten Brücke. Auf dem linken Ufer führt ein geschützter Gang einige hundert Stufen hoch hinauf zu einem kleinen Werk auf einem Felsenvorsprung, von wo man die enge Schlucht einigermaßen übersehen kann; die Brücke ist auf beiden Seiten mit starkem Eisenblech beschlagen und ebenso gedeckt. Auf dem rechten Ufer schließt ein mächtiger Turm mit drohenden Schießscharten die Befestigung ab. Jetzt ist sie verlassen und die Kanonen, die einst ihre drohenden Schlünde aus den Lucken hervorstreckten, liegen am Boden. Über der Brücke steigt auf dem rechten Ufer eine gewaltige kahle Schieferwand fast senkrecht empor, an ihrem Fuße ziehen sich in schmalen Streifen Gärten bis zum Aul Incheli hin. In jener steilen Wand hatte Schamyl von dem zirka drei Werst unterhalb der Brücke gelegenen Aul bis zur Brücke einen Graben und Wall hergestellt, um von da aus sicherm Versteck die Feinde zu beunruhigen und die ganze Talstrecke unter Feuer nehmen zu können. Der Aul Incheli (Kottle- oder Gortl-Incheli = Unter-Incheli) liegt an einen kahlen Hügel angelegt, hinter welchem der Incheli-Bach sich mit dem Koissu vereinigt. Incheli und der weiterhin am Fluß gelegne Aul Kuonchitadl (Conchitadl) versehen einen großen Teil des Daghestan mit Salz, das durch Kochen aus salzhaltigen Quellen gewonnen wird. — Wir steigen auf einem kahlen, breiten Gebirgsrücken, welcher zur tiefen, engen Schlucht des Incheli-Baches fast senkrecht abfällt, höher, durchqueren dann ein tiefes Seitental, in dem einst der Aul Siuch lag, von welchem aber keine Spur mehr vorhanden ist. Die Bewohner des Auls waren ausnehmend streitsüchtig und banden mit allen an. Die nächsten Nach-

barn und Stammesverwandten konnten es nicht mehr mit ihnen aushalten. So taten sich diese zusammen und vertrieben die Unruhestifter, die sich weiter westlich, in Gumbet, ansiedelten und ihre Sprache — die karatinische — beibehielten inmitten der dortigen, eine andre Sprache sprechenden Umgebung. Das Karatinische ist die Sprache der Aule Karata, Incheli, Ratschabuldi, Antschadi, Artschu, Razidi und Tokida. Diese Aule berühren wir teilweise auf unserm Wege oder sehen sie in der Nähe. Unglaublich steil ist Tad- oder Kaa-Incheli (= Ober-Incheli) an einer Felswand auf dem Ufer des gleichnamigen Bachs aufgebaut. Man glaubt geradezu, ein Haus stehe auf dem andern und man könne nur mit Leitern hineingelangen. Ein schmaler weißer Streifen, an der fast senkrechten Felswand sich hinwindend, markiert den Zugang zum Orte. In den frühern Zeiten, wo die Aule zu jeglicher Zeit zur Verteidigung eingerichtet sein mußten und zum Kampf auf Leben und Tod, hatten solche Anlagen noch Sinn, jetzt in den friedlichen Zeiten muß man sich wundern, wie die Bewohner sich selbst zum Schaden noch am Alten festhalten. Die Wege und Stege zu den Dörfern und in denselben scheinen durchaus nicht dem Verkehr dienen zu sollen, sondern absichtlich so angelegt zu sein, daß sie den Verkehr hindern, ja fast ausschließen. Die Zugänge zu den Aulen und namentlich die Ausgänge aus ihnen sind für Fußgänger, noch mehr für Reiter, eine wahre Plage; fast senkrecht gehts über hohe Stufen auf schmalen Pfad hinauf und hinunter, sodaß man sich nur mit Mühe auf den Füßen oder auf dem Pferde halten kann. Die Treppen in einem modernen Hause hinauf- und hinabzureiten wäre ein Kinderspiel dagegen. Da Menschen und Tiere von Jugend auf daran gewöhnt sind, so sieht man den Grund nicht ein, warum man es

besser machen sollte. Aus dem Labyrinth¹ von Felsen mit kühnen, grotesken Formen haben unsre wackeren Pferde sich endlich über Stock und Stein hinaufgearbeitet auf ein breites Plateau mit grünenden Wiesen und künstlichen Terrassen mit wogenden Feldern, und dahinter winkt Karata, das Ziel unsrer heutigen Reise. In diesen Gegenden haben zu Schamyls Zeiten, dann im Jahre 1871, als der Tschetschene Alibekow einen Aufstand machte, und später noch anno 1877 heftige Kämpfe mit den Russen stattgefunden. In einem dieser Kämpfe fiel auch der Naib von Karata, der den Russen treu geblieben.

Einige Reiter auf schmucken Rossen kommen uns an der Grenze der Markung entgegen und schließen sich unserm Geleite an. Bald gelangen wir in den großen Aul, wo wir bei dem wohlhabenden Pristav, dem Sohn des frühern, eben erwähnten Naibs² absteigen. Freundliche, saubere Zimmer mit guten Betten werden uns angewiesen. Ein auffallender Komfort in dieser Wildnis. Daß die Bewirtung nichts zu wünschen übrig ließ, kann man sich denken. Der Hausherr hatte zwei muntre rothaarige Jungen mit grünlichen Augen. Der jüngste von sieben Jahren war recht aufgeweckt und soll nächstens in die Realschule zu Temir-Chan-Schura eintreten; der ältere hat fürs Lernen keinen Sinn. Unser Haus liegt am Ende des Auls. Von dem Balkon des Vorbaues über dem hohen Tor zum Hofraum

¹ In diesem Labyrinth ragen auf einem Steinhügel zwei aufrechtstehende, steinerne Säulen empor. Es ist das ein Denkmal auf dem Grabe der „feindlichen Brüder“, welche sich im Streit erschlagen haben. Jungverheiratete müssen sich vorsehen, denn wenn ein Übelwollender ein Steinchen von diesem Grab in das Ehebett legt, so ist's für immer um den häuslichen Frieden getan.

² Seit zwei Jahren sind sie an die Stelle der Naibe Pristave getreten, die sich fast alle aus den Eingebornen rekrutieren.

läßt sich das Treiben und Leben im Aul bequem überschauen. Die Sonne geht unter hinter den Nebeln, die am hohen Bergzuge im Süden aufsteigen. In langem Zuge kommen die Kühe von der Weide; von einer andern Seite kehren die Frauen, welche im Felde Unkraut gejätet, mit frohem Gesang zurück. Die Männer stehen in großen Haufen an der benachbarten Moschee und huldigen dem Nichtstun. Eine Menge Kinder, namentlich Knaben mit hübschen, offenen Gesichtern sammeln sich unter unserm Balkon und staunen die Fremden an. Manche Blondköpfe mit blauen und grauen Augen sind darunter. Feierlich ertönt die Stimme des „Buddun“ (Muezin) vom schlanken Minaret. Diese Minarets haben fast in allen Aulen des andischen Kreises sehr hübsche, schlanke Formen und erinnern an den Hals einer Schlange mit hochgerecktem Kopf.

Karata (4766 Fuß über dem Meere) war lange Zeit die Residenz des Kasi Mahoma, den Schamyl zu seinem Statthalter ernannt hatte. Ein andrer Sohn Schamyls liegt, wie der Pristav erzählte, hier auf dem Kirchhof begraben¹. Er war als Amanat (Geisel) in Rußland erzogen, kam von dort schwindstüchtig zurück und starb einige Monate nach der Rückkehr. — Der Ort hat 265 Höfe und etwa 1000 Einwohner. Er ist ebenso wie die zwei benachbarten Aule Antschiu und Artscho berühmt durch die sogenannten Shawls, d. i. sehr feine weiße Tuche, aus Schafwolle, auch Ziegenhaaren gewoben. Die Stücke sind ca. $\frac{2}{3}$ m breit und 5—6 m lang und kosten je nach der Qualität 16 bis 30 Rubel (sehr feine bis zu 150—160 Rubel). Man muß sich über den billigen Preis wundern, wenn man bedenkt, daß eine Frau auf ihrem allerdings primitiven Webstuhl

¹ Das will mit andern Angaben über Schamyls Söhne nicht recht stimmen.

(ohne Schiffchen) drei bis vier Monate an einem solchen Stück zu arbeiten hat. Auch hübsche „Pallasse“, d. i. schmale, gestreifte Teppiche, werden da gefertigt; sie stehen nicht hoch im Preise. Zu bedauern ist, daß auch hier die schönen und dauerhaften Pflanzenfarben durch die schnell verbleichenden Anilinfarben verdrängt worden sind.

Als wir am nächsten Morgen mit Tagesanbruch uns vom Lager erhoben und die Pferde satteln ließen für den weiten und schlimmen Weg, der uns heute bevorstand, war es schon lebhaft im Ort. Die Frauen kamen mit ihren hübschgeformten, großen, metallenen Wasserkrügen vom Brunnen zurück, diese auf dem Rücken schleppend, während ihre Gebieter sich noch faul auf dem Lager wälzten.

Das Plateau von Karata, das eine Terrasse des breiten, langgestreckten Gebirgsstocks Itschuli-Meër bildet, fällt nach Osten und Norden sehr steil zum Karata-Bach (weiter unten Incheli-Bach genant) ab. Wir müssen in die enge Schlucht, die von steilen Wänden des Kalkschiefers mit auffallend vielen Höhlen gebildet wird, hinabreiten und gelangen in südlicher Richtung in steinigtem Tale und wohl ein dutzendmal das wilde Wasser durchreitend, zum Aul Kuankero. Hier und etwas weiter oben im Tal in noch drei andern Aulen wohnen die Achbaken mit eigener Sprache. Bei Kuankero biegen wir nach Westen ein und steigen im Gebiet der Bagulal an den Aulen Tlibusch und Tlissi vorbei zu einem 8854 Fuß hohen Paß empor. Unser Zug, der mit dem Ehrengelitte und dem Pristav nebst seinem Gefolge aus zwölf Reitern besteht, bildet auf den Windungen des steilen, schmalen Gebirgspfades eine lange Reihe und gewährt ein malerisches Bild. Besonders gut machen sich die Milizionäre in weißen Tscherkessen und

weißen Pelzmützen mit den blutroten Baschlyks auf dem Rücken. Leider wurden wir für die Mühe des schwierigen Aufstiegs oben nicht durch schöne Aussicht belohnt, denn große Regentropfen schlugen uns gar unfreundlich ins Gesicht und dichte Wolken und Nebel zogen um uns her. Vor uns schien ein Abgrund zu gähnen, an dessen steilen Wänden ein vielgewundener, schmaler Pfad sich hinzog, der eben noch durch eine Menge Arbeiter aus den nächsten Aulen für uns etwas praktikabel gemacht wurde. Im verwitterten Kalkschiefer auf schlüpfrigem Grund tragen uns die Pferde, vorsichtig auftretend, hinunter. Auch hier wohnen die Bagulal mit eigener Sprache. Am malerisch gelegnen Aul Gimersi, der drunten rechts in tiefer Schlucht liegt und an einigen kleinen Seen vorbei gelangen wir gegen Mittag in den großen Aul Kuanada, wo wir beim reichsten Mann des andischen Kreises einige Stunden rasten. Trotz des strömenden Regens waren bald alle Dächer, die Balkone der Nachbarschaft und die Gasse vor unserm Hause mit Männern und Knaben in schmutzigen Pelzen angefüllt; auch manche Schöne lugte verstohlen zu uns herüber und wir hatten Gelegenheit, zu bemerken, daß sie ziemlich fein geschnittne Gesichter hatten, welche durch das den Kopf und die Gestalt umhüllende Tuch, mit Münzen oder herzförmigen glänzenden Metallblättchen und riesigen Ohrenringen geschmückt, recht interessant erschienen. Weniger graziös sahen die plumpen Schnabelschuhe aus, in welchen vielleicht recht hübsche Füßchen steckten.

Kuanada ist ein schmutziger Aul mit sehr wenig einladenden Wohnungen, nur das Haus unsers Wirtes machte eine rühmliche Ausnahme. Die Zimmer waren sauber tapeziert, die Fußböden mit Teppichen belegt und an der Wand prangte gar eine Kuckucksuhr aus dem Schwarzwald.

Selbst im Schwarzwald geboren, freute ich mich natürlich ungeheuer über diese Landsmännin . . . Der Aul besteht aus 238 Höfen mit ca. 1000 Einwohnern. Zahlreiche hölzerne Speicher, die auf den flachen Dächern der aus Holz gebauten Häuser aufgestellt sind, beweisen, daß die Bewohner außer Viehzucht auch Ackerbau treiben. Und in der Tat ist der Ort von ausgedehnten Getreidefeldern umgeben.

Da die uns einholenden Milizsoldaten auf dem Wege einige Lieder zum besten gaben, wobei einer eine Strophe vorsang und die andern im Chore einfielen, so hielt ich es für geboten, wenigstens eines der recht melancholisch vorgetragenen Lieder mir verdolmetschen zu lassen. Ich ließ den Hauptsänger kommen und bat ihn, mir seine Lieder mitzuteilen. Er war aber eine sehr zartfühlende Natur und gestand, daß der Inhalt seiner Lieder etwas choquant sei. Doch wolle er mir ein weniger unmoralisches Liebeslied mitteilen. In freier Übersetzung lautete dieses etwa also:

Wenn die Morgensonne aufgeht hinter den Gipfeln
des Daghestan gleich einem roten Hemde, dann bete ich
zu Gott, daß er sich meiner erbarme und mich mit der
Geliebten vereine.

In Büchern steht der Name Gottes. Niemand kann
ihn nennen; wenn ihn jemand wüßte, so würde ich ihn
aussprechen und bitten, daß er uns zusammenführe.

Du Geliebte! bist herniedergestiegen aus dem siebenten
Himmel; wie könntest du anders so schön sein, du Tochter
des Paradieses, in welche sich alle verlieben.

Das heilige Wasser von Mekka hast du getrunken,
Geliebte! Daher bist du so schön von Angesicht und so
schlank von Wuchs!



Alle meine Glieder erzittern vor Lust bei deinem Anblick; so schön und dunkel sind deine Augen, wie die Traubenbeeren in den Gärten des Daghestan.

Die süße Dattel Ägyptens erinnert mich an dich, der schlanke Buchstabe des Korans (alib lam) ist dein Bild; erhöre doch deinen Freier!

Wenn ich am Morgen dich nicht gesehen, so ist es mir schwer ums Herz; ein Tag ohne deinen Anblick dünkt mir das größte Unglück.

Deine Kabbala (obres, weites Gewand) zeichnet sich mir Tag und Nacht in meinen Sinnen; ein weißes Schäfchen bist du auf den Bergen. Erhöre mich!

Nach kurzer Rast und reichlicher Bewirtung verabschiedeten wir uns von dem lebenswürdigen Gasthern und ritten trotz strömenden Regens weiter. Wir mußten das bewaldete Genadalgebirge (bei Merzbacher Tschanadal-kette) und einen zweiten Parallelkamm übersteigen, um in das gut bebaute Tal des Tlendadaflusses zu gelangen, über welchem in schwindelnder Höhe der Aul Chuschtada (Chusad) liegt. Doch wir klettern noch höher in kümmerlichem Föhrenwald und durchqueren ein zweites, auf der russischen Fünferstkarte ebenfalls Genadal (bei Merzbacher Guda-Meër, 2338 m) genanntes Gebirge, das von Osten nach Westen streicht, dann gehts wieder steil hinab zum Aul Tisi (Isimilitschi, 1868 m) mit seinen wogenden Fruchtfeldern. Darüber steigt die steile Wand der Unutschi-Doppelkette empor, an welcher ein schmaler Streifen den Weg markiert. Nachdem wir den Bach durchritten, raten uns die Führer, abzusteiigen, da von dem steilen, stark verwitterten, nassen Hang beständig Steine herabrollten. Eine schöne Perspektive: rechts der schwindelnde Abgrund, links die

steile Höhe mit rollenden Steinen und losem rutschenden Erdreich. Doch glücklich kommen wir aus Scylla und Charybdis heraus und treten in schönen, duftenden Föhrenwald. Aber auch dieser nimmt zu bald ein Ende und wir befinden uns wieder im Bereiche der grauschwarzen, kahlen Schieferfelsen, von welchen wir an schauerlichen Abgründen vorbei auf gefährlichen, durch den Regen sehr glatt gewordenen Pfaden, die uns unendlich schienen, langsam zum Aul Tindi (Idi) hinabsteigen. Oben auf den steilen Halden bietet sich da und dort ein Ausblick auf den andischen Koissu, der hier öfters Inseln bildet. Die über dem Fluß aufsteigenden Berge und Ketten haben hübsche, abgerundete Formen, dahinter ragen die schneebedeckten Gipfel der tuschinischen Alpen hervor; längs den Ufern des Stromes, soweit wir sie sehen können, ziehen sich goldne Ährenfelder hin. Dieses liebliche Bild steht im auffallenden Kontrast zu den sonst so kahlen Landschaften der daghestanischen Gebirgswelt. Nach vierstündigem, anstrengenden Ritte war die Strecke Kuanada-Tindi glücklich zurückgelegt. Durch schmutzige, dunkle Gäßchen, über halbsbrecherische Leitern, werden wir in die „Kunazkaja“ des Starschina (Dorfältesten) geführt, über welche die flachen Dächer der Nachbarhäuser emporragen. Sie waren augenblicklich von einer Menge müßigen Volks in Schafpelzen (das Fell nach außen gekehrt) besetzt. Es sah sehr beängstigend aus, wie die Menschen so nahe am Rande der Dächer standen, man mußte jeden Augenblick befürchten, daß sie abstürzen oder daß die Dächer unter der Last zusammenbrechen. Doch ließen wir uns nicht lange von der Menge anstaunen, sondern zogen uns durchnäßt und erfroren zum Kamin unsres Gemachs zurück, in dem ein lustiges Feuer loderte.

IV.

Das Tal von Tindi ist, wie fast alle Seitentäler des andischen Koissu, recht fruchtbar, nur bieten die eng geschlitzten Täler und steilen Halden gar zu geringe Oberflächen für die Felder. Hohe, grüne, edel geformte Kuppen umschließen den Talkessel von Tindi, dahinter ragen einige beschneite Gipfel hervor, von den Einwohnern als Aknada-Meër bezeichnet, auf der Karte aber nicht angegeben.

Der Aul Tindi liegt, in zwei Teile geteilt, wildromantisch am felsigen Abhang. Die Hinterseite der auf einige Wohlhabenheit der Bewohner deutenden Häuser ist meist an den Felsen angelehnt, die Vorderseite oftmals auf Balken gestützt. Zwei schlanke Minarets ragen graziös über die flachen Dächer hervor. Bei unserm kurzen Aufenthalt — nur eine Nacht — hatten wir leider nicht die Gelegenheit, auch die von Merzbacher als so schön geschilderten Frauen mit ihrem interessanten Kostüm zu sehen. Nicht weniger interessant wäre auch ein Ausflug in das von dem gleichen Reisenden so sehr gerühmte Tal des Kiliabaches mit seiner wilden Klamm gewesen.

Wir mußten uns beeilen und setzten darum am frühen Morgen des andern Tages unsre Wandrung nach Chwarschi fort. Steil und glatt war der Pfad hinunter zur Talsohle des Kiliabaches (hier Tindibach genannt), so steil, daß man sich kaum im Sattel halten konnte und absteigen mußte. Der Bach, der hier einige primitive Mühlen treibt, ist nicht überbrückt und schneidet die Bewohner von Tindi oftmals durch seine reißenden Fluten von allem Verkehr ab. Wir kamen glücklich hinüber, und ritten nun langsam bergan. Rechts standen steile, kahle Felsen an, links begann Gebüsch und Wald, der immer höher wurde und sich bald auf die Halden zur rechten Hand hinüberzog. Das Busch-

werk bestand hauptsächlich aus Spiräen, wilden Rosen, Berberitze und Schneeball, darüber erhoben sich Birken und Wachholderbäume (*Juniperus excelsa.*), weiter oben setzte Föhrenwald ein. Der weißschäumende, murmelnde Bach, mehrmals überbrückt, belebt die Landschaft, welche uns lebhaft an die Täler des südlichen Schwarzwalds erinnert. Weiter oben bemerken wir auffallend große und hohe Büsche des Geisblattes (*Lonicera Xylosteum*) und wilde Rosen mit intensiv roten Blüten; schon tritt auch *Rhododendron caucasicum* auf, daneben Heidelbeere und *Daphne glomerata*. *Rhododendron* steigt noch ein beträchtliches Stück über die Waldgrenze auf. Höher ist wenig Wachstum, bald bedecken nur noch niedriges Gras und die Kissen von *Alsine* und *Draka* den Boden. Oben eröffnet sich die Aussicht auf grünende Täler und mächtige Berg Rücken, die sich unzählbar hintereinander aufbauen. In der Ferne, nach Westen hin, ist der Streifen des andischen Koissu sichtbar, nach Osten glänzen einzelne Schneegipfel der Botschochkette mit ihren scharfen Konturen. Oben auf dem Paß, welchen unsre Begleiter Chachlatl nennen (bei Merzbacher heißt der Gebirgsstock Chachlatl und der Paß Chwarschi), ist der Schiefer stark geblättert und infolge seines Gehalts an Eisenoxyd wie mit Rost gefärbt. Etwas unterhalb des Passes, gegen Chwarschi hin, haben Hirten etliche 20 niedrige Hütten aus den dünnen, großen Schieferplatten aufgebaut zum Unterschlupf bei Sturm und Gewitter. Liebliche Täler winken uns von dem kahlen Gestein zu sich hinab; über denselben erheben sich, recht appetitlich anzusehen, die Aule Koantla und Soantla. Wir dürfen noch nicht hinabsteigen, sondern müssen auf ödem, steinigem Pfad an steiler Halde noch zu einem zweiten Paß hinaufklettern, der über die westlichen Ausläufer des

Koger. (bei Merzbacher: Kögscher) Meër, 3614 m, führt. Von da endlich können wir Chwarschi, wohl 1500 m unter uns, sehen. Die Zickzacke, welche steil hinabführen über üppige Alpenwiesen mit reichem Blumenflor, sind nicht zu zählen. Das Reiten wird ungemütlich, wir steigen von den Pferden; über zwei Stunden dauert der Abstieg. Am obern Ende des Auls liegt das Haus des Starschina. Dort steigen wir ab, unbehelligt durch Zuschauer. Der Raum, der uns angewiesen wird, ist recht groß, aber nur durch zwei kleine Lücken in der Wand ohne Fensterscheiben spärlich beleuchtet. Zur Nacht werden die Lücken durch kleine Bretter geschlossen. Das flackernde Feuer im Kamin und köstlicher Tee belebten unsre ermüdeten und von Kälte und Nässe erstarrten Glieder. Der russische Ssamowar (Teemaschine) war schon in diese Wildnis gelangt, noch nicht aber die Lampe und das Photogen, noch immer ist der Kienspahn hier das einzige Beleuchtungsmittel. Öfters stiegen wir hinauf auf das flache Dach unsres Hauses, das einer Hochwarte zu vergleichen war, und weideten unsre Blicke an den stolzen Pyramiden der Botschochkette im Osten und Südosten, und an den schneebedeckten Gipfeln im Süden. Im Südosten, gerade uns gegenüber, lagen der Kosaraku (oder Bilenki-Meër, 4891 m), der Botschoch-Meër (4120 m und andre Gipfel mit ihren Gletschern, welche bis 2520 m, bis zur obern Birkengrenze, herabgehen¹. Es ist eine schöne Alpenlandschaft, um so erhabner durch die Ruhe, die in derselben herrscht. Im Vordergrund, drüben über dem Fluß, klettert an steiler Halde Föhrenwald bis

¹ Der mutige und energische Alpensteiger G. Merzbacher hat mehrere Gipfel der Bogoskette als Erster erstiegen und in seinen Berichten über diese Ersteigung ganz neues Licht über dieses Gebirge und seine Vergletscherung verbreitet.

zu halber Höhe hinauf, hinter uns verengert sich das Tal, das bei Chwarschi und oberhalb des Auls sich bis auf eine Werst und darüber erweitert hat, zur schmalen Klausen.

In Chwarschi (Atelko) befanden wir uns ca. 1900 m über dem Meere; der sogenannte Kemepaß, welcher über die Ausläufer der Bogoskette führt und welchen wir ersteigen mußten, um zu den Didojern zu gelangen, hat eine Höhe von 3212 m. Die Führer rieten uns, uns für diese Tour wärmer zu kleiden, was sich allerdings wegen der warmen Witterung als überflüssig erwies. Die Sonne brannte den ganzen Tag ganz unbarmherzig. Es war ein schöner, klarer Morgen, als wir das Tal des Incho in südöstlicher Richtung aufwärts ritten. Bald war der etwa vier Werst entfernte Aul Chonok (2215 m) erreicht, wo sich der Tscheteroltbach, der die eisigen Gewässer der Bogos- (Botschoch-)Gletscher zu Tal bringt, mit einem andern, vom Kemepaß kommenden, Quellfluß des Incho vereinigt. Wir schwenken nun nach Südwesten in das kahle Tal des Chonokbaches, wie der ebengenannte Quellfluß heißt, ein. Das ist nun wieder die echte daghestanische Landschaft, wo das Auge auf dem öden Steingewirre vergeblich nach Leben und Wachstum sucht. Die Steigung ist anfangs sehr mäßig, wird aber zuletzt außerordentlich steil, sodaß die Pferde alle Augenblicke stehen bleiben, um Atem zu holen. In einzelnen Runsen, rechts und links von unserm Pfade, sind noch große Mengen schmutzigen Schnees zu sehen, die Reste niedergegangner Lawinen. Ein Jäger, der sich zu uns gesellt, erzählt, daß hier „die Ture mit aufrechtstehenden, säbelförmigen Hörnern viel häufiger seien, als die Ture mit seitwärts gebogenem Gehörn“. Auch der Bergtruthahn (*Megalperdix caucasicus*) soll in großen Massen vorkommen. Etwa zwei Stunden brauchten wir zum Paß,

einer sehr schmalen Einsenkung zwischen verwitterten Schieferhügeln, die uns die Aussicht verdecken. Wir besteigen einen derselben, dessen Spitze noch mit Schnee bedeckt ist. Doch auch hier entziehen mehrere steile Schieferpyramiden die Hauptgipfel der Bogoskette unsern Blicken, nur die schroffen Spitzen des Schischi-Kindl (3712 m) und des Lecha repräsentieren sich uns in nächster Nähe. Dann gehts etwa drei Stunden lang in unendlichen, sehr kurzen Windungen hinab¹ in ein liebliches Tal mit manchem lauschigen Plätzchen unter freundlichen Birken und dunklen Föhren, zwischen denen ein schäumender Bergbach seinen Lauf beginnt. Die Schlucht heißt auf der Karte Iiacho-Chewi (letztre Benennung ist grusinisch). Da, wo ein anderer Wildbach von den hübsch geformten Pyramiden des Baliakuristocks (3734 m) herabkommt und sich mit dem Iiacho vereinigt, hat sich durch angeschwemmte Steine und Erde über hohem Ufer eine Wiesenfläche gebildet, ein herrliches Plätzchen, das zur Ruhe einladet. In kurzer Entfernung von uns lag der Aul Schiitl (Schaiitl), in 1778 m, von wo wir durch einen reitenden Boten Eier requirierten, die uns der Starschina in höchsteigner Person in Bälde zutrug. Nun wurde gekocht und gebraten und die Erzeugnisse unsrer Feldküche schmeckten zu unserm Kachetiner, der uns, in einem Schlauche wohlverwahrt, ein lieber Gefährte auf der ganzen Reise war, gar köstlich². Von Zu-

¹ Die Steigung vom Aul Chonok bis zum Paß verteilt sich auf etwa 10 Werst und beträgt 1000 m, beim Abstieg im S. kommen ebenso viele Meter auf ca. 5 Werst.

² Ich muß auf Grund meiner langjährigen Erfahrungen mit Herrn Merzbacher bis zu einem gewissen Grade übereinstimmen, daß überhaupt alkoholische Getränke bei Hochtouren möglichst zu vermeiden sind und das beste und erfrischendste Getränk immer der Tee bleibt. Schnaps taugt jedenfalls durchaus nicht, weil er einen harten Leib macht. Was dagegen den Wein anbelangt, so möchten

schauern unbehelligt, konnten wir auch hier, nachdem Hunger und Durst gestillt waren, uns dem Genuß der großartigen Natur hingeben.

Wie wir eben bemerkten, hat die Schlucht einen grusinischen Namen. Und wirklich verstehen die Didojer fast durchgängig grusinisch, weil sie seit langer Zeit mit Kachetien, dessen Könige früher ihre Herrschaft bis hierher ausdehnten, später durch zahlreiche Einfälle in Berührung standen. Bei letzteren wurden viele Grusiner als Gefangne mitgeschleppt. Jetzt kommen die Didojer als Feldarbeiter alljährlich herab in das gesegnete Land. Unsrer Kenntnisse der grusinischen Sprache, die man sich bei längerem Aufenthalt in Tiflis so en passant erwirbt, reichten vollständig aus, um uns über das Nötigste zu verständigen. Sehr verwundert aber waren der Starschina und seine Begleiter, als ich ihnen meinen, aus v. Erkerts Buch herausgeschriebenen, didoischen Wörterschatz, der allerdings bescheiden genug war, auskramte. Fast alle Wörter erwiesen sich als vollkommen richtig. — Schiitl (das l wird hier viel weicher ausgesprochen, als bei den Awaren), der erste didoische Aul, hat ein sehr ärmliches Ansehen, ebenso wie die etwas niedriger am Fluß gelegnen kleinen Aule Geniatl und Keturi, wie wir auf unserm Weitemarsch passierten. In Geniatl führte uns die Straße in nächster Nähe des Friedhofs vorbei. Hier bemerkte ich am äußersten Rande desselben zwei auffallende Denkmäler, breite, aufrechtstehende Steine, in welchen die Mitte vertieft war. Diese tafelförmige Vertiefung war bei dem einen Denkmal mit Bronzefarbe bestrichen und die darauf befindliche Zeichnung,

wir Kaukasier, die doch so sehr daran gewöhnt sind, solchen bei strapaziösen Märschen und Ritten nicht entbehren, namentlich, nachdem die Tagesarbeit geleistet ist.

die einem Torso ohne Arme glich, lief oben in einen Kreis nach Art eines Kopfes aus. Das Merkwürdigste dabei aber war, daß dieser Kreis durch ein Malteserkreuz in vier Teile geteilt ist. Der Pristav, der mit uns ritt, selbst ein Mohammedaner, konnte mir keine Aufklärung darüber geben, war aber, darauf aufmerksam gemacht, nicht weniger erstaunt, als ich. In Keturi schienen die Bewohner, namentlich die Frauen, immer noch große Feindschaft gegen die Russen zu hegen; einige Frauen drohten uns, als wir harmlos vorbeirrten, mit wilden Gebärden, mit geballter Faust. Der Aul Keturi ist durch die heimtückische Niedermetzlung einer Abteilung russischer Soldaten berüchtigt. Die Einwohner hatten sich den stürmenden Russen ergeben und Einstellung der Feindseligkeiten geschworen. In der Nacht aber überfielen sie das nichts Böses ahnende russische Lager, metzelten viele Soldaten nieder und verwundeten auch den gefürchteten General Wrewsky, dem „niemand an Tapferkeit gleichkam“. Die Sache wird übrigens von den Didojern anders erzählt, nämlich so: Keturi war von zwei Naiben und ihrem Hilfsvolk im Stich gelassen worden und diese waren vor dem Sturm des Auls abgezogen. Als nun die russischen Truppen durch die Verluste beim Sturm geschwächt und der General verwundet war, kehrten jene plötzlich zurück und überfielen die Russen. So hätten also nicht die Überwundenen von Keturi treulos gehandelt, sondern jene Naibe, welche durch kein Versprechen gebunden waren, hätten das Blutbad angerichtet. Wohl möglich, daß man diese Version ausgedacht hat, um die Bewohner von Keturi weiß zu waschen.

Beim Aul Keturi schwenken wir in ein liebliches Seitental nach Süden ab und steigen im Föhrenwald, den Menschen und schädliche Insekten mit Eifer zu vertilgen sich be-

mühen, hinauf zum breitrückigen Bescho- (Beto-)Kamm, dessen höchster Punkt 2791 m über dem Meere liegt. Wohl eine Stunde reiten wir darüber hin. Da, wo der Wald am nordöstlichen Abhang aufhört, wächst *Rhododendron caucasicum* in großen Beständen, leider eben erst verblüht. Auch an den Nordwestabhängen ist es reichlich vertreten, mit der Wasserscheide nach Süden aber plötzlich wie abgeschnitten. Von der Höhe erfreuen wir uns eines sehr weiten und ungemein malerischen Ausblicks. Bis hin zu den tuschischen Alpen im Westen, zum Kerketipafß und den Kalkfelsen oberhalb Botlich im Norden und zur Botschockette im Nordosten schweift der Blick. Fast alle die hohen Grate, welche wir vom Esen-am (See) überschritten, zeigen uns ihre klaren Konturen. Nach Süden und Südwesten fällt der Bescho steil ab. Dort unten im Rechuktale liegt Kideri am Bergabhang hingestreckt, und durch eine kleine Schlucht in zwei Aule geteilt. Der Pristav mit einigen Reitern holt uns ein und nach sehr beschwerlichem Abstieg zwischen blumenreichen Wiesen gelangen wir in den Aul, angestaunt von der gaffenden Menge, deren Blicken uns das gastfreie Haus des wohlhabenden Magoma, Ritters des Georgenkreuzes, entzog. Das Tor ward zugesperrt und zahlreiche „Nucker“ (Knechte) wußten die Menge in gehöriger Entfernung zu halten. Ein saubres Zimmer nahm uns auf. Eine Längsseite war durch maurische Arken mit Vorhängen abgeteilt. Dort standen auf einer Erhöhung Betten, eine Kommode und dergleichen. Überhaupt fehlte es nicht an einigem Komfort. Leider fühlte sich unser Wirt schon einige Tage sehr unwohl, was ihn aber nicht hinderte, uns des Honneurs zu machen; selbst beim Mahle, wo er uns unter anderm auch guten Wein auftischte, fehlte er nicht. Nachdem ich den Grund seines Unwohlseins er-

fahren, half ich ihm mit *Cascada sacrada*, das ich in meiner kleinen Apotheke als drastisches Mittel mitführte, rasch auf die Beine. Das Rezept kannte ich aus dem berühmten Guanolied: „Den Leib halt allezeit offen und alles andre gedeiht!“ *Probatum est*. Der Mann wurde rasch gesund und sagte, ich hätte ihm das Leben gerettet. Nachdem ich an einige andre Patienten Chinin verteilt hatte, nach welchem bei den Bergbewohnern wegen häufiger Fieber die Nachfrage stets eine große ist, hatte ich soviel Vertrauen eingeflößt, daß der Wirt mich aufforderte, auch seiner Frau, die in diesen Tagen niederkommen sollte, und sich nicht wohl fühlte, zu helfen. Das überstieg nun freilich meine medizinischen Kenntnisse, und ich konnte ihn nur trösten, daß nach der Geburt die Frau sich schon besser befinden werde.

Kideri (80 Höfe mit 386 Einwohnern) ist der Hauptaul in Dido, welches zum unkratl.¹didoischen Bezirk des andischen Kreises gehört. Hier ist der Gehilfe des Chefs jenes Bezirks stationiert. Die Häuser sind alle aus Stein, sauberer und stattlicher als in den andern Aulen. Das Völklein der Didojer — bei den Grusinern „Zesi“ = Adler geheißen, weil sie gleich den Adlern von ihren Höhen auf die Beute in Kachetien hinabstießen — wohnt in 36 Aulen in 1102 Höfen und zählt 5036 Köpfe beiderlei Geschlechts (2598 männliche und 2483 weibliche). Ihre Aulen liegen in den Tälern des Sabakunis-Chewi und seiner Zufüsse, des Reschuk-, Ssu- und Chuprobaches, des Asacho, Ilanchewi und Iliacho. Dazu kommt noch als vorgeschobner Posten der Aul Chuchati im Nordwesten in der Nähe des pirikitelischen Alasan und der Grenze von Tuschetien. So ist es

¹ Unk bedeutet „vier“, ratl = „Land“; also Unkratl = vier Länder, d. i. der Ort, wo vier Gebiete (Schluchten) zusammenstoßen.

amtlich festgestellt und die Didojer selbst wissen es nicht anders. Die Chwarschiner haben nichts mit den Didojern zu tun, ihre Sprache ist vielleicht verwandt mit der didoi-schen, doch verstehen die beiden Völkchen einander nicht.

Kideri (Kidero) soll seinen Namen vom arabischen „kadur“ = unruhig — bekommen haben und seine Bewohner scheinen wirklich durch Wildheit und Unbotmäßigkeit ausgezeichnet zu sein. Der Aul ist nicht weniger als siebenmal zerstört und das achtemal im Sturm genommen worden. Wild sind die Didojer bis auf den heutigen Tag — ganz besonders die Weiber — wenn auch nicht mehr in dem Maße, wie zu Zeiten des georgischen Prinzen Wachuscht, welcher von ihnen schreibt: Die Didojer haben keine Vorstellung von Gott, beten den Teufel an, essen das Fleisch aller Tiere, verheiraten die Söhne, solange diese noch Kinder sind, und der Vater lebt einstweilen mit der Frau des Sohnes, bis dieser erwachsen ist und dann werden die etwa gebornen Kinder geteilt. Derselbe Chronist schildert die Didojer als feige, schlecht bewaffnet und schlecht gekleidet. Ein anderer Chronist¹ erzählt von einem Zug des Feldherrn Johannes zu Zeiten der Königin Tamara gegen die Didojer, welche aufständisch geworden (also damals schon den Grusinern untertan waren) und berichtet von ihnen folgendes: Sie essen das rohe Fleisch erwürgter Tiere. Mehrere Brüder haben eine gemeinsame Frau, viele beten den unsichtbaren Teufel an, andre einen schwarzen Hund, der einen einzigen hellen Flecken hat. — Wenn ein neuerer Reisender angibt, daß die Didojer sich allgemein den Leib mit Schaffett einschmieren, was den Wohlgeruch ihrer Ausdünstung natürlich nicht erhöht, so konnte ich

¹ Vgl. Dschanaschwili im Sbornik materialow usw. XXVI, S. 95.

solches trotz vieler Nachfrage nicht bestätigt finden, glaube auch, daß sie es vorziehen, dasselbe als Nahrungsmittel zu verwenden.

V.

Lieder und Sagen konnte ich trotz aller Nachfragen und Bemühungen in Dido nicht aufschreiben; es muß damit wohl recht ärmlich bestellt sein. Übrigens ist mir bekannt, daß die Sage vom einäugigen Riesen Amiran, der in einer Höhle wohnt, bei ihnen verbreitet ist. Da, soviel ich weiß, andre Völker des Daghestan diese Sage nicht kennen, so ist es höchst wahrscheinlich, daß die Didojer sie von den benachbarten Tuschen, die jedenfalls geistig etwas entwickelter sind, überkommen haben.

An den Kämpfen, welche die Didojer um ihre Unabhängigkeit gegen die Russen führten, haben sich wie auch anderwärts die Frauen beteiligt. Als im Jahre 1878 sich der Aul Asacho empörte und von den Russen erstürmt wurde, fand man unter den Toten auch 18 Frauenleichen in Männerkleidern. — Die Bewohner von Kidero sollen sich früher von allen Didojern am eifrigsten an den Streif- und Raubzügen nach Kachetien beteiligt haben und brachten von dort als echte „Zunta“ oder „Zesi“ (Adler) stets reichliche Beute mit. Unser Wirt erzählte uns, was ihm sein verstorbener Vater, der oftmals Anführer auf solchen Zügen war, darüber berichtet hatte. Die Raubzüge waren stets, wie aus der Erzählung erhellt, systematisch vorbereitet und gut organisiert. Im Winter sammelte irgend einer der unternehmendsten Männer eine Schar von Getreuen um sich und unterhielt sie auf seine Kosten. Sobald der Frühling kam und die Pfade halbwegs passierbar wurden, begann der Raubzug. Jeder Teilnehmer war verpflichtet, nebst guter Bewaffnung 40 Kugeln, eine Burke

Hahn, Neue kaukasische Reisen und Studien.

(Filzrotunde), zwei Paar Dschewiaki (weiche Schuhe), 25 Pfd. Brot, 7 Pfd. geräucherten Kurduk (Fettschwanz) und ein bestimmtes Quantum Weizenmehl zur Bereitung der „Cosa“ (eine Art Bier) mitzunehmen. Da sie die ganze Provision bei einem Überfall nicht mitschleppen konnten, so versteckte man den größten Teil im Walde. Dann schlich man sich an die dem Walde zunächst liegenden Dörfer heran. Wenn nun die Hirten am Morgen die Herden austrieben, so überfielen sie die Räuber auf ein vom Anführer gegebenes Zeichen. Entkam einer oder der andre der Hirten und rief militärische Hilfe herbei, so zog man sich schleunigst in den Wald zurück; vor den Bauern hatte man weniger Respekt. Erwachsene und Kinder, deren man habhaft werden konnte, wurden in die Gefangenschaft geschleppt; wenn man die Räuber verfolgte, so wurden die erstern in der Regel getötet; die Kinder, mit Vorliebe Knaben, wurden in die Aule gebracht, mußten sich zum Islam bekehren, und wurden an Kindesstatt angenommen; die Erwachsenen als Sklaven verkauft. Einzelne Kinder wurden für ein Lösegeld von 1000 Rubel den Eltern wieder zugestellt. Manche junge Grusiner gewöhnten sich so sehr an ihre neue Umgebung, daß sie nach Unterwerfung der Didojer nicht mehr in die Heimat zurückkehren wollten. Was die Verteilung der Beute betrifft, so waren auch hierüber genaue Bestimmungen getroffen. Wer einen Gefangnen machte, erhielt dessen Waffen und 10 Rubel im voraus; von dem, was jetzt nachblieb, wurden 10% Abgabe (Kums) an Schamyls Kasse bezahlt, das übrige zu gleichen Teilen unter die Mitglieder der Bande verteilt. — Wenn ein Anführer auf eigne Rechnung und Gefahr einen Raubzug unternahm, so erhielt er ein Drittel der Beute voraus, das übrige wurde gleich geteilt. Diese Raubzüge im großen

haben mit der russischen Herrschaft allmählich aufgehört. Im Frühling dieses Jahres nun war das Gerücht verbreitet, die Didojer wollen wieder einmal nach alter Weise in Kachetien einfallen. Ein alter Mann aus Chupro hatte solches, um sich wichtig zu machen, einigen Bekannten in Kachetien erzählt. Die Sache sprach sich weiter, ängstliche Gemüter bauschten sie noch auf und man sagt, die Regierung habe im geheimen für alle Fälle Maßregeln getroffen. Glücklicherweise war es blinder Lärm gewesen, und, als wir etwa sechs Wochen später in Dido reisten, war alles ruhig. Dagegen machen die Didojer den Tuschen, welche ihre Herden auf dem Hauptkamm weiden, immer noch viel zu schaffen. Kurz vor unsrer Ankunft waren einige tuschinische Hirten getötet und etliche 60 Schafe weggetrieben worden. — Die Didojer haben zwar bei geringen Ansprüchen ihr ordentliches Auskommen, was man den meisten Aulen und ihren Bewohnern ansieht, aber die alte Raublust liegt ihnen eben noch im Blut und die Räuberei, bei welcher ja das Leben eingesetzt und außerordentliche List und Gewandtheit erfordert wird, gilt immer noch als Heldentat; weiter sind sie in ihren Begriffen und in ihrer Kultur nicht gekommen und wie sollten sie es auch, wenn keinerlei Schulen vorhanden sind!

Während die Männer in der Regel die Tscherkesska und darüber den Schafpelz tragen, haben die Weiber ein sehr auffallendes und reiches Kostüm (awarisch: „Dschutscha“; didoisch: „gas“). Von der Ferne gesehen, scheint es, als ob sie einen glänzenden Helm auf dem Kopfe haben und ein wallender Purpurmantel die Lenden schlage. In der Nähe erweist es sich, daß das Kostüm aus einem blauen weiten Gewand mit rotem breiten Saum besteht, welches durch einen breiten Tuchgurt in der Farbe des Kleids zu-

sammgehalten wird, dessen Enden lange herabhängen. Darüber wird ein großer roter Überwurf, oben ebenfalls mit blauem Streifen geziert, getragen, welcher den Kopf haubenartig bedeckt, durch eine Metallschnalle im Nacken sammgehalten wird und dann über den Körper herabwallt. An dieser Haube sind oben und an den Seiten vier Reihen Münzen von verschiedner Größe angenäht. Die wohl drei Zoll im Durchmesser haltenden Ohrenreifen mit einer taubeneigroßen Verdickung in der Mitte und mit zwei silbernen Kugeln werden nicht im Ohr getragen, sondern in der Höhe des Ohrs auf beiden Seiten innen am Kopftuch befestigt. Das Merkwürdigste aber sind drei glänzende Streifen von ca. 1 Zoll Breite, welche, an dem Kopftuch angenäht, über die Stirne hinlaufend, zu beiden Seiten etwa $\frac{1}{2}$ Fuß sich herunterziehen, wobei der zweite Streifen kürzer ist als der vorderste und der hinterste kürzer als der zweite. Zwischen diesen Silbertressen sind Hunderte von glänzenden Blechstücken, welche die Form eines liegenden E haben, dicht aneinander gereiht. Diese breite Kopfverzierung, hinter der dann die Münzen angenäht sind, erinnert sehr an das Stirnband der ägyptischen Sphinx gewiß ein merkwürdiges Zusammentreffen. Recht plump, aber leicht ist die Fußbekleidung der Didojerrinnen, gestrickte Strümpfe und Schuhe aus einem Stück mit Filzsohlen. Diese haben sie wohl von den benachbarten Tuschen angenommen. Wenn die Weiber mit ihren roten wallenden Tüchern einen kleinen Galopp anschlagen, um sich den Augen der verhaßten Fremden zu entziehen, oder wenn sie inmitten grünender Felder stehen und das Unkraut ausjäten, so gewährt das einen gar seltsamen Anblick, umsomehr, da die Münzen auf dem Kopf so glänzen und gleißen, wie blanke Helme. Scheu sind diese Weiber wie

die Rehe; um keinen Preis ließen sie sich in Kidero dazu bestimmen, sich photographieren zu lassen; auch in den andern Aulen, wo die Neugier sie bei unsrer Ankunft auf die Dächer trieb, verschwanden sie augenblicklich, wenn der Apparat auf sie gerichtet wurde. Als in Elmuk endlich einige sich abnehmen ließen, und dafür einige Silbermünzen erhielten, zeigten sich auch andre noch geneigt, allein es war schon zu spät.

Von Kideri waren wir erst gegen Mittag aufgebrochen, da Chupro, unser heutiges Nachtlager, in wenigen Stunden zu erreichen war. Wieder gings in lieblicher Landschaft im hübschen Walde von Föhren, Birken und Vogelbeeren, unter welchen schon die Heidelbeere reifte, den Berg hinauf. Oben wuchs wieder Rhododendron, durchsetzt mit *Daphne glomerata* und der gewöhnlichen Flora der Alpenwiesen. Besonders fesselte eine mittelhohe *Scabiosa* mit Rosablüten unsre Aufmerksamkeit. Der nicht sehr hohe Kamm, von den Einheimischen Chorakitschko genannt, ist weder auf der Merzbacherischen, noch auf der russischen Fünf-Werstkarte so verzeichnet. Bei Merzbacher ist das ganze, vielverzweigte System von Bergen zwischen dem Elmukbach, dem Sabakunis-, Chewi- und dem Rechukfluß Mukoklmeer genannt, nach dem in der Nähe der Vereinigung der beiden letztgenannten Flüsse gelegnen Aul Mukokl¹.

¹ Einer der Kenzentsenten meines zweiten Buches über den Kaukasus, ich glaube Herr v. D., sagt unter anderm: „Es wäre einmal Zeit, die geographischen Namen im Kaukasus bestimmt festzustellen.“ Das ist sehr schön und leicht gesagt. Wer aber soll das tun und solche Namen geben, welche allgemein anerkannt würden? Heißt ja doch jeder Berg von jeder Seite, jeder Fluß bei jedem Aul anders. So wird der Wunsch des Herrn v. D. leider noch lange Zeit ein *pium desiderium* bleiben müssen.

In Elmuk (Elbok und Ilbacho), das sich an einer steilen Berghalde anklebt, ruhten wir beim Starschina etwas aus. Der mit grobem Schnitzwerk verzierte Balkon mit niedrigem Geländer sah zwar nicht sehr vertrauenerweckend aus und lag sehr hoch über der Erde, aber er gewährte wenigstens Luft und Licht, deren wir im engen Zimmeraume hätten entbehren müssen. Gegen geringe Entschädigung überließ man uns einige Hühner zum frugalen Imbiß. Die abgeschnittenen Köpfe derselben wurden von kleinen Kindern auf Stäbe gesteckt und mit Triumphgeheul herumgetragen. Da zeigte sich das wilde vererbte Blut der Vorfahren. Der Aul machte einen weniger günstigen Eindruck als Kideri; überhaupt, je näher wir der Grenze von Dido kamen, desto ärmlicher und schmutziger wurden die Aule. Chupro, der letzte Aul, ist schon ein ganz trauriges Nest. Wir erreichten ihm im Tal des genannten Baches zwischen Weiden und niedrigem Wald abwärts reitend. Das Tal verbreitet sich endlich zu einer kleinen Ebene, in welcher sich unser Bach mit einem größern vom Hauptkamm kommenden Wasser vereinigt. Da es noch ziemlich früh am Tage war und wir in Chupro sehr wenig zu tun hatten, so wurde geangelt. Doch war es gut, daß wir für unser Abendrot nicht auf die Ausbeute unsrer Fischerei angewiesen waren, denn die Fische wollten nicht anbeißen, trotzdem daß wir die Würmer für die Angeln aus Tiflis mitgebracht hatten. Mit einbrechender Dämmerung ritten wir dann den steilen Pfad zum Aul hinauf, wo ein erträgliches Nachtlager unser wartete. Bald lag das Dorf im Dunkel und nur selten bemerkten wir durch die kleinen Fensteröffnungen der Holzwände das flackernde Feuer eines Kienspahns. Da der obre Stock, wo die Menschen wohnen, hier allenthalben aus Brettern gebaut ist, so ist es zu ver-

wundern, daß bei solcher offenen Handhabung des Feuers keine Brände entstehen. Die Nachtruhe wurde in dem wilden Aule nicht gestört; nur die laute Stimme des „Budun“ (Muezin), der von dem Platz vor der neben unserm Hause gelegnen Moschee (Minarets habe ich in Dido nicht gesehn) die Gläubigen zum Gebete rief und sich von wegen der Giaurs ganz besonders anzustrengen schien, weckte uns einige Male auf.

Der Aufstieg von Chupro zum Kodorpaß zerfällt in zwei Strecken, die sich stark voneinander unterscheiden. Der erste Abschnitt bis über den Ori-Zkali, wo der Weg von den Didojern, speziell den Bewohnern von Chupro, unterhalten wird, ist zwar nicht ohne Gefahr, da er an tiefen Abgründen vorbeiführt und vielfach, an den Felsen angeklebt, abrutscht, aber man kann immerhin noch ordentlich durchkommen; dagegen ist der zweite Abschnitt vom genannten Flusse bis zum Kodor, über Kronsland hinführend, fast unmöglich. Zuerst reiten wir über einem bewaldeten Tal, öfters im Schatten der Bäume, längs dem Bergabhang hin. Der schmale Pfad folgt der Gliederung des Bergs und führt oftmals tief hinein in die Schluchten kleiner Bäche, um dann wieder vorstoßende Felsen zu überspannen. Nach etwa zweistündigem Ritt geht es auf einmal steil hinab in das Tal des Ori-Zkali (= zwei Flüsse, d. i. Vereinigung zweier Flüsse) und dann sogleich auch steil hinauf zu einem Ausläufer des Hauptkamms. Hier bemerken wir viele Eichen, Ahorn, Vogelbeerbäume. Zuerst sind noch die Spuren eines ehemaligen breiten Wegs zu sehen und solange wir noch im Walde sind, ist auch unser Reitpfad noch passabel; aber sobald wir über die Waldgrenze hinaus kommen, haben wir beständig am Rande des Abgrunds über Schieferblöcke und Schieferstufen zu klettern,

wo die Pferde, namentlich bei scharfen Biegungen, oft kaum wissen, wo sie den Fuß hinsetzen sollen. Vereinzelte Birken steigen noch höher als der Wald, sie haben ein ärmliches Aussehen und sind von den hier häufig niedergehenden Lawinen und Bergstürzen, deren Spuren und Überreste wir unten in der Klinge erblicken, niedergedrückt. Endlich bemerken wir auf den mehr und mehr sich entblößenden Schieferfelsen, zwischen welchen Schafe noch kümmerliche Nahrung finden, nur noch einige Gruppen des *Rhododendron caucasicum*. Immer geringer wird der Abstand zwischen der Talsohle und unserm Pfad. Da winkt uns in der Ferne ein weißes Zelt und dahinter die grauschwarzen Mauern der zerstörten Kodorbefestigung. Das Zelt beherbergt die Wächter des Quarantänepostens. Wegen der in Kachetien herrschenden Viehseuche ist der freie Übergang von Vieh in das Daghestan geschlossen. Ein alter Veteran der kaukasischen Kriege mit mehreren Georgskreuzen auf der Brust, der Chef der Wache, nimmt uns freundlich auf; wir bereiten ihm und seinen Leuten einen Festtag, indem wir die Reste unsrer noch reichlich vorhandenen Mundvorräte, Brot, Wein, Zucker usw. ihnen zuwenden. — Das zerstörte Bollwerk, ein viereckiges Gebäude mit stark befestigtem Eingang und zahlreichen Schießscharten, erweckt eigentlich nur historisches Interesse. Dort lag einst eine kleine russische Garnison, viel beunruhigt durch die räuberischen Lesghier. Im Aufstand des Jahres 1878 wurde die Befestigung zerstört und dient jetzt mit ihren noch erhaltenen Mauern den Schafherden als Unterkunft.

Der Paß ist mit 2392 m einer der niedrigsten im Kaukasus und bildet einen spitzwinkligen scharfen Einschnitt im Gebirge. Die nächsten Höhen, welche steil

gegen diese Einsenkung abfallen, z. B. der Sokoris-Zferi, erheben sich ca. 600 m über derselben. Überhaupt liegt hier die Kette des großen Kaukasus unter der Schneegrenze und ist niedriger als die nach Norden vorgelagerten Ketten. Die Aussicht vom Paß nach Norden ist durch vorliegende Berge verdeckt, nur während des Aufstiegs konnten an einigen Stellen unsre Blicke noch bis zur Bogoskette und dem Beschokamm hinüberschweifen und wir ihnen ein letztes Lebewohl zurufen. Nach Kachetien, d. i. nach Süden, Südosten und Südwesten haben wir freien Ausblick. Drüben im Süden zieht sich die Saguramo-Zivikette hin, an deren Nordabhang Telaw liegt, ein schmutziger heller Streifen markiert den Alasan, der sich durch die fruchtbare Ebene träge hinschlängelt. Dörfer, Gärten, Wälder und Felder wechseln miteinander ab. Der direkte Abstieg ist sehr steil und mühsam, doch wir können die alte Straße mit ihren langgezogenen Serpentinien nicht benützen, da sie zerstört ist. Über häßliches Geröll, über Stock und Stein, gehts hinunter zur Talsohle, wo üppiger Wald beginnt, aber auch hier ist der Weg schrecklich steinig und uneben. Durch den Wald rauscht der lebhafte Seporabach, dessen Wasser weiter unten zahlreiche Bewässerungskanäle speist. Am Rande des Waldes ragen die Ruinen eines umfangreichen Klosters empor, an welches sich einst ein großes Dorf angeschlossen haben muß, denn weithin erstrecken sich die dem Erdboden gleichgemachten Reste menschlicher Wohnungen. Lange noch zieht sich in der Ebene der Weg zwischen Feldern und Gärten hin, bis wir das nächste grusinische Dorf, Ssabue, erreichen, dessen Häuser in Frucht- und Weingärten verschwinden. Mächtige Nuß- und Maulbeerbäume werfen weithin ihren kühlen Schatten. Dort machen wir unfreiwillig Rast, da die nötigen Pferde erst bis zum

nächsten Morgen beigetrieben werden können. Wir söhnten uns leicht mit unserm Schicksal aus, da wir in der „Kanzlei“ ein gutes Unterkommen und im Dorfe alles fanden, was zur Leibesnahrung und Notdurft gehört. Am Mittag des nächsten Tages waren wir in Telaw und unternahmen sogleich im Wagen einen Ausflug nach dem herrlichen kaiserlichen Domänengut Zinondali. Welch großer Kontrast zwischen der wilden Natur des Daghestan und diesen nach allen Regeln der verfeinerten Kultur angelegten Gärten, in deren Mitte sogar schon die modernen Mörser zum Vertreiben des Hagels ihre Schlünde zum Himmel emporstrecken!

Wenn ich zum Schlusse die landschaftlichen Bilder des Daghestan, welche ich auf dieser und meinen früheren Reisen habe kennen lernen, an meinem geistigen Auge vorüberziehen lasse und vergleiche, so möchte ich mein früheres Urteil modifizieren. Neben der grausig wilden Natur, die auf starke Nerven berechnet ist, finden wir, wenn auch selten, doch in Berg und Tal auch liebliche Landschaften, wo Seele und Gemüt von den Schrecken der schroff ansteigenden kahlen Grate, der schauerlichen Abgründe und der schwarzen felsigen Schluchten ausruhen können. In diesen schroffen Kontrasten liegt eben der Reiz des Daghestan, das in seinen Völkern und in seiner Natur der Forschung noch ein weites Feld bietet.

IV.

Im höchsten und wildesten Daghestan.

(Sommer 1902.)

I.

Der höchste und wildeste Teil des Daghestan wird markiert durch vier mächtige Gipfel im Südosten des kaukasischen Gebirges, etwa zwischen dem 65. Grad 25 Minuten und 65. Grad 45 Minuten östlicher Länge. Das sind der Basar-düsi (14 722 Fuß) und der Tfan (13 764 Fuß) im Hauptkamm und der Schalbus (13 679 Fuß) und Schach-dagh (13 461 Fuß), nach Norden der Hauptkette vorgelagert. Die Verbindungslinien zwischen diesen vier Gipfeln bilden fast die Figur eines Rhombus, wobei allerdings die Linie zwischen Schach-dagh und Schalbus-dagh etwas länger ist als die andern, welche gegen 12 Werst betragen. Die vier genannten Bergriesen sind die mächtigste Erhebung der Ssamuralpen — so zuerst genannt von Gottfried Merzbacher in seinem prächtigen Buch „Aus den Hochregionen des Kaukasus“ —, welche sich vom Sary-dagh im Nordwesten bis zum Baba-dagh im Südosten im Hauptkamm erstrecken und in der vom Sary-dagh nach Norden abzweigenden Djulty-daghkette, die sich beim Taklik-dagh nach Osten wendet, eine gewaltige nördliche Grenzmauer des Ssamurtals nach Ostsudost bilden. Da alle diesen Gebirgsstöcken und Gebirgsketten entströmenden größern

Gewässer zum Ssamur abfließen und dessen Tal auf mehr als 100 Werst einschließen, so scheint die von Merzbacher vorgeschlagene Benennung die richtige zu sein. Der Hauptkamm erhebt sich in den Ssamuralpen noch einmal in die Regionen des ewigen Schnees und Eises, fällt aber dann vom Baba-dagh (11 934 Fuß) fast unter dem 66 Grad östlicher Länge in den kaspischen Alpen rasch ab und löst sich zum Meer hin in kleine und niedrige Gebirgszüge auf. Die Gesteinsarten, die hier das Gebirge aufbauen, sind größtenteils leicht verwitternde Tonschiefer, wenig Sandstein und Schieferkalk. Die sich beständig ablätternden und stark verwitternden Tonschiefer verleihen der Gebirgslandschaft ihr eigentümliches Aussehen. Der Wanderer glaubt sich in einer in Trümmer geschlagenen Welt zu befinden, welche dem Zahn der Zeit und der Unbill des Wetters, dem Wind und Regen leicht zur Beute fällt, ebenso wie sie leicht der Auswaschung unterliegt. Wir sehen daher fast überall steile, mit Schutt beworfne Halden, die beständig abrutschen und den auf ihrer Oberfläche ruhenden Schnee nicht halten können, sondern ihn rasch in Form von Lawinen ins Tal befördern. Die Täler sind tief eingeschnitten und eng, und zwar ist das in größerem Maße auf den Südabhängen der Fall als im Norden. Deshalb ist auch der Aufstieg zu den Pässen von Süden aus sehr schwierig. Zudem vernichtet die elementare Gewalt des Hochwassers, gegen welches nichts standhält, die etwa im Tale vorhandenen Wege beständig, und an den Halden kann kein zuverlässiger Pfad angelegt werden. Dessen ungeachtet gehen auf diesen Wegen und über die Pässe, zu welchen sie führen, im Frühjahr und Herbst Tausende von Menschen mit ihren Herden, wobei freilich der Opfer nicht wenige sind. Die Bergbewohner bezeichnen die Pässe meist mit dem Namen

Ssalawat, was soviel bedeutet, als Gebet für Errettung aus Gefahr¹. Wer den Paß glücklich überschritten hat, soll Gott danken. Ein anderer tatarischer Name für die Pässe dieser Gegend, Ucharbacher, d. i. „hier hin, da hin“, ist der naiv-kindliche Volksausdruck für „Wasserscheide“.

Im Sommer 1898 wollte ich über den Ssalawat Nr. 1 gehen, stand aber wegen Unpassierbarkeit der Wege von meinem Vorhaben ab. Diesesmal wollte ich nachholen, was ich damals versäumt hatte, koste es, was es wolle. Die Wege waren freilich kaum besser geworden. Als Ausgangs- und Endpunkt der Expedition wurde das Kreisstädtchen Nucha bestimmt, wohin man von Ewlach (Station der transkaukasischen Bahn) in acht bis zehn Stunden gelangen kann. In Ewlach befinden wir uns in der Niederung der Kura, die hier in tragem Lauf sich eine Strecke weit nach Süden wendet und sich in tiefen, weit auslegenden Mäanderlinien in den weichen Löß eingräbt. Da die Ufer sehr niedrig sind, so bilden sich weite Inundationsgebiete und sumpfige Ländereien, welche nicht bebaut werden; weite Strecken sind mit Sumpfgräsern, Thamarisken, schlingenden Brombeersträuchern, Sanddorn bewachsen, über denen stellenweise baumartige Weiden, selten Eichen emporragen. Zahlreiches Wild bevölkert diese Gegend und gewährt dem Jäger reichliche Beute. Das besagt auch der Name Ewlach, aus Owlach (= Jagdplatz) verketzert. Hier haben einst die Chane von Gandscha (Elisabethpol) mit Vorliebe gejagt. Hirsche, Antilopen, Eber, Füchse, Hasen, Fasanen usw. gibt es in Menge. Eine große Plage sind aber in dieser Gegend die Milliarden blutgieriger Stechmücken. Man sucht sich

¹ Welch schreckhaftes Gefühl überhaupt die hohen Berge den Einheimischen einjagen, zeigen Namen der Berge wie Kitschendagh = Berg des Schreckens, Malkamud = Engel des Todes u. a.

mit Erfolg gegen sie zu schützen, indem man sein Nachtlager möglichst hoch über der Erde aufschlägt. Der Reisende bemerkt in der Nähe der Stationen hohe, luftige Türme, wo die Beamten und Arbeiter vor den nicht hoch fliegenden Blutsaugern geschützt sind.

Über die Kura führt bei Ewlach eine Eisenbahnbrücke, die auch dem Verkehr für Wagen und Fußgänger dient. Bahnlinie und Chaussee liegen auf mäßig hohen Dämmen, welche zur Zeit des Hochwassers von den Wellen bespült werden. Bis zum Fuß des Gebirges, wo Nucha, der Ausgangspunkt unsrer Fahrt in die Berge, liegt, beträgt die Entfernung 75 Werst. Das Terrain zwischen Ewlach und Kura stellt im großen und ganzen ein welliges Flachland dar, durchzogen von zwei westöstlich streichenden Erhebungen von mäßiger Höhe. Da, wo das unbebaubare Überschwemmungsgebiet aufhört, liegen inmitten grünender Gärten einige tatarische Dörfer mit schönen Nuß- und andern Fruchtbäumen. Nach links, das ist nach Westen, dehnt sich die unwirtliche Steppe Adschinour (was so viel bedeutet als „bitterer Salzsumpf“). Der erste Hügelzug, den wir überschreiten, der Bos-dagh, besteht aus steilen Lößwänden, die, vom Regen ausgewaschen, groteske Formen bilden. Das kleine Flüschen Anschigjan durchschneidet diesen Kamm und bildet die öde Nalbladschlucht. Nach Norden fällt die Kette langsam zur breiten Talebene des kleinen Turut ab. Dank der künstlichen Bewässerung ist die Steppenlandschaft hier kulturfähig. Reis- und Melonenfelder dehnen sich zu beiden Seiten der Landstraße aus. Der zweite Gebirgszug, der unsern Weg durchkreuzt, besteht aus weichem Tonschiefer mit Mergel und ist doppelt so hoch, auch breiter als der erste, er erhebt sich im Gipfel Gülü-dagh (= Rosenberg) bis 2719 Fuß. Seine nördlichen

Abhänge, die sich allmählich in die Vertiefung des großen Turut hinabsenken, sind mit Getreidefeldern bedeckt, während unten stellenweise Eichenwald und Buschwerk die Einförmigkeit der weiten Fläche beleben. Von ferne winken schon die weitgedehnten Gärten von Nucha, das sich in langgestreckten Terrassen am steilen Südabhang des kaukasischen Hauptkamms hinzieht.

Die Kreisstadt Nucha (Scheki), zu der wir auf endlos scheinender, staubiger Straße gelangen, hat ca. 25 000 Einwohner, hauptsächlich Tataren und Armenier, und ist im untern Teile sehr schmutzig. Sie liegt in 2454 Fuß über dem Meere. Der obre Teil des Ortes steigt sehr steil zur Festung an, in welcher sich der ehemalige Palast der Chane von Scheki befindet. Dieser stellt ein mäßig großes zwei-stöckiges Gebäude dar, innen und außen in reichem persischen Stil gehalten, mit bunten Blumen und Arabesken und eingesetzten Spiegelstücken, das, vom frühern Statthalter des Kaukasus, dem Fürsten Dondukow-Korsakow, im Jahre 1884 restauriert, längere Zeit den angereisten Beamten als Absteigequartier diente, nun aber leer steht. Vor dem Palast wachsen in einem kleinen Garten mit Fontäne zwei selten schöne, sehr regelmäßig gebaute, hoch zum Himmel aufstrebende Platanen. Der Palast, dessen Zimmer alle in einer Reihe liegen, war jedenfalls nicht für eine große Hofhaltung bestimmt. Er wurde in den 60er Jahren des 18. Jahrhunderts von Hussein-Chan erbaut. Dieser war der Nachfolger eines zum Islam übergetretenen Armeniers, der sich zur Zeit der verheerenden Einfälle des persischen Schahs Nadir an die Spitze seiner Landsleute gestellt hatte und für erfolgreiche Verteidigung der Stadt von ihnen zum Chan erwählt wurde¹. Schon 1819

¹ Vgl. Weidenbaum, Führer durch den Kaukasus (russisch).

wurde das Chanat russische Provinz. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist Seidenzucht und Handel mit Rohseide. In zahlreichen, großartig angelegten, Fabriken mit Dampfmaschinenbetrieb wird die Seide von den Kokons auf Spulen abgewickelt und kommt dann als Faden von verschiedener Dicke und Qualität in den Handel. Zu Geweben wird an Ort und Stelle wenig Seide verarbeitet. Die Armenier haben den größten Teil des Handels in ihrer Hand. Ein bedeutendes Handelsprodukt bilden auch Haselnüsse (Funduki). Die Tataren sind teils Sunniten, teils Schiiten; letztere von den andern Mohammedanern Giaurs genannt, leben in einem besondern Stadtteil, oben bei der Festung. Typus und Tracht der Tataren in der Stadt und im Bezirke Nucha erinnern mehr als irgendwo an die Perser. Namentlich zeigt sich das in den kleinen zylindrischen, schwarzen, kurzgeschornen Pelzmützen und in dem Schuhwerk — kurze Schnabelpantoffeln mit hohen Absätzen, über welche hinten die Ferse hervorragt.

Hinter Nucha steigt das Gebirge sogleich rasch auf. Die über der Stadt gelegnen Gipfel haben schon eine Höhe von 6400—6800 Fuß, die unmittelbar dahinter liegenden Erhebungen des Hauptkamms, wie z. B. der Lazal, weisen gar schon 12000 Fuß auf. Man könnte von Nucha über einen schwer zugänglichen und für Lasttiere nicht passierbaren Paß in nördlicher Richtung direkt in das Tal des Achty-Tschai gelangen. Etwas leichtere Pässe führen östlich und westlich über den Hauptkamm, und zwar westlich der Ssalawat Nr. 1, zu welchem man in der Schinschlucht aufsteigt, dann östlich der Gedimpaß, der massinische oder Tiapaß, und mehrere andre. Alle diese Pässe sind sehr hoch und schwer zugänglich. Verhältnismäßig der leichteste ist der Ssalawat Nr. 1, aber sein Name besagt, wie wir

oben gesehn, daß auch der Übergang über diesen mit Gefahr verbunden ist.

Über diese Einsenkung des Gebirges führte früher die sogenannte „russische Straße“, ein für Kriegszwecke hergestellter, ziemlich breiter Gebirgspfad, auf dem auch Kanonen befördert wurden. Dieser Pfad ist längst zerstört, nur selten sind an Bergabhängen noch seine Spuren zu sehen. Wie jetzt der Aufstieg zum Paß aussieht, soll der Leser sogleich erfahren. Um in die Schinschlucht, wo der Aufstieg beginnt, zu gelangen, muß noch eine beträchtliche Strecke längs des Gebirgsfußes zurückgelegt werden. Sogleich hinter Nucha geht es über das breite Bett des Kisch-Tschai, der sich nicht bändigen, noch eindämmen läßt, sondern bei Schneeschmelze und starken Regengüssen nicht bloß mit seinen wilden Gewässern weite Strecken überschwemmt, sondern auch ganze Länderstücke wegreißt und das ganze Überschwemmungsgebiet mit Kieseln und Rollsteinen bedeckt, Felder und Gärten vernichtend. Sobald wir über das steinige Flußbett gesetzt haben, bietet sich ein freundlicheres Bild dar. Die Straße ist ebenso wie im ssakatalischen Kreis zu beiden Seiten mit Nuß- und Maulbeerbäumen bepflanzt, welche angenehmen Schatten gewähren. Am Fuß des Gebirgs tauchen mehrere Dörfer auf, deren Häuser, weit voneinander abstehend, fast ganz in den Gärten verschwinden. Ihr üppiges Wachstum erinnert an Abchasiens vielgerühmte Gärten. Unter den Baumarten herrschen hier, wie dort Diospyrus, Nußbaum, süße Kastanie vor. Die letztere hat sogar zwei Dörfern Schabalut (schabalut tatarisch = Kastanie) den Namen gegeben. Die Rebe schlingt sich hoch hinauf in die Gipfel der Bäume. Die Beeren werden von den dortigen Mohammedanern nicht zur Weinbereitung benützt, sondern der süße Saft mit

Hahn, Neue kaukasische Reisen und Studien.

feinem weißen Ton gemischt an der Sonne getrocknet. Die so erhaltne Masse, Bekmeß genannt, gilt als besondrer Leckerbissen. Eben solche Marmelade wird auch aus den Früchten der Maulbeerbäume bereitet, die hier zahlreich vertreten sind. Große Strecken, mit jungen Maulbeerbäumen bepflanzt, sind ein Beweis, daß hier Seidenbau eifrig betrieben wird.

Es war Abend, als wir auf engen, steinigem Wegen durch die dunklen Gärten fuhren. Rückwärts schauend erblickten wir an den Abhängen des Bergzugs, welchen wir auf der Reise nach Nucha überschritten hatten, lange, feurige Linien, als ob sich Lava darüber ausgösse. Doch so schlimm war die Sache nicht. Man hatte, wie immer nach der Ernte, das hohe Stroh der Stoppelfelder absichtlich in Brand gesteckt, um die Felder zu düngen und die schädlichen Insekten zu vertilgen. Da, wo der Schin-Tschai in die Ebne tritt, liegt das langgedehnte Dorf Ober-Geijunuk, wo uns die einbrechende Nacht zu bleiben zwang. Das war um so mehr geboten, als sich um diese Zeit in jenen Gegenden ungemein freche Räuber herumtrieben, welche kurz vor unsrer Ankunft mehrere Mordtaten verübt hatten. Auch mußten hier Reitpferde für die nächste Strecke requiriert werden. Nach dem gegenüber auf dem rechten Ufer des Schin-Tschai gelegnen Dorfe Schin konnten wir nicht kommen, weil das letzte Hochwasser die Zugänge zu demselben gänzlich zerstört hatte. Bis zum Fuß des Passes muß im steinigem Flußbett einige Stunden geritten werden. Die steilen Abhänge zu beiden Seiten sind mit Gebüsch und Laubwald bewachsen, ebenso wie die Seitenschluchten, welche hübsche Ansichten gewähren. Endlich tritt der Wald ganz nahe an das linke Ufer heran; hier führt ein wohlgepflegter, schmaler Pfad in vielen Windungen im schönen Laubwald

aufwärts; die rechts und links vom Weg sich auftuenden Abgründe entzieht das dichte Laubwerk unsern Augen. Leider gelangen wir nur zu bald an die Waldgrenze, die verkrüppelte Eichen markieren; anstatt des frischen Grüns der Bäume starren uns nun kahle Felsen und verwitterter Mergelschiefer entgegen. Erst weiter oben setzen Rasenflächen mit sehr niedrigem Gras ein. Rechts von uns nach Osten baut sich der gegen 11 388 Fuß hohe Ssalawatberg auf, über dessen Ausläufer der Paß führt; auf seinem Nordabhang glänzt ein kleines Schneefeld und in einigen Scharten weiter unten liegt noch alter Schnee, während der Südabhang völlig frei davon ist. Unterhalb des Passes steht auf einer ebenen Fläche in der Nähe einer klaren Quelle eine sogenannte Karawansarai, welche dem Wanderer bei Unwetter und Schneestürmen ein ärmliches Unterkommen gewährt. Von da geht es noch ein gutes Stück sehr steil hinauf, bis die höchste Spitze erreicht ist, dann läuft der Pfad eine zeitlang auf dem Rücken des Grats und hierauf in enger Schlucht steil hinab in das Tal des Karawansarai-Tschai, welcher sich am Fuß des nördlichen steilen Abhangs mit dem Kabach-Tschai vereinigt. Beide sind Quellflüsse des Achty-Tschai. Charakteristisch für die Täler dieser beiden Quellflüsse sind die ungemein steilen, fast senkrechten Berghalden, zwischen denen sie ihr meist sehr enges Bett eingegraben haben; sie sind in dieser Beziehung dem Hauptfluß Achty-Tschai völlig gleich, auch er zwingt sich bis kurz vor Achty durch tiefe Felschluchten mit steilen, oftmals überhängenden Felswänden hindurch, sodaß bei Regengüssen das Wasser unaufhaltsam in die engen Klausen hinabstürzt und einer Sturmflut gleich, zur verderblichen Wand aufgetürmt alles, vor sich niederwerfend und verheerend der Ebene zueilt. Eine weitere, sehr böse

Eigenschaft dieser Flüsse und der aus den engen Seitentälern hervorkommenden Bäche ist die, daß sie ungeheure Massen zähen weißen Schlammes mit sich führen, sodaß das Hochwasser eine dicke, schlammige Masse, mit Steinen vermischt darstellt, in welcher alles rettungslos zugrunde geht. Die Gesteinsschichten sind fast überall entblößt, schlechter, weicher Schiefer, der stellenweise fast senkrecht nach Norden einfällt und manchmal mit einer andern, kalkartigen Gesteinsart wie zusammengeknetet scheint. Erst weiter unten treten festere Kalkschiefer auf, aber auch sie sind stark zerklüftet und bilden durch beständige Abbröcklung höchst merkwürdige, groteske Formen.

Der große Aul Bortsch (Bursch, Putscha) liegt unterhalb der Vereinigung des Karawansarai-Tschai mit dem Kabach-Tschai in einer Ausbuchtung des Tals in der Höhe von 7231 Fuß und gehört mit zu den höchstgelegenen Dörfern des Kaukasus. Er zählt nicht weniger als 375 Herde mit 2467 Einwohnern. Trotz des durch die hohe Lage bedingten rauhen Klimas haben die Bewohner früher auch etwas Ackerbau getrieben, mußten solchen aber aufgeben, weil der Fluß bei Hochwasser die mühsam bebauten Felder entweder wegrißt oder mit Schlamm und Geröll überschüttete. Jetzt nähren sie sich vom Ertrag der Viehzucht und scheinen, dem Aussehn der Häuser nach zu schließen, ihr gutes Auskommen dabei zu finden. Die meist zweistöckigen Wohnungen sind aus Feldsteinen gebaut, das Bindemittel ist lehmige Erde. Das Dach ist flach. Fast in jedem Hause finden wir ein Gastzimmer, dessen Fußboden mit Teppichen belegt ist; in Wandschränken sind Unterbetten und Decken in großer Anzahl untergebracht. In der Mitte einer Wand prangt ein Kamin mit Verzierungen. Lampen und die russische Teemaschine fehlen nicht

im Hause. Schon der erste Aul im Ssamurkreis macht einen viel bessern Eindruck als die Aule der benachbarten andischen, avarischen, auch kasikumuchischen Kreise des Daghestan, wo wie die Leser aus der Beschreibung meiner Reise in die Tschetschnja und den andischen Kreis (Sommer 1901) sehen können, die Aule sehr ärmlich sind. Dort besteht ja oft im Gastzimmer der Fußboden aus Lehm und die schmalen Lichtöffnungen werden nicht einmal mit Glas, sondern mit einem Brettchen geschlossen, während als Beleuchtungsmittel noch der Kienspan dient. Allein der Sauberkeit der Wohnungen in Bortsch entspricht keineswegs die nichts weniger als reinliche Kleidung der Männer und Frauen. Erstre tragen über der zerlumpten Tscherkeßka den schmutzigen Schafpelz, die Wolle nach außen — zum Winter wird der Pelz umgedreht —, auch scheinen sie das Hemd sehr ökonomisch so lange auf dem Leibe zu tragen, bis es in Fetzen von selbst abfällt. Die Kleidung der Frauen besteht aus bunten Röcken über farbigen Beinkleidern und einem schmutzigen Übertuch. Der Kopf ist mit einem glänzenden Reif geschmückt, auf der Brust tragen sie rechts und links Silberfitter, um die Taille einen Gurt aus Silberblech. Schön und graziös kann man sie keineswegs nennen. Sie müssen schwere Arbeit verrichten und stricken in der freien Zeit dicke Strümpfe, welche, mit Filzsohlen versehen, das Schuhwerk ersetzen. Teppiche werden nur für den Hausgebrauch gewoben. Als wir in der Dämmerung im Aul ankamen, ertönte weithin die Melodie der Lesghinka. Es wurde eine Hochzeit gefeiert. Vier Musikanten spielten im Hause des Bräutigams zum Tanz auf, die Instrumente waren zwei Klarinetten, eine große Pauke, welche mit einem Schlegel, und eine kleine Trommel, welche mit zwei Schlegeln bearbeitet wurde.

Männlein und Fräulein drehten sich eifrig im Kreise umher, während die Zuschauer im Takt in die Hände klatschten. Zuerst wurden die Tanzenden etwas scheu beim Anblick der Fremden, dann aber, als sie unser Interesse bemerkten, immer kecker und kecker. Nach einiger Zeit zog die ganze Gesellschaft unter Vorantritt der Musik und beleuchtet von dem Scheine einer auf hoher Stange getragenen Fackel mit Händeklatschen zum Hause der Braut. Von Zeit zu Zeit wurde in die Luft geschossen. Im Hause der Braut wurde der Tanz fortgesetzt und die ganze Gesellschaft bewirtet.

Das Tageslicht des nächsten anbrechenden, kühlen Morgens ließ uns in eine recht öde Landschaft hineinschauen. Vor uns und hinter uns hohe, kahle Bergabhänge, fast ohne jegliche Vegetation, vor uns der wildrauschende Burtsch-Tschai mit seinem steinigten, unwirtlichen Bette. Und das war Ende Juli, wie traurig und öde muß es erst im Winter sein. In diesem traurig-öden Tal geht der Weg auf dem linken Ufer des Flusses abwärts, manchmal erweitert sich der Horizont etwas nach Süden. Ein kleines Espenwäldchen, sorgsam geschützt durch eine steinerne Mauer, und einige Gersten- und Haferfelder zeigen die Nähe menschlicher Wohnstätten an. Der Aul Chnow (Chin, Chnou) erscheint auf der Bildfläche. Über eine Brücke über den Burtsch-Tschai, der hier von rechts den Dali-Tschai (= verrücktes Wasser) aufnimmt, gelangen wir zu den ersten Häusern des an einem Bergesabhang terrassenförmig aufgebauten Dorfs mit sauberen, steinernen meist zweistöckigen Häusern. Die Ruinen einer kleinen Burg auf einem inmitten des Auls ragenden Felsen und ein hohes, schiefstehendes, sehr gebrechliches Minaret, das jeden Augenblick einzustürzen droht, erhöhen das Malerische der Landschaft, das freundliche Laub einiger Espen berührt das Auge

des Wandrers angenehm. Etwas unterhalb des Auls, welcher in 5790 Fuß liegt, führt eine hohe Brücke wieder auf das linke Ufer des Flusses. Nach kurzer Zeit gelangen wir zu einer heißen Schwefelquelle (45° C), die aber teilweise durch abrutschendes Gestein verschüttet ist, ebenso wie die künstlich angelegten Bassins in der Nähe. Nun steigt der schmale Gebirgspfad hoch hinauf an die steilen linksseitigen Halden des Flusses, welcher bald in eine sehr enge Schlucht mit senkrecht ansteigenden, überhängenden Felsen eintritt. Die Felsen treten so nahe zusammen, daß selbst der Fluß sich mit Mühe durchzwängt, und der schmale Pfad durch einen Tunnel von zirka zehn Faden Länge geführt ist. Hinter dem Tunnel schlängelt er sich in den Felsenwänden wohl 15—20 Werst weit im Felsen hin, rechts der tiefe Abgrund mit dem tobenden Fluß, links von uns die steilen zum Himmel anstrebenden Felsen. Für Freunde starker Eindrücke ist dieser Weg wie gemacht, hier kann der Wanderer sich auf Schwindelfreiheit prüfen. Manchmal bilden sich kleine Ausbuchtungen in den Felsen mit etwas Pflanzenwuchs, wir bemerken kriechenden Wachholder, Berberis und Perückenstrauch, auch Spiräen und der Sanddorn haben sich hier angesiedelt neben Blasenstrauch und Ginster. Auf einmal sehen wir von weitem Pferde, mit Brettern beladen, uns entgegenkommen, dahinter Menschen zu Roß und zu Fuß. An ein Ausweichen auf diesem Wege ist wohl nicht zu denken. Wir rufen ihnen Halt zu. Zum Glück findet sich eine kleine Ausbuchtung, wo mit äußerster Vorsicht die Pferde der Entgegenkommenden an die Wand gedrückt und die unsrigen an ihnen vorbeigeführt werden. Bei solchen Gelegenheiten kommen sehr oft Abstürze vor. Diesmal ging alles gut vonstatten. Während des Kriegs mit den kaukasischen Bergvölkern waren die

Maultiere so dressiert, daß sich bei der Begegnung zweier Karawanen auf so engem Steg die eine Partei auf die Knie niederließ, während die andre über ihre Rücken hinwegstieg. — Fernrollender Donner verkündet das Nahen eines Gewitters, das bald den schmalen über uns sichtbaren Streifen des Himmels verdunkelt und reichlichen Regen herabschickt. Der Pfad wird glatt und schlüpfrig; die Lage wird kritisch, doppelte Vorsicht ist nötig. Wir steigen ab und führen die Pferde am Zügel. Glücklicherweise winkt uns in der Nähe der Aul Sumungul, wo wir genötigt sind, zu nächtigen, da es schon dämmt.

II.

Sumungul ist der erste kürinische Aul im Tal des Burtsch-Tschai, der nun den Namen Achty-Tschai annimmt. Die weiter oben gelegnen Aule gehören zu der rutulischen Sprachgruppe. Der Aul ist von Feldern umgeben und liegt auf einem ziemlich hohen Bergvorsprung über dem Fluß. Die zweistöckigen Häuser verraten in ihrer äußern und innern Ausstattung Wohlhabenheit. Das Gastzimmer unsres Wirtes war mit kostbaren Teppichen belegt, die Wände mit Ölfarben bemalt, persische Blumenmotive füllten die Flächen aus. Eine mächtige Blitzlampe spendete reichlich Licht. Der Typus der Bewohner, auf welchen wir später zurückkommen, unterscheidet sich deutlich von dem der Bewohner von Bursch und Chnow und kommt dem der Küriner von Achty sehr nahe.

Das Tal des Achty-Tschai erweitert sich von Sumungul mehr und mehr, je näher wir Achty kommen; namentlich in der Nähe der Schwefelquellen und bei Achty selbst haben wir ausgedehnte Fruchtgärten. Von Weingärten, welche ein russischer Reisender gesehen haben will, ist

jedoch keine Spur, dazu ist das Klima denn doch zu rauh. Die eben genannten Schwefelquellen, welche sich 5 Werst oberhalb Achty auf dem linken Ufer des gleichnamigen Flusses befinden, haben bei einem täglichen Ergebnis von ca. 20 000 Eimern die hohe Temperatur von 39—42° R. Leider aber sind die Badeeinrichtungen sehr primitiv, sogar das sogenannte Offiziersbad ist nichts weniger als elegant eingerichtet. In einer mehr günstigen Lage gäbe das einen besuchten Badeort ab. So aber benützen außer den Soldaten der Achtyer Garnison sehr wenige Badegäste die heißen Wannsen. Das Beste an dem Bade ist die ungeheure Billigkeit. Als Kuriosum mag hier gesagt sein, daß drei Bäder und drei Glas Tee mit Zucker und Brot eine Rechnung von 25 Kopeken, sage 25 Kopeken, ausmachten. Wenn es doch in allen Bädern so billig wäre!

In Achty findet der Reisende, der Empfehlungen hat, in dem gastfreien Hause des Kreischefs freundliche Aufnahme. Das veranlaßte uns auch, einige Tage hier zu bleiben. Hier im Mittelpunkt des Ssamurkreises, in dem die Mehrzahl der Küriner wohnt, glaubte ich manches Interessante erfahren zu können. Doch wurden meine Erwartungen nur halb erfüllt. Das Gebiet der Küriner, die sich selbst Ljagi (Mehrzahl Ljasgjar) und ihre Sprache Lesghi-tschal nennen¹, erstreckt sich etwa vom Aul Sirich zu beiden Seiten des Ssamur ca. 20 Werst weit bis zu seiner Mündung. Man rechnet bis 125 000 Individuen beiderlei Geschlechts, wenn man die Rutuler und Zachurer, deren Sprache Ähnlichkeit mit der kürinischen haben soll, mit einschließt. Doch glaube ich, daß hier Sprach- und Volksgrenzen nicht zusammenfallen. In den Aulen der

¹ Vgl. Weidenbaum: Putewoditel po Kawkasu.

Küriner, welche ich besuchte, haben nur die Bewohner von Sumungul, mehr noch die von Achty einen wirklich ausgesprochenen Typus, der sich auf den ersten Blick erkennen läßt. Die Küriner von Achty haben auffallend weißen und zarten Teint, lange spitze, etwas flach angedrückte Nase mit stark ausgeschnittenen Nasenflügeln, tiefliegende Augen unter dicht gewölbten Augenbrauen, kurzes Gesicht, hakenförmig nach unten gebogen, etwas breiten Mund, vorspringendes Kinn, etwas schielenden Blick der Augen und fast durchaus schwarzes, schlichtes Haar. Obgleich die Nase weniger prononciert ist, macht sich doch die Beimischung semitischen Blutes geltend. In den andern kürinischen Dörfern, die ich besuchte, kommt mehr der tatarische Typus zum Ausdruck. Mitten unter den sunnitischen Kürinern liegt der große Ort Miskindschah, das einzige Dorf im Daghestan, das von Persern bewohnt ist; die Bewohner sind Überreste von den Feldzügen des Nadir-Schah, welche seit 150 Jahren hier wohnen, sie haben aber die Sprache der Küriner angenommen und ahmen diesen auch in Lebensweise und Kleidung nach. Die Schönheit der Frauen von Miskindschah ist berühmt, doch verbergen sie das Gesicht und lassen sich nicht sehn; dagegen ist die Nichtsnutzigkeit der Männer berüchtigt, sie sind für geringes Geld bereit, falsche Eide zu schwören.

Der Name des Hauptortes im ssamurischen Kreise Achty, welchen die Eingebornen mit „Schwesterdorf“¹ übersetzen, gibt zu eigentümlichen Betrachtungen Anlaß. Nach der Sage soll der Name daher kommen, daß vor etwa 1000 Jahren mit den Mohammedanern zwei junge Leute, Bruder und Schwester hebräischen Glaubens, in der Gegend

¹ Vom hebräischen אַחֹת (Achet).

erschieden seien und daß sich die Schwester hier niedergelassen. Daneben steht eine andre Überlieferung, nach welcher hier einst Hebräer gewohnt und die Küriner selbst den jüdischen Glauben bekannt haben. Dem widerspricht eine dritte Sage, nach der vor kaum 300 Jahren vier Brüder, die Stammväter der Küriner, aus der Türkei gekommen seien.

Der Hauptort der Küriner ist Achty mit ca. 6700 Einwohnern. Er zieht sich in ziemlicher Ausdehnung recht malerisch zu beiden Seiten des Flusses hin. Der auf dem rechten Ufer gelegne größere Teil liegt ziemlich eben, während der linksseitige sich in Terrassen an eine Bergwand anlehnt. Auch das rechte Ufer ist sehr hoch über dem Fluß, stürzt aber bei Hochwasser mehr und mehr ab, da der weiche Lehm nur zu leicht unterwaschen wird. So steht auch das Gebäude, in dem der Kreischef mit seiner Verwaltung untergebracht ist, bei jedem Hochwasser in Gefahr, in die Fluten zu stürzen; der dem Haus einst vorgelagerte Garten ist längst bis auf ein kleines Stück verschwunden. Etwas unterhalb des Dorfs, nahe der Mündung des Achty-Tschai in den Ssamur, liegt die alte Festung, welcher ein ähnliches Schicksal droht. Im Jahre 1839 erbaut, hatte sie 1848 in der dritten Septemberwoche eine schwere Belagerung Schamyls und seiner Anhänger zu bestehen. Die mit den Offizieren etwas über 500 Mann starke Garnison hielt sich mit heldenmütiger Tapferkeit gegen eine mehrere Tausende zählende Schar der Bergbewohner, die einige Male zum Sturm schritten, aber stets mit blutigen Köpfen abziehen mußten. Zuletzt aber wurde die Lage äußerst kritisch, namentlich, nachdem ein Pulvermagazin durch einen gut gezielten Schuß der Feinde zur Explosion gebracht worden war. Da, im Augenblick der höchsten Not,

kam der Fürst Argutinsky Dolgorukoff zu Hilfe und brachte Schamyl beim Dorfe Miskindschah (10 Werst von Achty) ein bedeutende Niederlage bei, sodaß er die Belagerung aufgeben mußte. Die Belagerten hatten fast 100 Mann und einen Offizier eingebüßt, während 10 Offiziere und 142 Soldaten verwundet waren. Bemerkenswert ist, daß Frauen und Töchter an der Seite ihrer Männer und Väter an der heldenmütigen Verteidigung teilnahmen. Im Jahre 1877 empörten sich mit andern Bergvölkern auch die Küriner, aber der Aufstand wurde bald niedergeschlagen. Das Haupt der Verschwörer, Kasi Achmed, wurde gehenkt, sein Sohn Chadschi Murad nach Sibirien geschickt, von wo er nach 24jähriger Arbeit in den Bergwerken vor kurzer Zeit zurückgekehrt ist.

Der Ssamur, der eigentliche Fluß der Küriner, hat seinen Namen von den Türken erhalten. Das Wort bedeutet „Marder“. Vor einigen Jahrhunderten waren diese Tiere in seiner Umgebung sehr zahlreich und wurden ihre Felle nach Konstantinopel verkauft. Der Fluß ist in tiefe Ufer eingebettet und fließt auf langer Strecke dem hohen Gebirgszug Sarfun-Jal parallel. Seine Haupttrichtung ist Ost-südost. Erst nach Einmündung des Ussun-Tschai, etwa 15 Werst unterhalb Achty, verändert er seinen Lauf und fließt nun in nordöstlicher Richtung dem Meere zu, das er nach einem Lauf von ca. 200 Werst erreicht. Es geht die Sage, daß das Meer früher weiter ins Land eingedrungen sei. Das Mündungsdelta besteht jetzt aus vielen Armen, die sich auf eine Strecke von 25 Werst ausdehnen. Hier sind ausgedehnte Eichenwälder. Tributär sind dem Ssamur der Hauptkamm vom Ssalawat bis zum Basardüsi mit den Zuflüssen Achty- und Ussun-Tschai nebst andern; von links kommt der auf dem Djulti-dagh entspringende Djulti-Tschai,

vom Babakuni-dagh der Kara-Ssamur, vom Kuran-dagh der Schinas-Tschai, während der lange Gebirgszug Sarfun-Jal ihm fast keine oder nur sehr unbedeutende Gewässer zusetzt. In dieser Kette ragt der grotesk geformte Getin-Kil (Sommerkopf, das ist, wo im Sommer die Sonne immer scheint) empor als unbeschränkter Herrscher auf dem linken Ufer des Ssamur.

Um von Achty in den größten und reichsten kürinischen Aul zu gelangen, kann man zwei Wege einschlagen, einen leichtern, den Ssamur hinunter bis Miskindschah und von da in südlicher Richtung über den nördlichen Ausläufer des Schalbus-dagh nach Megerat und Pirkend, und einen schwierigeren durch das Tal des Mugach-Tschai und über den Aul Egir. Da der letztere bis jetzt nirgends beschrieben ist, so wählten wir ihn. Der Mugach-Tschai ist ein kleiner Bach, welcher etwas unterhalb der achtynischen Schwefelbäder in den Achty-Tschai fällt. Vom Schalbus-dagh kommend, bildet er eine sehr tiefe, eingeschnittne Schlucht, an deren steilen Abhängen einige kürinische Aule liegen. Am Ende des Tals bemerken wir große Steinblöcke, die Überbleibsel einer einstigen Erdmoräne eines Gletschers. Von da steigt der Weg sogleich sehr steil auf dem linken Ufer des Baches an der fast kahlen Halde hinauf. Von Anfang an liegt das turmartige Gebilde des Schalbus-dagh, welches sich auf breiter, mächtiger Unterlage aufbaut, gerade vor uns, rückt aber nach und nach mehr links. Beim Höhersteigen erscheinen auf der gegenüberliegenden, ebenfalls sehr steilen Halde die Aule Baludtscha (= Honigort), Liga-Pirkend (Ort eines Heiligen) und Mrach (Ort, wo man Gewebe macht). Der Name des Heiligen von Pirkend war Suleiman; er führte ein sehr gottesfürchtiges, asketisches Leben. Als er gestorben war, wurde er von weißen Tauben

an die Stelle getragen, wo sich jetzt über seinem Grabe eine kleine Moschee erhebt. Diese liegt auf dem nordwestlichen Abhang des Schuttkegels des Schalbus-dagh. Zu diesem Heiligtum wallfahrten nicht nur Küriner, namentlich die Frauen, sondern selbst die „Armenier“ (= Udinen) von Nisch im Kreise Nucha, lassen sich den weiten Weg nicht verdrießen. Auch oben auf dem Gipfel des Schalbus-dagh soll noch ein andres Heiligtum des Schalbus sein. Bemerkenswert ist bei Pirkend ein Erlenwäldchen in der Höhe von 8000 Fuß, ein wichtiges Faktum für die Bestimmung der obern Baumgrenze im Großen Kaukasus¹. — Wir passieren den Aul Dschig-Dschig, der trotz seiner beträchtlichen Höhe von Fruchtfeldern umgeben ist; Weizen, auch Linsen werden hier gebaut. Über einer klaren Quelle vor dem Dorf ist ein hübscher Bau aus Quadersteinen aufgeführt, wie man das öfters in Daghestan sehn kann. Von Dschig-Dschig gehts nun hoch hinauf zum ersten Ausläufer des Schalbus-dagh, einem ziemlich schmalen Grat, dann wieder herunter in eine breite Mulde mit schönen alpinen Wiesen, in deren hohem Grase da und dort die Blüten der großen blauen *Gentiana acaulis*, der hellblauen *Scabiosa columbaria*, einer *Corydalis*, hübscher Rosadisteln und rosafarbner Schafgarben hervorleuchten. *Daphne glomerata*, der gewöhnliche Gefährte des *Rhododendron caucasicum*, ist in nicht sehr zahlreichen Exemplaren vertreten. *Rhododendron* suchen wir vergebens, wie ich solches auch während der ganzen Reise von Ssalawat bis Tfan nirgends gesehn habe. Der äußerste Punkt, wo ich solches im östlichen

¹ Im Kleinen Kaukasus oder richtiger gesagt, auf dem hocharmenischen Plateau liegt die Baumgrenze im allgemeinen tiefer, steigt aber ausnahmsweise bei Sarakamysch bis 9000 Fuß. In dieser Höhe finden wir dort einen Föhrenwald.

Kaukasus gefunden, war auf dem nördlichen Aufstieg auf den Wantljaschewskypaß, an den Quellbächen des avarischen Koissu, also etwas weiter als 45 Grad östlicher Länge. Sollte das Rhododendron hier neben Daphne einmal vorgekommen sein, so ist es wahrscheinlich von den Bewohnern der nahen Aule als Brennholz verwendet und so ausgerottet worden; jetzt ist in der weiten Umgebung weder Strauch noch Baum zu sehn, und als Brennmaterial wird Kisjak, d. i. mit Häcksel gemischter Mist, verwendet, während das Bauholz mit großer Mühe und bedeutenden Kosten aus dem kubinischen Kreis oder dem Bezirk von Nucha herbeigeschafft wird. Noch einmal müssen wir zu einem höhern Ausläufer des Schalbus hinanklettern. Der Berg selbst rückt uns von links immer näher, sodaß wir die auf dem Schuttkegel sich auftürmenden bastionartigen Gebilde in ihrer Zerklüftung deutlich unterscheiden können. Oben auf dem Grat des zweiten Ausläufers hört fast alles Wachstum auf, nur einige Grasarten, Hungerblümchen und Alsinepolster decken da und dort spärlich das kahle Gestein, verwitterten und verwitternden Schiefer. Auf dem Grat bietet sich eine weite Fernsicht. Vor uns nach Südost liegt der schneebedeckte Kitschen-dagh, der Berg des Schreckens, wie ihn die Küriner nennen (der tatarische Ausdruck Basar-düsi bedeutet „ebner Platz“), mit breiten Schneefeldern bedeckt. Nach West und Südwest schweift der Blick auf den Nordabhang des Hauptkamms bis zum Ssalawat und weiter. Da wurde die Wahrnehmung, welche wir schon am Ssalawat gemacht hatten und welche G. Merzbacher und andre am Schach-dagh konstatiert, auch am Hauptkamm bestätigt, nämlich daß in diesem Teil des Kaukasus die Linie des ewigen Schnees im Norden viel tiefer herabgeht als im Süden.

Tief unter uns im engen Talkessel, von hohen Bergen umgeben, am Südwestfluß des Schalbus-dagh, liegt der Aul Egir, zu dem wir nun hinabsteigen. Er hat vor einigen Jahren durch einen Bergrutsch sehr gelitten, mehrere Häuser wurden zerstört, andre bekamen bedenkliche Risse. Noch immer rutscht das Erdreich an einigen Stellen, und die Katastrophe kann sich wiederholen, obgleich die gefährdeten Häuser abgetragen sind. Das arme Dorf liegt in rauher, wilder Natur. Die Bewohner sind meist Handwerker, die in dem acht Monate lang dauernden Winter in die Bezirke Nucha und Aresch auf Arbeit gehen und durch Nähen von Pelzen und Schlosserarbeiten sich ihr Brot verdienen. Bei der sichtlichen Armut der Bewohner fallen die bunten Frauenkostüme mit glänzendem Flitterwerk um so mehr in die Augen. Die Frauen sind sehr geschickt im Weben von Teppichen, deren Muster Ähnlichkeit mit den persischen haben. Die hiesigen Küriner haben nicht mehr den reinen Typus, wie wir ihn in Achty und Sumungul gesehen. Auch die Kopfbedeckung, die Kleidung, die Schuhe mit hohen Absätzen und Schnäbeln erinnern an die Perser. Merkwürdig ist die Sitte, den Kindern Amulette in den Rücken des Kleides einzunähen.

Unterhalb Egir fließt im engen Tal der Sirindsi-Tschai, ein ziemlich unansehnlicher Zufluß des Achty-Tschai. Er kommt vom Südabhang des Schalbus, welcher hier in südwestlicher Richtung zum Tschlow-kil und weiterhin zu dem im Hauptkamm stehenden Malkamud (12749 Fuß) einen sehr hohen Ausläufer aussendet. Wir müssen diesen Grat übersteigen und kommen ohne Weg und Steg auf ungemein steiler Halde mit spärlicher Vegetation und lockerm Erdreich, auch verwittertem Gestein hinab in das Tal des wasserreichen Ussun-Tschai, der seine Wasser vom Schalbus,

vom Hauptkamm (Zufluß Mular-Tschai) und vom mächtigen Basar-düsi (14,722 Fuß) erhält. Das Hochtal des Ussun-Tschai weist schon etwas mehr Vegetation auf, auf dem linken Ufer sind da und dort Getreidefelder, während auf dem rechten zahlreiche Kosche (Zelte) der Küriner stehen, welche hier ihre Herden weiden. Eine ganze Meute bissiger Hunde erhebt, wie wir vorüberreiten, lautes Gekläffe und stürzt auf uns los, in der besten Absicht, die Fremden zu zerreißen. Unsrer Führer vertreiben sie mit Steinen, während die Hirten keinerlei Anstalt machen, die Bestien zurückzurufen. Wohl eine Stunde reiten wir den Fluß entlang, bis auf einmal links, hoch oben, der höchste Aul im Kaukasus, Kurusch (fast 8200 Fuß), mit seinen zahlreichen zweistöckigen Häusern auf einer Terrasse eines Ausläufers des Schalbus auftaucht. Rechts und links wird unser Weg von Gerstenfeldern eingefäkt. Über einen gewaltigen Bergsturz neuern Datums reiten wir hinauf zum Dorf und gelangen durch unebene, enge und schmutzige Gäßchen zu der Wohnung des Dorfältesten, der uns mit der üblichen Gastfreundschaft aufnimmt.

Kurusch ist nach Achty der größte Ort im Ssamurkreis, man zählt 728 Häuser mit 5168 Einwohnern. Es liegt etwa in der Mitte zwischen dem Schalbus-dagh in Nordnordwest und dem Basar-düsi in Südsüdost, also etwa 5—6 Werst von jedem der beiden Berge, während geradeaus nach Osten noch näher die steilen Wände der Karakajakette aufsteigen. Bewohnt wird der Aul nach offiziellen Angaben von Kürinern, aber der Typus ist weit nicht so rein, wie in Achty, wir bemerken bei vielen Individuen breites Gesicht und vorstehende Backenknochen. Einige behaupten, daß Türken (d. i. Turk-Tataren) aus dem Aul Padar im Kreise Nucha den Aul gegründet haben, ver-

Hahn, Neue kaukasische Reisen und Studien.

mögen aber über die Zeit der Gründung nichts Näheres anzugeben, andre wieder schreiben seine Gründung dem arabischen Stamme der Koreischiten zu, dem Mohammed entsprang. Damit wäre auch der Name des Auls erklärt¹. Wie dem auch sein möge, so müssen wir uns jedenfalls wundern darüber, wie die Menschen in größerer Anzahl sich in einer so rauhen, unwirtlichen Gegend ansiedeln konnten. Denn auch jetzt leben sie der Mehrzahl nach kaum vier Monate im Dorfe, den größten Teil des Jahres verbringen sie mit ihren Herden in den Niederungen und Steppen der Kreise Nucha, Aresch und Kuba. Dann bleiben nur die Greise, Frauen und kleinen Kinder zurück. Der frühe, langdauernde Winter bedeckt die zweistöckigen Häuser gänzlich mit Schnee, aber unter dem einförmigen Leichentuch regt sich noch einiges Leben und zwischen den einzelnen Häusern wird der Verkehr durch Tunnels im tiefen Schnee vermittelt. Das rauhe Klima scheint aber den Leuten gut zu bekommen, denn hundertjährige Greise sind im Dorfe keine Seltenheit.

Wollen wir uns die Bewohner etwas näher ansehen. Da fällt vor allem das Kostüm der auch hier wie im ganzen Daghestan ihr Leben in schwerer Arbeit verbringenden Frauen auf. Die für die fußfreien Röcke schwärmenden Reformer würden ihre Freude haben beim Anblick derselben. Die Röckchen reichen kaum bis zum Knie, die anliegenden, farbigen, meist dunkelblauen Beinkleider stecken in mäßig hohen Strümpfen, die mit schmalen Litzen umwunden sind. Bei den Männern und jungen Leuten sieht man häufig schwarze Offiziersmäntel mit glänzenden Metallknöpfen, daneben aber auch die kaukasische Tscher-

¹ Andre erklären den Namen aus dem kürinischen garischda = gegenüber d. i. gegenüber von großen Bergen liegendes Dorf.

keřka, — Von eigentümlichen Bräuchen sei erwähnt, daß sich hier oftmals 11—12jährige Knaben mit etwas ältern Mädchen verheiraten. Doch kam es auch vor, daß achtjährige Mädchen in den Stand der Ehe traten. Der Kalym ist bescheiden, nicht mehr als 50 Rubel, dazu erhält aber der Vater oder Bruder der Braut noch ein Geschenk von 150—200 Rubel. Polygamie ist selten, die Ehe leicht zu lösen. Auch hier weben die Frauen neben den häuslichen Arbeiten Teppiche. Die hierzu verwendete Wolle wird meist mit Pflanzenfarben gefärbt, unter anderm auch mit einem Dekokt aus den Blumen der gelben Scabiosa, teilweise haben sich aber auch schon Anilinfarben das Feld erobert.

Nach der Zahl der Moscheen zu schließen — es sind ihrer nicht weniger als fünf — und nach der großen Zahl der weißen Turbane (Tschalmas), welche allein die Besucher von Mekka tragen dürfen, müssen die Kuruscher sehr religiös sein. Obgleich viele den Koran zu lesen verstehen, ist es im allgemeinen um die Bildung schwach bestellt. Russisch kennt fast niemand. Die geistige Entwicklung steht sehr tief; einen Beweis dafür geben die ärmlichen Produkte der Volkspoesie, deren ich mir einige aufgeschrieben habe. Solche Lieder singen in der Regel die Frauen. Hier einige Proben:

Das Lied vom Armenier.

Zur Kirche ging ein Armenier,
Weiß wie Schnee war seine Brust,
Sei mein Freund, Armenier,
Um Jesu und der Maria willen!

Mit ausgebreiteten Armen
Läge ich täglich an deinem Halse,
Und deinen Kopf hielte ich
Freudig in meinen Händen.

Schade, schade, daß du ein Christ bist;
Bekehre dich zum Islam, Armenier!

10*

Das Lied vom Lieblingspferde Tulpar.

Ihr Quellen, ihr Brunnen!
Ihr Weiden mit den Wäldern von Rosen!
Ihr Berge! Euch vertrau' ich an meinen Tulpar.
Einen prächtigen Zaum habe ich ihm gekauft
Und auf die Eilagi (Sommerweiden) ihn geschickt.
Ihr Berge! Euch vertrau' ich an meinen Tulpar.

*

Die Welt ist eine Karawanseraï
Keines Bleibens ist für den,
Der in ihr einkehrt.

*

Am Himmel hoch fliegen die Gänse von Kuba
Vom Stoße der Falken fliegen ihre Federn zur Erde.
Aus der Kibitke (Filzzelt) schauten hervor die Mädchen —
O saget mir, ob ihr meine geliebte Ossli nicht gesehn.

*

Der Arzt kam zu mir, er untersuchte mein Herz und weinte;
Er sagte mir: „Deine Krankheit ist schwer!“
Ach! möchte Allah mir helfen!
Un! wenn ich sterbe,
Soll meine Heißgeliebte auf meinem Grabe erscheinen!

III.

Ärmlich und rauh ist die umgebende Natur, ärmlich das Leben der Kuruscher. Die hohen kahlen Felsenwände, die kalten Berge, mit Schnee und Eis bedeckt, bedrücken das Gemüt. Hinter dem Aul nach Nordwest ragen die nackten Felsendwände des Schalbus empor, stark verwittert stürzen sie beständig ab, sodaß der Berg an Höhe und Umfang abnimmt. Ungeheure Felsstücke, die sich einst vom Massiv des Berges abgetrennt und zu Tal gestürzt sind, machten einige 100 Schritte vor dem Dorfe Halt, ein eindringliches Memento mori für die Bewohner. Denn jeden Tag kann sich eine ähnliche Katastrophe wiederholen, namentlich zur Zeit der Winterfröste, wenn das in die Felsenspalten eingedrungne Wasser friert und das Gestein sprengt.

Oben auf dem Schalbus soll auch im Sommer Schnee liegen, doch war davon nichts zu sehn. Gletscher sind jedenfalls nicht vorhanden. — Jene abgerißnen Felsblöcke haben sich tief in die Erde eingegraben und liegen nun fest, umgeben von grünen Alpenmatten mit sehr niedrigem Gras.

Ich mache hier eine kleine Abschweifung in das Gebiet der Botanik, in das Kapitel von der Verbreitung respektive den Grenzen der Pflanzen. Mich interessierte, wie schon früher, so auch auf der diesjährigen Reise die Frage nach der obern Grenze des Getreides, speziell der Gerste, welche ja höher geht als alle andern, im Kaukasus. Der verstorbne Topograph Pastuchow und nach ihm Radde und andre führen den Aul Kurusch als Beispiel dafür an, daß die Gerste im Kaukasus bis 8500 Fuß wächst. Hier scheint aber ein Irrtum vorzuwalten. Bei der Bestimmung der Getreidegrenze muß meiner Meinung nach die Waldgrenze maßgebend sein, welche, soweit meine Beobachtungen reichen, immer höher liegt als jene. Leider konnte das reiche Material, welches in den Aufnahmen der Militärtopographen in Tiflis niedergelegt ist, noch nicht bearbeitet werden. Das wäre eine sehr nützliche und hochinteressante Arbeit. Einstweilen sind wir auf die wenigen Angaben angewiesen, die wir in den Arbeiten der Akademiker Rupprecht und Abich und andrer Kaukasus-Forscher, wie Albov, Merzbacher, Levier usw., finden. Im Anschluß an diese und auf Grund eigener Beobachtungen hat der verstorbne Direktor des Kaukasischen Museums, Dr. G. v. Radde, in seinen „Grundzügen der Pflanzenverbreitung in den Kaukasusländern“, S. 310—313, die Höhe von 8000 Fuß als äußerste Grenze des Waldes im Kaukasus angegeben. Wenn dem so ist, so scheint es schon rein theoretisch als nicht wahrscheinlich, daß Gerste noch in 8500 Fuß wachsen soll,

wobei natürlich zufällige Ausnahmen möglich sind. Während meines Aufenthalts in Kurusch stieg ich wohl über 1000 Fuß höher, als der Aul liegt, habe aber bei weiter Aussicht nirgends Gerstenfelder oberhalb des Auls entdecken können, wohl aber trat mein Fuß auf niedriges Gras, so niedrig, daß die Bewohner es nicht einmal mähen können, sodaß das für den Winter im Aul verbleibende Vieh sich mit getrockneten Disteln als Winterfutter begnügen muß. Diese Disteln wurden vor meinen Augen und zu meiner großen Verwunderung Ende Juli an den Bergeshalden gesammelt. Auf meine Frage wurde ich belehrt, daß andres Futter nicht vorhanden sei und daß die Tiere aus Not damit vorlieb nehmen. Wie soll nun Gerste da wachsen, wo nicht einmal ein Grashalm zu sehn ist? Unterhalb des Auls freilich, im geschützten Tal des Ussun-Tschai, gibt es nicht wenige Gerstenfelder 7300—7500 Fuß. Diese Höhe entspricht nun vollkommen denjenigen Daten, welche ich früher und auch auf dieser Reise notiert habe. Da finde ich in meinem Notizbuch vermerkt den Aul Bortsch (7251 Fuß über dem Meere), an einem Quellfuß des Achty-Tschai, wo früher Gerste gepflanzt wurde und gut gedieh, bis das Hochwasser die Felder vernichtete. Auf dem obern Plateau des Gunib, unweit des zerstörten Auls Schamylys, am Rande des historischen Birkenwäldchens, in dem der Imam dem Fürsten Bariatinsky seinen Säbel abgegeben, sind einige Gerstenfelder, im Aul Noakau in Ossetien, unterhalb des Rokipasses, beiläufig in 7000 Fuß, reift die Gerste in günstigen Jahren im Oktober, gerade zum neuen Schneefall. Merzbacher verzeichnet Gerste in Pschawien in 5920 Fuß, im Oberlauf der pschawischen Aragwa in 7500 Fuß, in Tuschetien in 7680 Fuß. Die Angaben Raddes in den Bergen von Chidoti mit 7732 Fuß verringerten Rupprecht

und Merzbacher bis auf 7032 Fuß. Auf Grund aller dieser Daten werden wir als oberste Grenze der Gerste im Kaukasus, auch in geschützter Lage, eine Linie zwischen 7600—7700 Fuß mit fast absoluter Sicherheit feststellen können.

Von Kurusch reiten wir in südöstlicher Richtung auf steilem Abhang hinab in das Tal des Ussun-Tschai, über welchem links die steilen Wände der Kara-Kajakette bis zu einer Höhe von 11 000—12 000 Fuß ansteigen. Diese Kette steht durch einen hohen Sattel nach Süden hin in Verbindung mit dem Basar-düsi, während sie nach Osten im Massiv des Schach-dagh sich abschließt. Von der hohen Brücke über den Ussun-Tschai führt ein steiniger, steiler Pfad in der wilden Karanlugschlucht bis zum erwähnten Sattel (10 150 Fuß). Hier bietet sich die günstige Gelegenheit, die nördlichen Gletscher des Basar-düsi einem nähern Augenschein zu unterziehen. Drei derselben sind unbedeutend und gehören zur Kategorie der hängenden Gletscher. Dagegen steigt der vierte, nordöstliche, in eine enge Schlucht herab. Pastuchow hat die Oberfläche des Gletschers mit den Firnfeldern auf $1\frac{1}{2}$ Werst, die Länge auf 1 Werst berechnet. Ende Juli 1902 war die Eisfläche bedeutend kleiner, aber die unterhalb der Zunge des Gletschers liegenden frischen Moränen zeigen, daß er vor nicht langer Zeit tiefer herabgegangen war. Kurz vor meiner Ankunft hatte der bekannte ungarische Alpinist, Herr v. Dechy, mit einem ausländischen Führer und zwei gelehrten Begleitern zwei Wochen am Basar-düsi verlebt und den Berg nach allen Richtungen erforscht, sodaß man in nicht zu ferner Zeit auf genaue Nachrichten über den Berg und seine Schnee- und Eisbedeckung wird hoffen können. Unterhalb des Passes, rechts vom steinigen Pfad, entspringt eine kristall-

klare, sehr kalte, reichliche Quelle, von den Einheimischen Köllö kubardan (d. i. den Kopf freimachende) Quelle genannt, welche bei inneren Krankheiten Wunder tun soll.

Ohne Mühe tragen uns die Pferde auf die Höhe des Passes, wo wir den breiten Rücken des Basar-düsi (das Wort bedeutet: breiter Platz) bis zum südlichen Ende des Massivs, Basar-Jurt, genannt (12 915 Fuß), sehen können. Nach Osten fällt der Blick auf ein breites Tal mit frischen Alpenwiesen. Es heißt bei den Kürinern Caduri jaatil, d. h. Platz, geeignet zum Aufstellen von Kibitken; weiterhin liegt die kleine Ebene Schach-Nabat. Sie verdankt ihren Namen der Lieblingsfrau eines Schachs, der hier einmal sein Sommerlager aufgeschlagen hatte. Nach Nordosten ragt der grotesk gestaltete Schach-dagh empor, ein gewaltiger Felsblock, wie von Titanenhand in die grüne Ebene hineingeworfen. Sein höchster Punkt liegt am Ende eines breiten Kamms, dessen Länge Pastuchow auf 12 Werst bestimmt hat. Der Südabhang ist gänzlich schneefrei, aber auf der Nordseite ist ein großes Firnfeld zu verzeichnen, dessen untre Enden nach der einwerstigen Karte des kaukasischen militär-topographischen Instituts in 12 612 Fuß liegen.

Soviel mir bekannt ist, hat der verstorbne Tifliser Topograph Pastuchow zuerst auf die eigentümliche Erscheinung aufmerksam gemacht, daß am Schach-Dagh eine Ausnahme stattfindet von der allgemeinen Regel, nach welcher im Kaukasus die Schneelinie auf dem südlichen Abhang tiefer herabgeht als auf dem nördlichen. G. Merzbacher fand dann die gleiche Erscheinung bei der Botschokkette und sucht in seinem schönen Buche: „Aus den Hochregionen des Kaukasus“, Band I, Seite 40, eine Erklärung dafür zu geben.

Er sagt dort:

„Am östlichen Teile des Nordabhangs, wo die gewaltigen Nebenketten den Hauptkamm an Höhe weit überragen, findet eine Ausnahme von der im Westen geltenden allgemeinen Regel statt: die zeitweisen sommerlichen Ostwinde führen dort die aus dem Kaspischen Meere aufsteigenden dunstreichern Luftschichten zunächst den Nordabhängen zu. Die Wolken ziehen im Sommer sehr hoch und die Ufergebirge halten sie daher nicht immer auf ihrem Wege nach Westen zurück. Auch begünstigt die jenen Ketten im Norden vorgelagerte waldlose und aus kalkigem Gestein aufgebaute Hochplateauzone bei stiller Luft eine zu bedeutender Intensität gesteigerte Insolation und damit die Erzeugung starker thermaler Kontraste zu den kalten, die hohen Käme der Schiefergebirge umgebenden Luftschichten. Als Folge dieser Gegensätze stellen sich stürmische Verdichtungsprozesse in Form von Gewittern und dergleichen ein, welche dem Hochgebirge stets Schneefall bringen. Wir finden deshalb am Schach-dagh die Schneegrenze am Nordabhange tiefer, und zwar um 645 Fuß, als am Südabhange usw.“

Auf Grund meiner eignen Beobachtungen während meines mehrmaligen Besuchs der Hochpässe des östlichen Daghestan, namentlich aber im letzten Sommer (Ende Juli), kann ich die von Pastuchow und Merzbacher aufgestellte These bestätigen und noch ergänzen durch die keinem Zweifel unterliegende Tatsache, daß im Hauptkamm, angefangen vom Kodorpaß oberhalb Telaw bis zum Basar-düsi und weiterhin, auf dem nördlichen Abhang von ca. 10 000 Fuß, überall noch große Schneemassen lagen, während auf den Südabhängen, ausgenommen den Basar-düsi, solcher nicht zu sehn war. Auch am Basar-düsi liegt übrigens der

größte Gletscher auf der Nordseite, was wieder auf eine größere Ansammlung von Schneemassen auf dem Nordabhang hinweist.

IV.

Dem östlichen Abhang des Karanlugpasses, der Einsenkung zwischen Basar-düsi und der Kara-Kajakette, entspringt das Flüschen Schach-Nabat, das bald den Jatuch-dere aufnimmt, der von einem östlichen kleinen Gletscher des Basar-düsi kommt. Beide Flüschen bilden eine Halbinsel von ansehnlicher Fläche in der Höhe von 8000 Fuß. Hier, wie überall im breiten Tal des Schach-Nabat, weiden zahlreiche Herden der Küriner. Die Quellflüschen des Jatuch-dere kommen vom Basar-düsi und Tfan. In seinem Tale führt ein nicht schwieriger und nicht steiler Pfad zu dem bis 11 000 Fuß hohen Paß zwischen dem südöstlichen Ausläufer des Basar-düsi und einigen namenlosen Gipfeln, welche sozusagen die Vorposten des Tfan bilden. Die Einheimischen heißen den Aufstieg zum Paß Deweboinu, das ist Kamelhals. Mit diesem Ausdruck wird jeder langgestreckte, aufwärtssteigende Gebirgspfad bezeichnet. Wachstum suchen wir vergeblich auf diesem felsigen Pfad; rechts und links starren hohe Felsgrate empor mit losen, beständig sich abblätternden Gesteinsarten (lockre Kalk- und jurassische Schiefer). Näher dem Paß stoßen wir auf einige Schneefelder, die teilweise mit Schutt bedeckt sind. Wir wundern uns über die Menge der am Wege liegenden Skelette von Pferden und andern Tieren, weil der Aufstieg von der Nordseite keine Schwierigkeiten bietet. Aber diese Tiere fielen, nachdem sie den Aufstieg von Süden mit Aufbietung der letzten Kräfte, angetrieben von dem Stocke des Treibers, überwunden, oder aber wurden sie durch Lawinen und Steinstürze verschüttet. Man kann sich schwer eine

Vorstellung davon machen, wie steil, fast senkrecht hier der Hauptkamm nach Süden abfällt. Man steht wie auf dem Karnies eines Hauses und schaut schauernd hinab in den tiefen Abgrund. Wenn nicht ein kleiner, ungemein schmaler Felsengrat nach Süden vorspränge, auf dessen enger Kante in tausendfachen Windungen der Pfad hinabführt, so wäre es einfach nicht möglich, in das tiefe, wilde Tal des Demir-Otaran-Tschai¹ zu gelangen. Die Schlucht, welcher dieser „Eisenfluß“ entspringt, wird gebildet durch den Hauptkamm und eine hohe Vorkette, welche sich parallel mit dem ersten zwischen Basar-düsi und Tfan im Süden hinzieht. Der Fluß dringt auf einmal in mächtigem blutroten Strahl aus dem Felsen hervor, verliert aber bald seine Farbe, nachdem er sich mit andern Quellbächen vermischt hat. Das breite, steinige Bett, über dem in Terrassen Weiden der Küriner liegen, läuft zuerst parallel dem Hauptkamm, wendet sich aber, nachdem es den Meridian des Tfan erreicht hat, nach Süden und durchbricht in enger Klause einige hohe Gebirgsketten, die sich weiter unten allmählich mit Wald bedecken. Hier walten vor: Eiche, Birke, Buche, seltner ist die Vogelbeere. Beim Aul Mitschich sind die Berge schon von oben bis unten mit Wald bedeckt. Etwas weiter unten, beim Aul Lasali, auch dem rechten Ufer des Flusses, treten auch die ersten Fruchtbäume: Apfel-, Birn- und Nußbäume, auf. Der Name Lasali ist kürinisch und bedeutet „weißer Gegenstand“; das Dorf hat seinen Namen von dem Kalkgestein, welches aus dem Grün der Wälder hervorsticht. Vom Aul Kükünüt², ebenfalls noch kürinisch, erweitert sich das Tal mehr und mehr und geht in eine fruchtbare Ebene über. An Stelle des

¹ Das Wort bedeutet: Eisen herausragender Fluß.

² In den drei hier erwähnten Aulen wohnen auch Küriner.

längst ausgehaunten Waldes tritt üppiges, ungemein artenreiches Strauchwerk, umschlungen und stellenweise überwuchert von Brombeerranken und verwilderten Reben. Diese letztern deuten darauf hin, daß die Gegend einst bebaut und bewohnt war. Das zeitweilige, alles verheerende Hochwasser und die nicht minder verderblichen beständigen Einfälle der Bergvölker veranlaßten die einstigen Bewohner, sich von dort weiter auf die Ebene zurückzuziehen. — Hohe Kastanienbäume und Nußbäume markieren auf weite Entfernung das große Dorf Kutkaschen. Je näher wir ihm kommen, desto deutlicher zeigen sich die unheimlichen Spuren der furchtbaren Überschwemmung vom 27. Juli 1899. Während eines Gewitters brachen plötzlich ungeheure Wassermassen, vermengt mit Schlamm, Geröll und großen Steinen, in einer Höhe von ca. 10 Fuß, einer Mauer gleich, aus der engen Schlucht des Demir-Otaran-Tschai hervor, alles vor sich niederwerfend und Gärten und Felder zerstörend. Diese furchtbare Überschwemmung ist um so merkwürdiger, als bei Kutkaschen das Tal schon eine bedeutende Breite hat. Einige Bewohner, gegen deren Häuser der Hauptstrom des Gewässers sich richtete, stiegen auf nahe hohe Bäume und brachten in deren Zweigen eine bange Nacht zu. Zwar konnte die unbändige Gewalt des Wassers die mächtigen Kastanien- und Nußbäume nicht fällen, hat aber ihre Rinde mannhoch geschunden und abgerissen, sodaß die herrlichen Bäume elend umkommen und verdorren. Es ist sehr möglich, daß der Berg Tfan (kürinisch = Sintflut), welcher dem Demir-Otaran-Tschai seine Hauptgewässer zuführt, seinen Namen von solchen sintflutartigen Überschwemmungen, die er veranlaßt, erhalten hat. Die Volkslegende freilich will wissen, daß nach der Sintflut einige kleine Seen auf dem Tfan geblieben

seien, die jetzt noch existieren, und daß daher der Name komme.

Kutkaschen, ein großes Dorf mit 2154 Einwohnern, soll von einem Armenier Kutka gegründet sein (schem bedeutet im Armenischen Dorf). Das Gros der jetzigen Bevölkerung sind Tataren, welche ohne Zweifel die frühern Bewohner vertrieben haben, soweit diese nicht den Islam annahmen und in den Tataren aufgingen. Man findet unter den ausgesprochenen Tataren noch eine ziemliche Menge armenischer Familiennamen. -- Das Dorf bietet in archäologischer Hinsicht einiges Interesse. Ein Lehrer Raschid-bek-Effendieff schreibt darüber folgendes: Unter den Altertümern des Dorfs verdient Erwähnung ein alter, längst nicht mehr benützter Kirchhof mit Gräbern, deren Längsachse nach verschiedenen Himmelsgegenden gerichtet, also nicht mohammedanischen Ursprungs sind. Grabsteine fehlen gänzlich. Durch den Kirchhof fließt jetzt der Kara-Tschai, der die Gräber teilweise aufgerissen und Skelette von ungewöhnlicher Größe zutage gefördert hat, die das Volk den Ungusen (Riesen) zuschreibt. Hier stehen auch die Überreste eines alten Gebäudes mit dicken Wänden, welche der arabische Feldherr Babaruten oder Abu-Muslim erbaut haben soll.

Das Dorf liegt mitten in Obstgärten: hundertjährige Kastanien- und Nußbäume beschatten Häuser und Straßen, zahlreiche Obst- und Birnbäume spenden reichlich Früchte. Doch ist das hiesige Obst nicht so berühmt wie das von Wandam, einem zehn Werst östlich von hier gelegnen und gleichfalls von Tataren bewohnten Dorf. Überhaupt ist die Ebene, welche am Fuß des Hauptkamms in einer Breite von beiläufig 20—30 Werst sich hinzieht, außerordentlich fruchtbar. Auf dem angeschwemmten Land, das von den

in zahlreiche künstliche Kanäle verteilten Bergbächen bewässert wird, gedeihen besonders gut Reis, Tabak und andre Gewächse; die zahlreichen Dörfer verschwinden im üppigen Grün der Gärten, um so mehr, als die Häuser und einzelnen Gehöfte sehr weit voneinander liegen. Solch ein Dorf zieht sich oft mehrere Werst in die Länge und Breite hin. Die gut gehaltenen Wege sind auf beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt, Reis- und Tabakfelder werden da und dort von Wald unterbrochen.

Eines von den größten Dörfern der Ebene ist Nisch (Nidsch) mit 7657 Einwohnern, hauptsächlich Udinen (daneben Tataren und Armenier). Udinen leben außerdem noch in Wartaschen in demselben Bezirk Nucha. Die Udinen, deren man etwa 10 000 Individuen zählt, sind die letzten Überreste eines einst großen Volksstammes¹ und ihre Sprache verliert sich mehr und mehr. Die Udinen von Nisch heißen sich Armenier, da sie sich zu der armenisch-gregorianischen Konfession bekennen. Der Gottesdienst wird bei ihnen in armenischer Sprache gehalten. Die Udinen von Wartaschen dagegen sind orthodox und ihr Gottesdienst findet in udinischer Sprache statt. Die Sprache der Udinen (Uden) ist von Akademiker Schiefner erforscht und zur kürinischen Gruppe gezählt worden, doch ist der Einfluß des Tatarischen und Armenischen unverkennbar. Im Sommer 1902 hat der junge Sprachforscher Dirr, ein Bayer von Geburt, welcher mit Unterstützung und im Auftrag der französischen Akademie die Sprachen der östlichen Gruppe der kaukasischen Völker erforscht, einige Wochen unter den Uden zugebracht, doch sind die Resultate seiner

¹ Vielleicht der alten Albaner. — Dr. Dirr zählt neuerdings die Udinen zu der „kürinischen Gruppe“.

Forschungen meines Wissens noch nicht kundgegeben. Ein großes Verdienst um die udische Sprache hat sich die Verwaltung des kaukasischen Lehrbezirks erworben, indem sie die Übersetzung des Neuen Testaments in diese Sprache drucken ließ. Diese bildet den 30. Band des Sbornik Materialow usw. Damit ist der Sprache der Uden ein bleibendes Denkmal gesetzt.

Überhaupt treffen wir im Bezirk Nucha (Gouvernement Elisabethpol) eine Menge Kuriosa auf linguistischem Gebiet. So wohnen z. B. in Sultan-Nucha Armenier, die kein Wort armenisch verstehen und nur tatarisch sprechen, ja sogar der Gottesdienst soll bei ihnen früher in tatarischer Sprache gehalten worden sein. — Es geht die Sage, daß die Grusiner (Georgiern) früher im Kreise von Nucha gewohnt haben, wird doch die armenische Kirche in Nucha und die Kirche des benachbarten Seksil den Grusinern zugeschrieben. Für den frühern Verbleib der Grusiner im Bezirk Nucha spricht unter anderm der Umstand, daß der Name einiger Dörfer zur Hälfte grusinisch, zur Hälfte tatarisch ist. So haben wir Dörfer: Kwemo-Schabalut und Semo-Schabalut, d. i. Ober und Unterkastanienheim. Bis jetzt galt im ssakatalischen Kreis das Dorf Alibeklu als äußerste Grenze der Verbreitung des Grusinischen nach Osten. Aber in Anbetracht dessen, daß einige Kirchen im Bezirk Nucha direkt den Grusinern zugeschrieben werden, in Anbetracht ferner des Umstandes, daß die oben erwähnten Gräber in Kutkaschen nicht mohammedanisch sein können, da das Gesicht der Skelette nicht nach Süden gerichtet und die Arme auf der Brust gekreuzt sind, und endlich in Erwägung dessen, daß wir weit nach Osten, z. B. bei Kutkaschen, Überreste von Weinbergen finden, welche früher die Mohammedaner, als Verächter des Weins,

nicht anlegten, scheint es außer Zweifel zu sein, daß hier einst eine christliche Bevölkerung gewohnt hat — und eine solche konnten nur Grusiner sein.

Indem ich meinen Bericht endige, kann ich nicht umhin, noch auf die zahlreichen Altertümer des nuchinischen Bezirks hinzuweisen, welche noch nicht erforscht sind und für die Archäologie ein gewiß dankbares Feld eröffnen.

V.

Die Täler der „Großen Ljachwa“ und
der Ksanka (Ksan) und das südliche
Ossetien.

Zwischen $61^{\circ} 45'$ und $62^{\circ} 20'$ östlicher Länge nimmt die Kura von links vier wasserreiche Zuflüsse auf, welche dem Südabhange des zentralen Kaukasus entspringen. Die zwei äußersten, die „Große Ljachwa“ im Westen und die Aragwa im Osten, haben einen Lauf von 85–90 Werst, während die Rechula und die Ksanka, die zwischen ihnen fließen, viel kürzer sind, erstre nur etwa 40 Werst, letztre gegen 70 Werst. Die Hauptrichtung aller dieser Flüsse ist die von Norden nach Süden. (Der Oberlauf der Ljachwa richtet sich zuerst nach Nordwesten, der Oberlauf der Aragwa nach Südosten.) Lange Zeit strömen sie in wilden Gebirgstälern dahin, eingengt durch hohe Bergketten, und eine verhältnismäßig nur kurze Strecke fließen sie, die ursprüngliche Schnelligkeit der Strömung mäßigend, durch die Ebene. Länger als die andern halten sich die Aragwa (etwa 70 Werst) und die Ksanka (etwa 50 Werst) in den Bergen. Wenn man den Aufbau der Täler dieser dem südlichen Abhange des Zentralkaukasus entspringenden Flüsse mit den nördlichen Tälern, die vom Zentralkaukasus hinabsteigen, z. B. des Terek, Ardon, Fiag-don usw., vergleicht, so zeigt es sich, daß die südlichen Täler im allgemeinen

Hahn, Neue kaukasische Reisen und Studien.

11

viel breiter sind als die nördlichen; wir haben hier nicht solche enge Schluchten, wie die Darial- und die Chasarschlucht mit ihren hohen, fast senkrecht abfallenden Felsentwänden. Nur die Ksanka macht in der Dschamurschlucht, ganz nahe ihrem Ursprung, eine Ausnahme, aber gleich darauf treten die Gebirgsketten weit auseinander und bilden mäßig steile Abhänge. Der Grund dieser Erscheinung ist zu suchen in den weichern Gesteinsarten des Südabhanges, die auch im Unterschied von den kahlen, schroffen Felsen der Nordtäler weichere Konturen der Bergketten bedingen, deren Abhänge mit Laub- und Nadelholzwäldern bedeckt sind. Leider aber vernichtet auch hier die Axt alljährlich große Strecken, und es ist zu befürchten, daß, wenn nicht energische Maßnahmen getroffen werden, auch hier bald anstatt des lieblichen Waldes kahle Felswände die Täler umstarren werden. Schon im Jahre 1880 hatte ich das Tal der Ljachwa bis hinauf nach Roki besucht, war aber von da über den Rokipaß ins nördliche Ossetien gegangen. Diesesmal wollte ich bis in das Quellgebiet hinaufsteigen. Dabei hoffte ich meine Kenntnisse über Ossetien und seine Bewohner wesentlich zu bereichern, da ein akademisch gebildeter Ossete, ein Kollege von mir, mir seine Begleitung anbot. Seine Heimat war das Ljachwatal, er kannte aber auch das Tal der Ksanka, die wir auch von ihrem Ursprung aus dem Kelsee an verfolgen wollten.

Ich versuche es zuerst, die Natur der von uns zu Pferde durchwanderten Täler zu schildern, um dann im zweiten Teile meines Berichts zu den Bewohnern überzugehen. Hier hoffe ich einiges völlig Neue mitzuteilen, was bis jetzt in der Literatur über die Osseten nicht vorhanden war.

Die fruchtbare und dichtbevölkerte Ebene, welche sich

hinter dem Städtchen Gori, wo die Ljachwa in die Kura fällt, nach Norden, Nordosten und Nordwesten zu beiden Seiten der Ljachwa ausbreitet, verengert sich etwa 40 Werst weiter oben bei der großen Ortschaft Zchinwali schon beträchtlich, bis zu $1\frac{1}{2}$ —2 Werst. Auch oberhalb dieses Orts wechseln auf engem Raum blühende Dörfer mit Fruchtgärten und Getreidefeldern auf beiden Ufern ab. Die Bevölkerung besteht aus Georgiern. Erst nachdem wir etwa 20 Werst talaufwärts geritten, wird das Tal plötzlich so eng, daß neben dem Fluß nur ein schmaler Streifen für den Weg bleibt. Das landschaftliche Bild verschönen hier die Ruinen zweier Burgen, einer georgischen (grusinischen) und einer ossetischen, erstre auf dem rechten, letztre auf dem linken Ufer. Wir reiten nun hinein ins südliche Ossetien und erreichen, nachdem wir den Paza-don passiert, bald das erste große ossetische Dorf, Dschawa. Von da führt der Weg fast immer im Schatten des Waldes dahin, soweit er nicht durch Hochwasser zerstört ist. Auf weiten Strecken müssen wir das Flußbett als Weg benutzen und kommen nur langsam vorwärts. Bei Hochwasser ist hier jeder Verkehr unmöglich, und die zahlreichen Dörfer, die an der Ljachwa und in deren Seitentälern liegen, sind von der Außenwelt gänzlich abgeschlossen; vor etwa 24 Jahren war der Weg, den wir damals ohne Schwierigkeit zu Fuß zurücklegten, noch gut imstande. Bei der ehemaligen Festung Roki befinden wir uns schon 5000 Fuß über dem Meer. Wir lassen sie links liegen und wenden uns, dem Laufe der Ljachwa folgend, nach Osten. Bald gelangen wir bei Chanikand-kari zu der Stelle, wo sich die vier Hauptquellbäche der Ljachwa vereinigen. Sie kommen, ein fächerartiges Gebilde auf die Karte werfend, aus einer Höhe von 8000—10 000 Fuß vom Res-choch und Silga-choch im

Norden, vom Keliberg im Osten und vom Knogoberg im Südosten. Der wasserreichste ist derjenige, dessen Quelle im Dorfe Edisi oben auf dem Abhange des vom Silga-choch nach Südosten abzweigenden Kammes zu sehn ist. Schäumend und tosend stürzt er zum Dorfe herab, um hier sein silberklares Wasser mit einem fast schwarzen Nebenflüßchen zu vereinigen.

Das Dorf Edisi mit 150 Einwohnern liegt schon in rauher Gebirgsgegend in einer Höhe von etwa 6500 Fuß über dem Meere. Das weiße Kirchlein steht auf einem hübsch geformten Hügel, an dessen Fuße das Haus des Priesters und die Schule freundlich grüßen. Diese ist der Lage nach die höchste im ganzen Kaukasus und wird von 20—30 lernbegierigen ossetischen Kindern beiderlei Geschlechts gern besucht. Deutlich läßt sich hier die Waldgrenze erkennen, einzelne Birken steigen noch etwas höher. — Einer der Quellbäche der Ljachwa kommt aus der Ermani genannten Gegend. Es ist das ein ausgedehntes, von hohen Bergen eingefasstes Plateau mit einigen ossetischen Aulen, die von grünenden Alpenmatten und Gerstenfeldern umgeben sind. Die Gerste wächst und reift hier bis zu 7600 Fuß über dem Meere. Diese Höhe ist für den ganzen Kaukasus nach meinen Beobachtungen als äußerste Grenze der Gerste anzusehn.

Von Ermani führt der Weg zum Kelsee über kahle Felsen mit sehr spärlichem Wachstum, nur die niedrigen Büsche von *Daphne glomerata*, seltner *Rhododendron caucasicum* haben da und dort, wo ein wenig Erde sich angesammelt, Fuß gefaßt. Je höher wir auf steilem Pfade zwischen den Felsbrocken hinansteigen, desto lebloser, öder und wüster wird die Natur. Ringsum Stein und Fels, auf der einen Seite verwitternder und sich beständig ab-

schälender Schiefer, auf dessen glatten Platten unsre Pferde nur mühsam aufwärts klettern, auf der andern Seite vulkanisches Gestein, dessen unordentlich durcheinander geworfne Blöcke die Halden bedecken. Soch eine wilde, trostlose und leblose Felsenöde sieht man selbst im wildesten Daghestan selten. Hier haben die unheimlichen, dämonischen Kräfte des Wassers und Feuers einst im schweren Kampfe miteinander gerungen, und der Schauplatz ihres Ringens hat sich in diese trostlose Öde verwandelt, bei deren Anblick das Herz des Wandrers zu erstarren droht.

Der Gebirgskamm, welcher die Wasserscheide zwischen Ljachwa und Ksanka bildet und den Kelsee vom Quellgebiet der Ljachwa trennt, erreicht eine Höhe von gegen 10 000 Fuß. Er grenzt nach Westen das etwa 70—80 Quadratwerst große Kelplateau ab, das durch etwa 15 größere und kleinre Seen belebt ist. Der größte unter ihnen ist der Kel. Auf dem Ostabhange des Kamms, über welchen wir zum See hinabsteigen, lag am 13. Juli noch ein großes Schneefeld. Von der Höhe bietet sich ein weiter Blick nach Westen dar. Dort hebt sich vom blauen Himmel das Massiv des Brutsabseli mit seinen sieben schneebedeckten Gipfeln ab; an seinem Ostende scheint ein kleiner Gletscher zu hängen. Nach Norden und Süden schließen hohe Bergketten den Horizont ab. Nach Osten liegt vor uns wie ein großer blanker Spiegel der große See, eingebettet zwischen die mäßig hohen Ränder des einstigen Kraters, dessen Schlund jetzt mit Wasser gefüllt ist. Rigsum Totenstille, es scheint, außer uns ist hier kein lebendes Wesen. Aber wie wir zum See hinabsteigen und die Alpenwiesen mit niedrigem Gras, welche die nördliche Bucht des Sees umrahmen, betreten, tönt von fern her lautes Gebell von einem

Kutan (Hütte der Hirten), in dessen Nähe Schafe und Perde weiden.

Der See Kel liegt 9583 Fuß über dem Meer; er ist sehr tief, und gleich vom Ufer fällt er steil ab, sein Umfang beträgt nicht weniger als 6 Werst, seine Oberfläche etwa 2 Quadratwerst; seine größte Breite hat er von Westen nach Osten mit 1 Werst, die Linie, welche von der nördlichen Bucht zu der südlichen gezogen wird, mag 3 Werst betragen. Fische gibt es im See nicht, aus Gründen, die wir unten anführen werden. Wie das bei allen so einsamen und geheimnisvollen Seen der ganzen Welt der Fall ist, haben sich an den Kelsee mancherlei Sagen geknüpft, welche erzählen, daß hier etwas nicht gemeiner ist, daß die Berggeister ihren Mutwillen auslassen an den Menschen, die in der Nähe des Sees vorübergehen, sie in Nebel und Wolken einhüllen oder Schneegestöber und Gewitter über sie schicken, damit sie den Weg verfehlen. Ja von einem ganzen Heere Russen berichtet die Sage, das während eines dichten Nebels im See ertrunken sei. Doch sind wohl niemals russische Soldaten in diese Gegend gekommen. Auch wird erzählt und geglaubt, daß, wer am See vorübergeht, mit Blindheit geschlagen werde. Möglich, daß das Volk auf solche Weise die sogenannte Schneeblindheit zu erklären sucht, denn blendender Schnee liegt in den Umgebungen des Sees das ganze Jahr.

Ein schwieriger Pfad über Steine und sumpfigen Grund führt längs des Ufers zum südlichen Ende des Sees; vorsichtig auftretend schreiten unsre Pferde nur langsam vorwärts. Hier am Südennde tritt die Ksanka in langsamem Laufe aus dem See und durchbricht den Rand des Kraters. Kurze Zeit schlängelt sie sich zwischen niedrigen Ufern hin, stürzt aber dann plötzlich vom Südrande des Plateaus

zwischen Laven und Basalten in wildem, rauschenden Falle herab. Ihr Fall beträgt auf den ersten 4 Werst ihres Laufs nicht weniger als 2863 Fuß oder im Mittel auf die Werst etwa 710 Fuß, also auf den Faden etwa 1,4 Fuß; auf den nächsten 4 Werst beträgt ihr Fall 1750 Fuß oder 437 Fuß auf die Werst. Dieser ungemein schnelle Lauf und die zahlreichen Kaskaden und Wasserfälle sind nach meiner Ansicht der einzige Grund, daß im See keine Fische leben. Cornelius in seinen „Wanderungen der Tiere“, weist nach, daß der Lachs allein von allen Fischen imstande ist, Höhen bis zu 17 Fuß zu überwinden. Nun sind aber die Sturzfälle der Ksanka viel, viel höher. Die bedeutende Höhe des Sees über dem Meeresspiegel kann ein Hindernis nicht bilden, denn nach Brehm leben Fische in Seen, die über 5000 m hoch liegen.

Nachdem die Ksanka aus der obengenannten Dschamurschlucht herausgetreten, mäßigt sie ihren wilden Lauf und fließt in breiter Talsohle fast beständig neben dem Wege her, der hier im Gegensatz zum Ljachwatal überall in gutem Stande ist. — Doch kehren wir noch einen Augenblick zum Kelplateau zurück. Dasselbe fällt nach Süden und Südosten plötzlich fast senkrecht ab, sodaß der Abstieg sehr schwierig war. Nachdem wir mehrere Male hohe Grate erstiegen und wieder in tiefe Schluchten hinabgeklettert, erreichten wir den kleinen ossetischen Aul Bagini (etwa 7000 Fuß über dem Meere). An den abschüssigen Halden liegen in der Nähe noch einige andre Aule, die in ihrem steilen Aufbau lebhaft an die des Daghestans erinnern. Diese hochgelegnen Aule werden nur im Sommer bewohnt, im Winter ziehen die Bewohner in die tiefer gelegnen hinab, wo die Häuser solider gebaut sind und auch das Vieh ein Unterkommen findet.

In diesen Höhen fallen die zahlreichen Ruinen kleiner alter Kirchen in die Augen, welche den Schluß erlauben, daß hier einst eine ziemlich dichte christliche Bevölkerung gewohnt hat. Die Kirchen bilden ein längliches Viereck von 3 bis 4 Faden Länge und kaum 2 Faden Breite. Die Tür ist niedrig und klein, spärliches Licht fällt durch eine spaltartige Öffnung in der Ostwand. Ähnliche Kirchen, mehr oder weniger erhalten oder zerstört, findet man allenthalben in Georgien. Wir besahen uns die von Bagini in der Nähe; von Zeit zu Zeit findet hier noch Gottesdienst statt. Sie ist dem heiligen Wazilla (Elias) und der Mariam (Mutter Gottes) geweiht. Aber, wie wir das so oft in Ossetien, bei den Chewsuren und anderswo im Kaukasus finden, steht auch hier in nächster Nähe ein heidnisches Heiligtum, der ossetisch-nationale „Dsuar“. Das ist ein großer Haufe Steine, in deren Mitte auf hoher Stange ein weißes Tuch weht, daneben stehen einige Stöcke. Von dem Steinhaufen ziehen sich auf weite Entfernungen parallele Reihen von Steinen hin, die als Sitze dienen, und zwischen ihnen als primitive Tische Steinplatten. Hier versammeln sich die Osseten der nächsten Dörfer einmal im Jahre, bringen Opfer dar und schmausen. Nicht weit von hier, auf steiler Bergeshöhe, befindet sich ein anderer, hochverehrter „Dsuar“, dem sich aber niemand nähern darf, der nicht mit Blindheit geschlagen sein will.

Von dem frischen Grün der Alpenmatten heben sich einige kleine Gerstenfelder mit ihren schon gelb werdenden Ähren in nächster Nähe des Dorfs ab. Baum und Strauch ist nirgends zu sehn, erst weit unten an der Nordhalde des rechten Ksankaufers stoßen wir auf Wald. Hier stellt sich uns ein malerisches Bild dar: auf einer kleinen Halbinsel, von der Ksanka und einem kleinen Zufluß derselben

gebildet, auf einem hohen, langgestreckten Basaltfelsen zwischen Bäumen und Sträuchern stehen altersgraue, halbverfallne Wände einer Festung und einer Kirche. Unter diesem Felsen entspringt eine starke Quelle kohlen-sauren Wassers, es ist ungemein schmackhaft, angenehm kühl, perlt sehr stark und hat wenig Eisengehalt. Es war von allen den zahlreichen Eisensäuerlingen, die wir auf unsrer Reise gekostet hatten, weitaus das schmackhafteste. Solche Säuerlinge, meist sehr stark eisenhaltig, fanden wir im Tale der Ljachwa und später an der Ksanka an 8 bis 10 Stellen. Die Temperatur aller dieser Mineralquellen übersteigt $6-8^{\circ}$ R nicht, sodaß sie wahrscheinlich aus geringer Tiefe kommen. Der bekannte Geologe Abich vermutet, daß in den Tiefen der Berge des zentralen Kaukasus große Mengen Kohlensäure die dort vorhandnen ungeheuren hohlen Räume füllen.

Schon oberhalb des Dorfes Pawlent-kari wendet sich die Ksanka direkt nach Süden und unterscheidet sich von dem Schwesterflusse Ljachwa dadurch, daß sie größere oder kleinere Ausbuchtungen bildet, welche die Vermutung nahe legen, daß hier einst eine Reihe von Seen lag. Zuflüsse hat die Ksanka von beiden Seiten weniger als die Ljachwa, auch sind sie viel kürzer, überhaupt ist ihr Bassin viel kleiner als das der letzteren, welche rechts und links tiefe und lange Schluchten begleiten. Die Berghalden des Ksankatals sind weniger bewachsen, die Wälder nicht so dicht, die Berggipfel meist entblößt. Unter den Sträuchern verdient Erwähnung *Staphylea colchica* (hier Dschondscholi genannt), die hier in wildem Zustande wächst, aber auch in Gärten gezogen wird und den Einwohnern des Tals ein gutes Einkommen gewährt. Die traubenartigen Blüten werden mariniert und finden als beliebte, pikante Fasten-

speise in Tiflis sehr guten Absatz. Bei Achalgori beginnen Wein- und Fruchtgärten neben ausgedehnten Mais- und Getreidefeldern; zahlreiche große Nußbäume verbreiten kühlen Schatten. Aber überall, wo keine Kultur ist, wuchert der stachlige *Paliurus caucasicus*, dessen getrocknete Zweige ein gutes Material zur Abzäunung von Gärten usw. bilden. Unterhalb des Dorfs Ksowrisi, etwa 20 Werst von ihrer Vereinigung mit der Kura, bildete die Ksanka einst einen ungeheuren See, bis sie den niedrigen Gebirgskamm Tagati durchbrach und sich einen Weg zur Kura bahnte.

Obgleich das Ksankatal nicht so malerisch ist wie das der Ljachwa, so fehlt es ihm doch auch nicht an Schönheiten; Ruinen alter Burgen und Kirchen schauen da und dort von hohen Felsen ins Tal hinab. Dort hausten einst die Ahnen altgeorgischer Adelsgeschlechter, wie Orbeliani, Ratiew u. a.

Im zweiten Teile meines Aufsatzes will ich zuerst einiges Allgemeine über die Osseten überhaupt und dann über die die Täler der Ljachwa und Ksanka bewohnenden südlichen Osseten speziell berichten.

Bekannt sind die zwei sich widersprechenden Ansichten über den Ursprung der Osseten. Gegen Schegren, der die ossetische Sprache eingehend erlernt hatte und sie nach langem Schwanken dem germanischen Stamme beizählte, machte Professor W. F. Müller aus Moskau auf dem fünften russischen archäologischen Kongreß zu Tiflis geltend, daß die ossetische Sprache eine Abart der altiranischen sei und die Osseten eines der Völker der iranischen Gruppe, welche im Altertum unter dem Namen der Sarmaten, Massageten u. a. die Ländereien zwischen dem Schwarzen und Kaspischen

Meer, namentlich die Ebenen nördlich vom Kaukasus, bewohnten und durch Türkvölker von da verdrängt wurden. Abgerissen von ihren Stammesverwandten infolge des Nachdrängens neuer Ankömmlinge und in die Schluchten des Zentralkaukasus hineindrängt, haben die Osseten dank ihrer Abgeschlossenheit im Laufe von Jahrtausenden ihre Individualität bewahrt. Dabei wollen wir noch kurz die Meinung des Grafen Uwarow erwähnen, daß, dem Charakter der archäologischen Funde in Ossetien nach zu schließen, die ossetische Kultur ganz entschieden unter asiatischem Einfluß stand, und daß viele Zeichnungen besondere Ähnlichkeit mit altassyrischen aufweisen.

Aus diesen Äußerungen geht hervor, daß die Frage nach der Abstammung der Osseten endgültig noch nicht entschieden ist. Vielleicht bringen einige Daten, die ich hier anführe, diese Frage ihrer Lösung etwas näher.

Wenn die Geschichtswissenschaft in der letzten Zeit vielfach den Unterschied macht zwischen Kulturvölkern und historischen Völkern, d. h. solchen, die ihre eigene Kultur geschaffen, und solchen, die mit anderen Völkern gekämpft und bei denen die Taten der Helden von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wurden, so gehören die Osseten nach allem, was wir von ihnen wissen, zur letzteren Kategorie. Und wenn auch auf den Tafeln der Geschichte die Kriege der Osseten kaum verzeichnet sind, so hat sich im Gedächtnis des Volkes doch die Erinnerung an ein Zeitalter der ossetischen Helden erhalten. Denn die Sagen von den Narten weisen auf ein solches heroisches Zeitalter hin. Leider stand aber die Kultur des Volkes nicht so hoch, daß es sein eigenes Schrifttum aufweisen konnte, welches die Taten der Heroen verzeichnet hätte. Diese befanden sich in der gleichen Lage wie Alexander der

Große, der bedauerte, daß im mazedonischen Volke kein Homer erstanden, der seine Taten verherrlichen konnte. Kulturvölker haben immer außer dem Schrifttum auch Spuren ihrer Wohnsitze in Form von Denkmälern der Baukunst oder Produkte der Kunst hinterlassen. Nichts dergleichen sehen wir bei den Osseten, denn die alten Bauten von Nuzal und in der Chasarschlucht sind zu unbedeutend und dienten nur als Verteidigungswerke des Ardontals. Der römische Schriftsteller Ammianus Marcellinus (Kap. XXXI, 2) erzählt von den Alanen (Osseten): „Sie haben weder Tempel noch Heiligtümer, auch sieht man nirgends Häuser mit Strohdächern“, und am andern Orte: „Sie haben keine beständigen Wohnsitze und beschäftigen sich nicht mit Ackerbau“.

Das Fehlen der Kultur, das Nichtvorhandensein der Schrift und der Bau- und Kunstdenkmäler deuten darauf hin, daß die Osseten lange Zeit Nomaden waren. Als Überrest ihres Wanderlebens kann man die primitiven zweirädrigen einspännigen Arben (Karren) betrachten. Das ist im Vergleich zu der schweren vorsintflutlichen, mit Büffeln bespannten georgischen Arba ein zierliches Spielzeug. Diese leichten Karren ermöglichten rasche Wanderungen durch die weiten Steppen und Ebenen des nördlichen Kaukasus und des Südens von Rußland bis hinab zu der Donau. Im oben erwähnten Kapitel berichtet Ammian noch folgendes: „Die Alanen wohnen auf ihren Karren, welche sie mit Baumrinde bedecken und durch die unabsehbaren Steppen ziehen“, und weiter: „Sobald das Futter an einer bestimmten Stelle aufgezehrt ist, wandern sie weiter. Die Karren bilden sozusagen ihren Staat. Sie sind ihre beständige Wohnung, und allüberall halten sie ihre Karren für ihre Heimat.“

Die Hauptbeschäftigung dieser Nomaden war Viehzucht. Das ist auch jetzt die Haupt- und Lieblingsbeschäftigung der Osseten geblieben, nachdem sie ins Gebirge gezogen sind. Zu allen Zeiten bis auf die Gegenwart spielt das Vieh die Hauptrolle im ökonomischen Leben des Osseten. Die Kuh (qug) galt immer und gilt noch als Maß des Wertes; der Kalym (das Kaufgeld für die Frau) wird nicht nach Geld, sondern nach Kühen bestimmt.

In dieser Beziehung stehen die Osseten den indogermanischen Völkern sehr nahe. So schreibt bekanntlich Tacitus von den alten Germanen, daß die Herden ihr einziges und liebstes Besitztum ausmachen (*numero gaudent, eaeque solae et gratissimae opes sunt*¹). Auch die alten Indier bestimmten den Kaufpreis der Braut nach Kühen, bei den alten Griechen hat die in die Ehe tretende junge Frau das Epitheton *ἀλγεσίβοια*. Dabei ist es freilich auffallend, daß, soviel mir bekannt, nur zwei ossetische Wörter unter denen, welche sich auf die Viehzucht beziehen, den indogermanischen ähnlich sind nämlich qug Kuh und fës (ovis) Schaf.

Die Hauptbeschäftigung eines Volkes hat nicht nur Einfluß auf seine Nahrung und Kleidung, sondern auch, was viel wichtiger ist, auf seine politischen und sozialen Verhältnisse, auf seine Sitten und Gebräuche. Bei allen Hirtenvölkern ist die Viehzucht die Hauptbeschäftigung und das Privilegium der Männer. Bei allen solchen Völkern werden die Frauen gekauft. Daraus erklärt sich auch die patriarchalische Grundlage des Familienlebens, die nirgends

¹ Vgl. Prof. Dr. M. Winternitz: Was wissen wir von den Indogermanen? Beil. z. Allg. Ztg., Okt. u. Nov. 1903. Nr. 238, 239, 246, 252, 253, 258. Ich habe dieser schönen Arbeit manche Anregung zu verdanken und derselben einiges zur Vergleichung entnommen.

in so hohem Grade ausgebildet ist wie bei den Hirtenvölkern. Deswegen wird man, wie Professor Winternitz und andere nachgewiesen haben, in der Ursprache der Indogermanen, die ja auch ursprünglich Hirten waren, vergeblich nach Wörtern suchen, welche den Verwandtschaftsgrad zwischen dem Mann und den Angehörigen der Frau bezeichnen, Wörter, wie Schwiegervater, Schwager usw., existieren da nicht. Ganz dasselbe finden wir auch bei den Osseten. Doch herrscht bei ihnen ein Brauch, der einen Widerspruch damit zu bezeichnen scheint und darin besteht, daß die Frau während der Schwangerschaft in das Haus der Eltern zurückkehrt und daselbst bis nach erfolgter Entbindung bleibt. — Das patriarchalische Familienleben hat sich bis jetzt bei den Osseten in seiner ganzen Reinheit erhalten, und häufig kann man sehen, wie drei Generationen friedlich unter einem Dache wohnen. Die patriarchalischen Verhältnisse bringen es auch mit sich, daß oftmals in einem Dorfe alle Einwohner einen und denselben Familiennamen tragen und daß man die Geburt eines Knaben mit Freuden begrüßt, während die Geburt eines Mädchens als ein Unglück angesehen wird. Die ursprünglichen Sitten und Gebräuche der Hirtenvölker haben die Osseten auch erhalten, nachdem sie, durch die Not gezwungen, sich dem ihnen entschieden weniger sympathischen Ackerbau zugewendet hatten. Es scheint das übrigens schon in unvordenklicher Zeit stattgefunden zu haben. Den Beweis hierfür liefert mir eine zufällige Entdeckung, die ich infolge der Anfrage eines Dr. H. aus Soest über die ossetischen Feldmaße gemacht habe.

Die Sache ist diese: In alten germanischen und fränkischen Akten findet sich als Landmaß der „bonnarius“ (bonnier) und verschiedene Verketzerungen dieses Wortes.

Man hat bis jetzt vergebens nach dem Ursprung dieses Wortes gesucht, das in keiner europäischen Sprache auch nur einen Anklang hat. Nun erweist es sich, daß bei den Osseten, bei denen übrigens die einheimischen Maße durch die russischen rasch verdrängt werden, sich das Wort bongen als Bezeichnung für eine Viertel Dessätine erhalten hat. Bon heißt ossetisch Tag, gen arbeiten, machen, also bongen bezeichnet ein Stück Land so groß, als man es im Mittel bei normalen Verhältnissen in einem Tage bearbeiten kann. (Anklang an das deutsche „Morgen“.) Der bongen ist im Gebirge naturgemäß kleiner als in der Ebene. Wie konnte nun das Wort nach Westeuropa kommen? Eine Antwort darauf glaube ich bei Procopius (*de bello Vandalico* in Stritter: *Memoriae populorum etc.* IV, 336) zu finden. Er erzählt von dem Zuge der Vandalen zu den Franken und zum Rhein (438 n. Chr.) und erwähnt, daß sie auch die Alanen (= kaukasische Osseten), einen gotischen Volkstamm, mit sich fortgerissen haben. Auch treten die Alanen in Heere des vandalischen Königs Geiserich auf.

Es war natürlich, daß ich außer dem „bongen“ auch nach anderen Maßen fragte, um sie vor gänzlichem Vergessenwerden zu bewahren. Da ist der armarin (erinnert an Arm), welcher die Länge des Armes eines ausgewachsenen Menschen vom Ellbogen bis zur Spitze des Mittelfingers bezeichnet, also etwa die deutsche Elle; dann der woleng oder wodischin, ist gleich der Entfernung von der Spitze des Daumens bis zur Spitze des kleinen Fingers bei ausgespreizter Hand. Die Entfernungen auf dem Marsche werden nach Tagemärschen und Tageszeiten berechnet. Ju-bon ist ein Tagemarsch, er wird in drei ungleiche Teile geteilt: vom frühen Morgen bis 10 Uhr achoden afon, von 10—12 Uhr sichor afon und von 12—6 Uhr abends galte

waschen (eigentlich die Zeit, wo man die Stiere nach der Tagesarbeit ausspannt). Daneben existieren noch einige andere Längenmaße: sadschech = der Schritt eines erwachsenen Menschen und iwasn, d. i. die Entfernung zwischen der Spitze der Mittelfinger bei seitwärts ausgestreckten Armen, d. i. der Wuchs eines Mannes.

Dem aufmerksamen Beobachter kann es nicht entgehen, daß die südlichen Osseten, welchen die nördlichen den Namen Tualta geben, durch ihr Äußeres und durch ihre Manieren sich sehr von den nördlichen unterscheiden. Diesen Unterschied hat nicht so sehr die verschiedene Religion geschaffen (die nördlichen Osseten bekennen meistens den Islam, die südlichen sind Christen), als die sie umgebende Natur und die sie umgebenden Menschen. Der nördliche Ossete ist größer und stärker, stolz und selbstvertrauend, hat ritterlich noble Manieren, er ist ein kühner, verwegener Reiter. Zu Fuß gehen gilt bei ihm als Schande. Der südliche Ossete macht, mit wenigen Ausnahmen, in physischer und moralischer Beziehung einen weniger günstigen Eindruck. Das mildere Klima und die günstigeren natürlichen Bedingungen erlauben auch schwächeren Individuen, am Leben zu bleiben, die physischen und geistigen Kräfte werden nicht so stark in Anspruch genommen wie im Norden. Dabei bemerken wir bei dem Südosseten ein gedrücktes, scheues Wesen, welches sich erhalten hat aus der schweren Zeit, da die Osseten rechtlose Leibeigene und Knechte der grusinischen Fürsten waren. Daraus erklärt sich auch der Haß und die Feindschaft zwischen diesen Osseten und den Grusinern. „Ossi“ ist ein Scheltwort bei den Grusinern, ebenso wie „Gurzian“ (Grusiner) bei den Osseten. Diese Feindschaft hat zur Folge, daß Osseten und Grusiner, die vielfach nebeneinander

wohnen und ja beide Christen sind, niemals zusammen ein Dorf bewohnen, sondern stets getrennt leben. Heiraten zwischen beiden Völkern sind seltene Ausnahmen und nur in der Weise, daß ein Ossete eine Grusinerin heiratet, nie aber ein Grusiner eine Ossetin. Jedoch finden wir auch unter den Südosseten solche, welche sich einbilden, edler und vornehmer zu sein, als ihre neben ihnen wohnenden Stammesgenossen. So werden die sogenannten Ksaner, d. h. die Bewohner des mittleren und unteren Ksankatales, von den anderen verachtet, weil sie ihre Frauen als Ammen und Mägde in die Städte schicken.

Alle Osseten, die nördlichen, wie die südlichen, waren früher Christen, und die südlichen haben wenigstens der Form nach diesen Glauben beibehalten, weil ihre Nachbarn auch Christen waren, die nördlichen haben ihn unter dem Einfluß der Kabardiner und der türkischen Chane verloren. Doch ist das ossetische Christentum, wie wir schon oben an einem Beispiel gesehen haben, so sehr mit heidnischen Elementen zersetzt, das es kaum zu erkennen ist.

Von den heidnischen Gebräuchen seien hier noch einige erwähnt, welche übrigens, dank der wachsenden Aufklärung des Volkes, mehr und mehr verschwinden. Vor allem sei hier der Ahnenkultus oder besser der Kult der Abgeschiedenen genannt. Während aber dieser Kult bei den alten Indogermanen begründet war auf Furcht und auf dem Wunsche, die Geister der Verstorbenen gnädig zu stimmen und ihren Zorn zu besänftigen, haben die Osseten demselben einen mehr poetischen, ich möchte sagen, mehr gemüthlichen Anstrich gegeben. Sie sind überzeugt, daß die Abgeschiedenen im anderen Leben die gleichen Bedürfnisse haben wie die Überlebenden. Daher bauen sie ihnen meist an Quellen, an schattigen Plätzchen außerhalb des Dorfes

kleine Hütten mit Bänkchen und tragen dorthin Speise und Trank. Jedoch scheint diese Sitte schon aus der Mode zu kommen, denn man sieht solche Hütten jetzt schon nicht mehr so häufig wie noch vor 25 Jahren. Dagegen sind üppige Leichenschmausereien noch in vollem Gange, denn solche erfreuen die Seele des Abgeschiedenen. Sie werden an bestimmten Tagen wiederholt, z. B. zu Weihnachten, zu Mariä Himmelfahrt usw. Sehr charakteristisch ist es, daß solche Gedächtnismähler gerade an christlichen Feiertagen veranstaltet werden; das beweist eben, wie wenig das Volk noch von dem echten Geist des Christentums durchdrungen ist. Die Gedächtnismähler finden übrigens auch im Herbst statt, wenn die Scheunen mit den Erträgen der neuen Ernte angefüllt sind.

Von anderen Gebräuchen sei noch angeführt, daß die Osseten oftmals dem Verstorbenen ein Pferd, eine Burke (Filzrotunde) und andere Reiterutensilien weihen und das Pferd dreimal um das Grab herumführen.

Wenn ich zum Schluß die Resultate dieser kurzen Skizze zusammenfassen soll, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die Osseten wie in ihrer Sprache, so auch in ihren Sitten und Gebräuchen viel Gemeinsames mit den Indogermanen haben, daß aber andererseits auch manches sich bei ihnen vorfindet, was auf den Einfluß anderer Gruppen, z. B. der Turkvölker, hinweist, mit welchen die Osseten in Berührung kamen. Jedenfalls bieten die Osseten in vielfacher Beziehung noch eine interessante Aufgabe für das Studium des Ethnographen. Da unter dem heranwachsenden Geschlecht der Osseten schon viele akademische Bildung haben und Lust und Liebe zur Erforschung ihrer Stammesgenossen zeigen, dürfen wir hoffen, in nicht zu ferner Zeit manches Neue zu erfahren.

VI.

Eine Schülerexkursion von Tiflis nach
Etschmiadsin.

Es war eine kühle Julinacht, wie sie in Tiflis selten sind. Ein anhaltendes Gewitter hatte den häßlichen, gelbbraunen Lößstaub, der im Sommer die ganze Stadt, Menschen, Tiere, Häuser und Bäume bedeckt und vom Winde aufgewirbelt alles oftmals wie in dichten Nebel hüllt, niedergeschlagen, die Luft gereinigt und erfrischt. Alles atmete auf wie neubelebt, um so mehr, als der lang ersehnte Regen immer noch in Strömen niederfiel. Auf dem Bahnhof in Tiflis versammelte sich gegen Mitternacht eine frohe Knabenschar — etwa 150 — aus drei Tifliser Gymnasien und der Realschule, um unter der Aufsicht einiger Lehrer einen Ausflug nach Etschmiadsin, dem Sitz des armenischen Patriarchen, und nach der Gouvernementstadt Eriwan zu machen. Die Knaben waren mit allem Nötigen zur Reise ausgestattet, wenigstens mit denjenigen Dingen, die in Rußland am notwendigsten erscheinen, einem Kissen zum Schlafen, einem Blechgefäß zur Aufnahme des heißen Wassers, das man zum Teekochen fast auf allen Stationen haben kann, einem Glas oder emaillierten Becher und Mundvorrat für einen Tag. Der nervus rerum, das Geld, spielt hier keine so große Rolle, denn das Reisen mit der Eisenbahn ist in Rußland überhaupt sehr billig, besonders für Schüler, wenn

sie in größerer Zahl mit Lehrern exkursieren; sie werden zum Viertelpreis der 3. Klasse befördert, wobei dann oft noch die Anstalt, welcher sie angehören, einen Teil der Ausgaben auf sich nimmt. Die Bahnverwaltung stellt in lebenswürdiger Weise eigene Waggons, allerdings keine fein eingerichteten sleeping cars, aber gut ausgestattete Wagen mit je vier breiten Holzbänken (die beiden oberen bilden bei Tag herabgelassen die Rücklehne) in jedem Abteil zur Verfügung. Auch ist der Gepäckraum unter dem Dach so groß, daß viele es vorziehen, das Gepäck irgendwie unten anzubringen, um sich selbst zum Schlaf in die höchste Region zu versetzen. Bald war die junge Mannschaft in vier Waggons bequem untergebracht, ein Abteil wurde als Büfett eingerichtet, dort ward ein riesiger Samowar (russische Maschine zur Bereitung des heißen Wassers für Tee) aufgestellt, welcher früh und spät lustig brodelte. Dort auch standen große Waschkörbe, diesesmal nicht mit Wäsche, sondern mit allerlei Fressalia, pardon! wollte sagen, Lebensmitteln, gefüllt. Denn auf den Stationen ist auf der Linie Tiflis—Eriwan wenig zu haben und nur für teures Geld, darum nimmt man zu ihnen nur im äußersten Falle Zuflucht. Als der Zug sich in Bewegung setzte, merkten es die meisten jungen Reisenden nicht, sie lagen schon wohl sortiert nach Altersklassen lang ausgestreckt auf den Holzbänken und schnarchten in allen Tonarten. So fuhren wir denn in die dunkle Nacht hinaus und stiegen, nachdem die Kura passiert war, langsam auf zum armenischen Hochland, auch „kleiner Kaukasus“ geheißten. Daß von der ersten Strecke nichts zu sehen war, brauchte man nicht zu bedauern. Es ist ein ödes Steppengebiet mit Salzsümpfen und Salzseen, meist mit stalgrauen Artemisien, saftigen Salzpflanzen und trockenen Gräsern bedeckt, stellenweise

von Schilfgruppen überragt, deren hohe, Samen tragende Sultane sich im Winde schaukeln und die reifen, flüggen Samen nach allen Weltgegenden hinaussenden. Schmucke Fasanen und ängstliche Hasen schreckt der schrille Piff der Lokomotive aus ihrem Versteck auf. Mit Anbruch des Tages belebte sich die Landschaft. Die Knaben rieben sich den Schlaf aus den Augen und eilten zu den Fenstern, um die wechselnden Bilder anzuschauen. Die waldbewachsenen Berge treten näher und schließen die Bahn von beiden Seiten ein, immer höher und mächtiger sich auftürmend. Neben der Bahn, welche in kühnen Kurven und auf schwindelnden Viadukten ansteigt, schlängelt sich der wilde Bach, die Debeda, mit ihrem trüben Wasser hin. Besonderen landschaftlichen Reiz hat die Gegend bei Achtala mit seinen Kupferwerken und bei Sanain, in deren Umgebung malerische Ruinen alter grusinischer Burgen und Kirchen das Auge fesseln. Früher war hier eine dichte Bevölkerung, jetzt taucht nur selten ein ärmliches Dorf mit wenig Häusern auf. Schon starren uns da und dort kahle Felsen entgegen, der Wald wird lichter und tritt mehr zurück, bald verschwindet er ganz von den sich entfernenden Abhängen; wir gelangen auf eine weite Hochebene. Üppiges Korn wächst auf den verwitterten Laven, frisches grünes Gras bedeckt die Wiesen und zwischen Feldern und Wiesen tauchen rechts und links zahlreiche armenische und tatarische Dörfer auf. Ein den Horizont nach Westen abschließendes Gebirge, die Wasserscheide zwischen Kura und Araxes, ist durch einen langen Tunnel durchstoßen, nach dessen Durchfahrt wir auf die fruchtbare Hochebene von Alexandropol (zirka 4000 Fuß), eine der Kornkammern des Kaukasus, gelangen. Sie trägt den Namen Schiraksteppe. Sie ist oft der Schauplatz blutigen Ringens zwischen Russen und

Türken gewesen. Links in der Ferne, nach Südwesten, stellt sich der noch mit etwas Schnee bedeckte, einzeln stehende Alagös (13454 Fuß) mit vier Spitzen dar, ein mächtiger vulkanischer Kegel, dessen umfangreicher Krater mit Firnschnee ausgefüllt ist, während an seinen Abhängen eine größere Anzahl von Seen in kleineren Seitenkratern sich angesammelt haben. Obwohl die armenische Hochebene eine Menge solcher vulkanischer Kegel aufweist, so hat doch keiner von allen eine so verheerende Kraft entfaltet, wie eben der Alagös. Seine Laven floßen nach Süden hinab bis zum Araxes, wo sie sich mit denen des Ararat begegneten, nach Westen über die Festung Kars hinaus, nach Norden bis Alexandropol und weiter. Man hat den Radius seiner dämonischen Tätigkeit auf mehr als 200 km berechnet. Wenige Vulkane der Welt mögen ein so umfangreiches Verheerungsgebiet aufweisen. Die Laven quollen mit solch gewaltiger Kraft aus dem Erdinnern hervor, daß die Wände des mächtigen Kraters barsten und sich tiefe Schluchten bildeten. Eine der größten Spalten gewährt von der Ebene freien Zutritt und bildet im Hintergrunde ein zirkusartiges Tal. An vielen Stellen sind die Laven verwittert und auf dem fruchtbaren Boden wächst Getreide und Gras. Je näher wir dem Alagös kommen, desto mehr bietet sich uns das Bild der Zerstörung dar, die Bahn durchschneidet breite und hohe Lavaströme, manche haben in der Nähe des jetzigen Schienenstranges Halt gemacht, an den Zungen haben die glühenden Massen den Löß in Ziegelstein verwandelt. Eine öde Steinwüste, ein wirres Chaos von Lavabrocken und Blöcken vulkanischen Tuffs zieht sich zur Rechten der Bahn hin, durchglüht von den heißen Strahlen der südlichen Sonne. Erst hoch oben bedecken alpine Wiesen die Abhänge der erloschenen Vulkans.

Dort weiden nomadisierende Kurden ihre zahlreichen Herden. Es ist ein wildes, räuberisches Volk, überall gefürchtet. Sie machen die Besteigung des Berges, die an und für sich nicht schwierig ist, sehr gefährlich. Mußte ihnen doch vor einigen Jahren ein russischer Oberst, der dort topographische Aufnahmen zu machen hatte, mit den ihn begleitenden 15 Kosaken ein förmliches Gefecht liefern.

Wenn wir die Blicke nach rechts schweifen lassen, so bietet sich uns bald, nachdem wir Alexandropol verlassen haben, ein anderes Bild der Verheerung dar. Dort hinter dem Tal des Arpa-Tschai in der Entfernung von einigen Kilometern heben sich vom fahlen Erdboden die Ruinen von Ani ab, mächtige Mauern, gewaltige Türme, altehrwürdige, halbzerfallene Kirchen. Sie, die Stadt der 1001 Kirchen, die einstige Residenz der Könige von Armenien, wurde von den Seldschuken im 11. und von den Mongolen im 13. Jahrhundert zerstört. Trotzdem hatte sich die Stadt wieder zu einiger Blüte aufgeafft, als sie im Jahre 1319 durch ein großes Erdbeben gänzlich zerstört wurde. Wieviel Pracht und Herrlichkeit, aber auch wieviel Geschichte wurde damals in dieser schon in den ersten Jahrhunderten n. Chr. erwähnten Stadt begraben! Hier eröffnet sich dem Archäologen ein ungemein reiches Feld für seine Tätigkeit, welche freilich große Mittel fordert.

Doch unsere trüben Gedanken über die verheerenden Kräfte der Natur, welche „das Gebild von Menschenhand hassen“, über die räuberischen Einfälle der asiatischen Völker, welche sich einmal wiederholen könnten, und über die Vergänglichkeit alles Irdischen werden schon bei der Station Alagös abgelenkt durch das majestätische Bild des Ararat, der hinter der Niederung des reißenden Araxes ganz unmittelbar aus der wenig über 3000 Fuß hohen Ebene

in edlen Formen bis zu 16 912 Fuß emporsteigt, ein gewaltiger Gebirgsstock, der zusammen mit dem kleinen Ararat einen Flächenraum von nicht weniger als 900 km² bedeckt. Im frischen Schnee erglänzt sein erhabener Gipfel, auf dem einst Noah mit seiner Arche gelandet, während sein Trabant, der durch einen tiefen Sattel mit ihm verbundene kleine Ararat (12 840 Fuß), das grüne Gewand der Alpenwiesen trägt. Hier am Ararat treffen drei Reiche zusammen, das Reich des mächtigen russischen Zaren, die Türkei und Persien. Auch der Ararat ist ein erloschener Vulkan, dessen Laven aber älteren Ursprungs sind und ein weit geringeres Gebiet bedecken als diejenigen des Alagös. Obgleich in historischen Zeiten keine Eruption mehr stattgefunden hat, hat der Berg zum öfteren noch seine vulkanische Tätigkeit durch verheerende Erdbeben gezeigt, zuletzt im Jahre 1840, wo das Kloster des heiligen Jakob und ein großes Dorf mit zirka 200 Häusern gänzlich verschüttet wurde. Die ungeheuren Stein- und Erdmassen, vermischt mit Schnee und Wasser, die sich an den Abhängen nach dem Erdbeben aufgestaut hatten, setzten sich nach einigen Tagen in Bewegung und durchliefen in zwei Minuten eine Entfernung von zirka 20 km, alles verheerend und begrabend, bis sie im Tal des Karassufusses stehen blieben. — Im oberen Teil des Jakobtales senkt sich der einzige, nicht bedeutende Gletscher des Bergriesen herab.

Der Ararat wird jedes Jahr bestiegen und bietet für geübte Alpinisten keine sehr großen Schwierigkeiten, nur die letzte Partie über Lavablöcke und Eis ist sehr mühevoll. Der bekannte russische General Chodsko verbrachte im Jahre 1850 sechs Tage auf der Spitze des Berges. Die Aussicht ist bezaubernd, in einem Radius von gegen 300 km schweift der trunkene Blick nach Norden über die braun-

gelbe Araxesebene zum Alagös und andern vulkanischen Kegeln des armenischen Hochplateaus bis hinauf zu den eisigen Gipfeln des Kasbek und Elbrus und zu den daghestanischen Alpen, nach SW. zum Quellgebiete der Kura, des Araxes und Euphrat, im SO. zu den großen Seen Wan und Urmia.

Einst war dieses Bild noch großartiger, als den Nordfuß des Ararat noch das Meer — eine Bucht des Kaspischen — bespülte. Die ungeheueren Salzsteppen, welche wir mit der Bahn durchfahren, sind der einstige Meeresgrund, ein sumpfiges mit Salzen gesättigtes Terrain, das nur schwer für die Kultur gewonnen wird. Tamarisken, Artemisien und verschiedene Salzpflanzen bilden die ärmliche Vegetation. Wenn die Salzpflanzen ausreifen, so verleihen sie der Landschaft ein hellrotes Kolorit, von dem die graugrünen zierlichen Tamarisken sich effektiv abheben. Aus den Salzpflanzen gewinnen die Kurden mittelst Verbrennens den sogenannten „Schadrik“, d. i. kristallisierte Soda, die bei ihnen die Stelle der Seife vertritt. Die Salzstümpfe lassen sich da, wo sie durch künstliche Kanäle entwässert werden, in fruchtbares Land verwandeln, wo Baumwolle, Wein, Pfirsiche, Reis und Melonen trefflich gedeihen. Doch wird das Fieber den Ansiedlern verderblich und Unmassen von Stechmücken quälen Menschen und Tiere bei Tag und Nacht.

In den Anblick des herrlichen Ararat versunken, merkten wir kaum, daß wir der Endstation unserer heutigen Fahrt, Karchun, uns näherten. Schon ging der Tag zur Neige, als die frohe Schaar aus dem Wagen stieg. Die Station liegt mitten in der Steppe, zu haben war rein nichts, nicht einmal Wasser. Eine unangenehme Überraschung ward uns hier zuteil. Nach der Karte konnte die Entfernung nach

Etschmiadsin kaum 4—5 Werst betragen, in Wirklichkeit aber waren es 12 Werst, also fast 4 Stunden Wegs. Zwei alte Phaetons, mit sehr zweifelhaften Gäulen bespannt, standen am Bahnhof als einzige Fahrgelegenheit; Arben (zweirädrige primitive Karren) für das Gepäck aufzutreiben war nicht leicht, da das nächste tatarische Dorf etwa 3 Werst entfernt lag und die Zugtiere (Büffel) erst mit der Nacht von der Weide zurückkehrten. So wurden denn nach langem Handeln und Feilschen mit den armenischen Rosselenkern, welche aus unserer Not möglichst viel Geld zu machen suchten, die kleinen und großen Gepäckstücke auf die zwei Wagen geladen und in unendlichem Durcheinander fast haushoch aufgeworfen und aufgestapelt. Natürlich fiel beim ersten Ruck, den die Pferde taten, das meiste herunter. Wenn nicht die Frau des Stationschefs sich unserer Not erbarmt und uns einige Waschseile geliehen hätte, so wären wir wohl wie der Greis auf dem Dache, der sich nicht zu helfen weiß, hilflos in Karchun sitzen geblieben. Denn die Masse Gepäck auf einem so langen Marsch zu tragen, war nicht möglich. So setzte sich denn, als schon die Nacht einbrach, der ganze Zug in Bewegung, der Train voraus, damit etwa fallende Gegenstände aufgelesen werden könnten. Der weiße Schein der Landstraße zeigte uns den Weg. In kleineren oder größeren Gruppen sich um die Lehrer schaarend, mit munterem Gespräch und Gesang marschierten Groß und Klein im Anfang munter vorwärts. Aber schon auf halbem Wege schienen manche abfallen zu wollen. Die schwüle Luft, der Staub, die Mücken und der Durst setzten den Knaben merklich zu. Zum Glück zeigte man uns nahe am Wege eine frische Quelle mit gesundem Wasser. Neu gestärkt durch den kühlen Trunk ging die Mannschaft weiter. Aber bald schienen vielen die Kräfte aufs neue zu

versagen. Da wurde die Melodie der Lesghinka gesungen, es regte sich das kaukasische Blut, die Füße wurden wieder elastisch, manche tanzten die Straße entlang, während der Chor kräftig zum Takt in die Hände klatschte. Endlich schimmerte in der Ferne ein Lichtglanz, die erste Spur des Dorfes, dann kamen mehrere Lichter zum Vorschein, aber sie wollten nicht näher kommen. Da endlich ertönt in der Ferne vielstimmiges Freudengeschrei und benachrichtigt die müde Schaar, daß die Avantgarde angekommen war. Von Gruppe zu Gruppe setzte sich dies fort bis zu den letzten Nachzüglern, die mehr als $\frac{1}{2}$ Stunde Weges zurückgeblieben waren, und munter förderten nun alle mit Aufbieten der letzten Kräfte ihre Schritte. Nach 11 Uhr nachts war der letzte Mann geborgen und alle streckten sich ermüdet im großen Schlafsaal, der wohl 200 Menschen aufnehmen kann, auf guten Betten aus. Manche vergaßen sich auszukleiden und zum Abendtee, welchen die gastfreundlichen Mönche darboten, erschienen nur wenige. Die Müdigkeit ließ Hunger und Durst vergessen, und wer einmal lag, der wollte sich nicht mehr vom Platze rühren. Bald hatte tiefer Schlaf alle umfangen, den auch die aufdringlichen Stechmücken nicht zu stören vermochten, ebenso wenig wie das laute Posaunen verschiedener Schnarcher.

Kaum graute der Morgen, so regte es sich von allen Seiten wie in einem Ameisenhaufen. Hinaus ging in den Klosterhof zum frischen Brunnen oder zum nahen Bassin zum Waschen und Baden. Ein kühler Luftzug wehte vom Ararat her, der sich in wunderbarer Klarheit am Horizonte abzeichnete. Später wurde in einer langen Allee des schattigen Gartens Tee und Brot gereicht, was allen herrlich mundete. Dann wurde in Gruppen das Kloster besichtigt. Dieses nimmt neben dem Dorf Wagarschatpat ein

großes Areal ein, welches einst von hohen Mauern und Türmen umgeben war. Ein Teil derselben ist noch erhalten und schließt eine Menge großer Gebäude und Höfe in sich. Die Sage erzählt, daß einem frommen Mann, Gregor, dem Erleuchter, im Jahre 303 der Heiland im Traum erschienen sei und mit dem Schlage eines Hammers auf die Erde den Ort bezeichnet habe, wo der heiligen Jungfrau eine Kirche gebaut werden sollte. Gregor tat, wie ihm der Herr befohlen, baute die Kirche und nannte den Ort Etschmiadsin, was auf armenisch so viel heißt als „der Eingeborne ist herabgekommen“. Bald entstand auch ein Kloster in der Nähe und die Armenier wallfahrten fleißig zu dem heiligen Ort. Auf Grund jener Sage suchen armenische Schriftsteller zu beweisen, daß die Armenier fast um $\frac{1}{4}$ Jahrhundert früher das Christentum angenommen haben als die Grusiner, bei denen das Auftreten der heiligen Nina auf das Jahr 325 festgestellt ist. Über der winzig kleinen Kirche des Gregor erhebt sich jetzt eine prächtige Kathedrale, deren Grundriß ein Kreuz darstellt, dessen Arme etwas kürzer gehalten sind als der Hauptbalken. Die Enden sind von hübschen Türmen gekrönt. Wunderbar ist das Hauptportal im Westen, dessen Gewölbe und Quader mit außerordentlich feiner Steinhauerarbeit geschmückt sind, so fein, zierlich und zart, als wären es Spitzengewebe. Wir hören einen armenischen Gottesdienst in dem herrlichen Gotteshaus mit seinen hohen Säulen und Gewölben an, aber der näselnde Gesang und die rauhe Sprache der Priester scheinen uns nicht recht zu dem edlen, erhabenen Stil des Gotteshauses zu stimmen. Man führt uns in die Schatzkammer, wo außer manchen Reliquien auch die Hand und der Speer des heiligen Jakob aufbewahrt werden. Dort funkelt es von Gold und Edelsteinen, deren viele an

den Prachtgewändern und der Krone des Patriarchen und seiner Vorgänger angebracht sind. Weiter besehen wir uns die Druckerei, das Haus der Mönche, deren sogenannte Zellen in einem palastähnlichen Hause vereinigt sind, die viel einfacher gehaltene Residenz des Patriarchen, dann die Bibliothek und das Museum. In der Bibliothek finden wir schöne, alte Handschriften, vor allem ein prächtiges Evangelium aus dem 10. Jahrhundert in einem aus dem 4. Jahrhundert stammenden Einband aus Elfenbein. Hier hängen auch einige wertvolle Gemälde, unter anderen ein echter Rubens (?), ein Aiwassowsky und Werke anderer Meister. Das Museum enthält sehenswerte Funde von den Ausgrabungen einer verschütteten Stadt aus den ersten Jahrhunderten n. Chr. Sie liegt etwa 3 Werst von Etschmiadsin. Die dort ausgegrabene Kathedrale aus dem 6. Jahrhundert weist an den Kapitälern ihrer massiven Kolonnen architektonische Motive auf, wie sie bis jetzt in der Kunstgeschichte nirgends bekannt sind. Auch mancherlei Gegenstände, deren Bestimmung und Gebrauch rätselhaft sind, enthält das Museum, welches bei Fortsetzung der Grabungen sich bald als zu klein erweisen wird. Von allen Gebäuden in Etschmiadsin ist das unscheinbarste im Innern und Äußern die Akademie. Bei den großen Mitteln, über welche das Kloster verfügt, könnte man Besseres erwarten. Im Festsaale hängen einige gute Porträts früherer Patriarchen, andere Bilder sind weniger gut.

Nachdem wir uns überall möglichst gründlich umgesehen unter der Führung des Inspektors der Akademie und einiger Archimandriten, von denen einige in Deutschland studiert haben und sich freuen, deutsch sprechen zu können, rief die Glocke in das Refektorium, wo unserer Pilger ein wohlschmeckendes Mahl wartete, auch der leichte Kloster-

wein mundete gar köstlich. Nach dem Mahl wurden Vorbereitungen zur Abfahrt getroffen. Etwa 18 Wagen wurden aufgebracht, Phaetons, Omnibusse, Fourgons, und gegen Abend wurde die ganze Mannschaft mit dem Gepäck auf die Wagen verteilt, wobei es freilich etwas eng herging. Dann fuhren wir nach dem zirka 18 Werst entfernten Eriwan. Sehr erquicklich war die Fahrt nicht; denn oftmals drohte dieser oder jener schwankende, schwerbeladene Wagen, von nichts weniger als kundigen Händen gesteuert, in den Graben zu fliegen und die Passagiere in weitem Schwung in das anliegende Feld zu schleudern. Leichter atmeten wir auf, als wir in die Gärten einfuhren, welche die Nähe der Stadt verkündigten. Bald waren wir auch in den engen Straßen und Gassen mit ihrer unheimlichen mangelhaften Beleuchtung und hielten nach kurzer Zeit am Tor des Gymnasiums, das uns seine Räume gastfreundlich zur Verfügung stellte. Wie der Hausvater in Schillers Glocke nach überstandener Gefahr die Häupter seiner Lieben zählt, so machtens auch wir und es „fehlte kein teures Haupt“. Die ganze Gesellschaft war glücklich angelangt und keiner hatte was gebrochen, noch verloren. Doch leider ging es hier spartanischer zu als in Etschmiadsin, man mußte auf dem kahlen Fußboden schlafen, da nur wenige Betten vorhanden waren. Allein die Jugend machte sich nichts daraus, keiner klagte, daß er schlecht geschlafen, und am nächsten Morgen ging das Aufstehen auch viel leichter als aus dem weichen Bett.

Wir hatten bis Mittag Zeit, die Stadt zu besichtigen, was auch vollständig ausreichend war. Denn Eriwan ist ein ziemlich trauriges, staubiges Nest, eine echt asiatische Stadt mit der solchen Städten eigentümlichen Unordnung und Unregelmäßigkeit. Die größeren Häuser, aus Quadern

vulkanischen Tuff gebaut, passen mit ihrer traurig stimmenden schwarzen Farbe nicht zu dem Meer des Lichts, das die südliche Sonne von allen Seiten spendet. Nur wenige Sehenswürdigkeiten sind eigentlich zu nennen, z. B. die große Moschee, deren Gebäude einen großen, mit Ulmen bepflanzten Hof umgeben. Ihre schon recht defekten Kuppeln weisen prächtige Steinmosaik auf, ebenso wie die Fassaden im herrlichen Schmuck der bunten Majoliken prangen. In der Nähe breitet sich der Basar aus, der für uns Tifliser nichts neues bietet. Auf einem die Stadt überragenden Hügel stehen die Ruinen der einstigen Zitadelle und innerhalb derselben das alte Sardarpalais, die einstige Residenz der persischen Gouverneure (Sardare). Leider geht dieses herrliche, in persischem Stil gebaute und mit persischer Pracht ausgestattete Gebäude seinem schnellen Verfall entgegen. Aus Vorsicht werden nur wenige Besucher eingelassen. Durch seinen Luxus und seine Pracht zeichnet sich besonders der große Spiegelsaal aus. Alles glitzert hier im Silberglanz. An den Wänden hängen sehr gute Porträts einiger Schahs. Die wunderbaren Fenster des Erkers bilden einen außerordentlich effektvollen Rahmen für das großartige Bild des Ararat, der sich von hier aus ganz besonders vorteilhaft darstellt. Das ist ein Anblick, den man nie vergißt.

Von der Festung wurde zum Bahnhofe marschiert, wohin das Gepäck schon gebracht worden war. Dasselbe hatte sich beträchtlich vermehrt durch eine große Anzahl frühreifer Melonen, welche bei Eriwan in erster Güte wachsen und welche die Knaben für geringes Geld erstanden hatten. Sie dienten unterwegs als probates Mittel zur Löschung des Durstes. Bald entführte uns die Dampfmaschine der Hitze und dem Staub von Eriwan und gegen

Abend zog sie uns keuchend allmählich wieder hinauf zum armenischen Hochland. Noch winkte uns der Ararat, vergoldet von den Strahlen der untergehenden Sonne, und später der Alagös einen letzten Gruß zu. In den Waggons wurde es stiller und stiller. Als wir am Morgen früh erwachten, waren wir schon in der Nähe von Tiflis.

VII.

Nomina geographica Caucasica.

Vortrag, gehalten in russischer Sprache in der Tifliser Abteilung der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft¹.

Seitdem die Erdkunde sich neben den anderen Wissenschaften einen ebenbürtigen Platz erobert hat und die Aufmerksamkeit aller Gebildeten mehr und mehr auf sich zieht, finden auch die einzelnen speziellen Zweige dieser Wissenschaft ihre Bearbeiter. Unter anderem hat sich die Forschung auch der Erklärung der geographischen Namen, ihrer Entstehung und ihrer Bedeutung zugewendet. Denn diese Namen erscheinen durchaus nicht als leere inhaltlose Laute, wie man früher gedacht und vielfach noch denkt. Im Gegenteil, wenn wir nur den Schlüssel zu ihrer Erklärung finden, so reden sie oft gar beredt zu uns und geben uns mit wenigen markigen Strichen die genaue Charakteristik einer Gegend, einer Stadt, eines Dorfes, der Einwohner, eines Berges, eines Flusses. So bedeutet Sahara im Arabischen Wüste, Mesopotamien griechisch Zwischenstromland, Buenos-Aires spanisch gute Lüfte, Tiflis, grusinisch aus

¹ Das Material zu diesem Vortrag habe ich geschöpft aus meinem in russischer und deutscher Sprache erschienenen Werkchen „Erster Versuch einer Erklärung kaukasischer geographischer Namen (ca. 2000)“. — Die deutsche Ausgabe ist bei Strecker & Schröder, Stuttgart 1910, verlegt.

tphilisi, Warmstadt, d. h. Stadt mit warmen Quellen (vgl. Teplitz), Himalaja Wohnung des Schnees und Niagara Donner der Gewässer. Nicht selten wecken die geographischen Namen die Erinnerung an historische Persönlichkeiten und Ereignisse, z. B. Eriwan = Stadt des Zaren Rewan, Tigranokert = Gründung des Königs Tigran usf. Solche Namen werden natürlich von mehr oder weniger kultivierten Leuten gegeben. Diejenigen Menschen dagegen, die der Natur noch näher stehen und darum ein feineres Beobachtungsvermögen besitzen, entlehnen ihre Namen gern den Erscheinungen in der Natur und den drei Naturreichen, deren Vertreter an diesem oder jenem Ort in die Augen fallen. Dort, wo das Handwerk verschiedener Art zu den Seltenheiten gehört, wird ein Dorf nach ihm genannt; weniger prosaisch klingen die Benennungen, die auf der Ähnlichkeit eines Ortes, eines Berges usw. mit einer menschlichen Figur oder mit Tieren und deren Gliedern beruhen, wie z. B. in Vorderasien viele Zusammensetzungen mit Kamel, Löwe usw. Dabei soll nicht vergessen werden, daß viele geographische Namen nichts sind als einfache Gattungsnamen. Davon können wir uns bis auf den heutigen Tag selbst in zivilisierten Ländern überzeugen, wo das gewöhnliche Volk selten den richtigen geographischen Namen eines nahen Berges, Flusses oder Baches kennt, sondern jenen einfach „den Berg“, diesen „den Fluß“ oder „den Bach“ nennt, ähnlich, wie so viele Völker ihre Hauptstadt einfach „Stadt“, ihr Land einfach „Land“ und sich selbst einfach „Volk“ nennen.

Wir ersehen aus dem Gesagten, daß die Erklärung geographischer Namen ohne Zweifel für jeden gebildeten und nach Bildung strebenden Menschen großes Interesse bietet und darum auch für den geographischen Unterricht

in der Schule von nicht geringem Belange ist. Wir möchten die Hauptgründe hierfür so formulieren:

1. Die Erklärung der geographischen Namen läßt uns einen Blick tun in die Tiefe der menschlichen Seele, die im Grunde genommen überall dieselbe ist; sie zeigt uns oftmals auch die Stufe der geistigen Entwicklung, auf der ein Volk gestanden hat und steht. Sie bildet darum ein nicht zu unterschätzendes Element in der Psychologie der Völker.

2. Oftmals geben die geographischen Namen die Charakteristik eines Landes, machen uns bekannt mit seiner Lage, seinem Klima, seinen Naturschätzen, seiner Flora und Fauna in Gegenwart und Vergangenheit¹.

3. Nicht selten wird uns durch sie verkündet, was für ein Volk in dem Lande wohnt oder früher gewohnt hat mit Hinweis auf die Religion, Kultur, Gebräuche, Lieblingsbeschäftigung usw. der Bewohner.

4. Die Erklärung der geographischen Namen ist wichtig für die Richtigstellung der Orthographie und Transskription der Namen, die oft bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt sind, weil man ihre Abstammung nicht kennt.

5. Sie bestätigt die Wahrnehmung, daß das Volk in der Regel in seinen Namen die Regelmäßigkeit der Wortbildung wenig beachtet und außerdem in einem und demselben Worte oft die Elemente verschiedener Sprachen und Zeiten vereinigt.

6. Wir ersehen aus der Namenerklärung oftmals, namentlich bei den Flüssen, daß sie Klänge und Geräusche nachahmen.

¹ Das Gegenteil, nämlich daß das Produkt seinen Namen von einer Ortschaft hat, wie z. B. Madeira, Champagner, Cognak usw. kommt verhältnismäßig selten, in Kaukasus speziell gar nicht vor.

7. Die Erklärung der geographischen Namen verleiht dem geographischen Unterricht mehr Lebhaftigkeit und Interesse, wenn den Namen, die als leere Laute erscheinen, gewissermaßen Seele und Geist eingehaucht wird.

Man muß staunen, daß wir trotz der Wichtigkeit dieser Sache, soviel mir wenigstens bekannt ist, außer einigen wenigen speziellen und wenig bekannten Arbeiten bis jetzt nur ein großes und systematisches Werk in der geographischen Literatur vorfinden, die „Nomina geographica“ des verstorbenen Professors J. Egli, an denen er sein ganzes Leben gearbeitet hat. Die zweite, nach seinem Tode erschienene Auflage enthält nicht weniger als 42 117 Namen. Aus dem Kaukasus finden wir aber darin kaum ein Dutzend. In der kaukasischen Literatur haben wir einige kleine Arbeiten von Tschernojarsky¹ und A. Komarow² und einige Notizen bei General von Erkert³, bei Weidenbaum⁴ und anderen.

Das Material zu diesem Vortrag habe ich der Hauptsache nach geschöpft aus meinem Werkchen, das in kurzer Zeit in russischer und deutscher Sprache erscheinen wird als „Erster Versuch einer Erklärung kaukasischer geographischer Namen“ und etwa 2000 Nummern enthält.

Richten wir zunächst unser Augenmerk auf die Form der geographischen Namen im Kaukasus, so drängen sich unter anderem einige sich beständig wiederholende Suffixe

¹ Tschernojarsky im Sbornik materialow swedenij o kawkase, T. I, 1869.

² In Spisski naseljonnych mestnostej Daghestanskoi Oblasti.

³ Die Völker des Kaukasus.

⁴ Putewoditel po Kawkasu.

und Präfixe auf, z. B. im Tatarischen das Suffix lu, li, lü (= türk. luk). Man könnte es etwa mittels des deutschen „voll“ oder „reich“ übersetzen, z. B. Ordaklu = Entenvoll, Soganluk = Zwiebelreich (beides Namen von Dörfern). Das gleiche bedeutet das Suffix ljar, mittels dessen die Tataren die Mehrzahl bilden, z. B. Gölljar = Seengegend. Dem tatarischen Suffix lu entspricht das grusinische Präfix sa, z. B. Samtredi = Ort, wo viele Tauben sind, Taubenheim. Dieses Präfix wird auch oft gebraucht, um den Aufenthaltsort oder Besitz eines (adeligen) Geschlechts zu bezeichnen, z. B. Saguramo = Stammsitz und Besitz der Familie Guramow, Sadschawacho: Sitz des Geschlechts der Dschawachow. Es kommt ja im Kaukasus (in Grusien, Mingrelien, Ossetien, Chewsurien) immer noch vor, daß in einem Dorf alle Einwohner einen und denselben Familiennamen tragen. Das grusinische Suffix eti, etia (ursprünglich Zeichen der Mehrzahl) bezeichnet eine Gegend, einen Landstrich, entsprechend dem deutschen „Gau“, z. B. Kacheti = Gau der Kachen, Chewsureti = Land der Chewsuren; dagegen bilden die grusinischen Suffixe issi (alte Genitivendung), uri, ani Eigenschaftswörter, die hauptsächlich die Zugehörigkeit bezeichnen. Merkwürdig ist der Umstand, daß im Daghestan die Ortsnamen oft nicht im Nominativ, sondern im Lokativ stehen, z. B. Erola heißt awarisch „über den Fluß“. Auch die armenischen Namen weisen eine ganze Reihe von Suffixen auf, die auch als selbständige Wörter gebraucht werden und eine bestimmte Bedeutung haben, z. B. astan bedeutet „Land“: Gajastan = das Land der Haikh = Armenien; berd bedeutet Festung, z. B. Norberd = neue Festung, Neuburg; kert = gegründet, z. B. Tigranokert (Tigranocerta) bedeutet: gegründet vom Zaren Tigran; jor heißt Tal, z. B. Erachsajor = Tal des Erachs

(Araxes); schen (šēn) = Dorf¹, z. B. Noraschen = Neudorf. Die Suffixe ejan und uni bilden Eigenschaftswörter von Eigennamen und bezeichnen öfters die Abstammung und die Zugehörigkeit.

Noch müssen wir eine wichtige Eigentümlichkeit der kaukasischen geographischen Namen erwähnen, nämlich die, daß in Gegenden, wo verschiedene Völker nebeneinander wohnen, nicht selten Namen vorkommen, von denen die eine Hälfte der Sprache des einen Volkes entlehnt ist, die andere der des zweiten, z. B. Kwemo-Schabalüt (Kwemo grusinisch = unter, nieder, schabalüt tatarisch = Kastanie, *Castanea vesca*), Unterkastanienhausen. Auf dem armenischen Hochplateau bietet die Erklärung der geographischen Namen große Schwierigkeiten; abgesehen davon, daß wir dort in vielen Namen noch die Überbleibsel uns fast unbekannter Sprachen (z. B. der chaldischen) vor uns haben, sind sehr oft frühere armenische Dörfer von Tataren bewohnt und umgekehrt, haben aber ihre alten Namen beibehalten. Die Gründe hierfür sind klar: das jeweilig stärkere Volk verdrängte das schwächere. Auf eine ähnliche Erscheinung stoßen wir im nördlichen Kaukasus, z. B. in Karatschai. Seit Menschengedenken gibt es dort keine Osseten mehr, und doch sind die ossetischen geographischen Namen dort nicht selten, wenn auch oftmals entstellt; am Kuban und im südlichen Daghestan stoßen wir da und dort auf verdorbene grusinische Benennungen, während die Grusiner dort längst verschwunden sind. Im übrigen Daghestan, namentlich im östlichen, und am westlichen Ufer des Kaspischen Meeres finden wir zahlreiche persische und türkische Namen, auch Überreste von arabi-

¹ = grusin. Sopedi und osset. Kau.

schen und hebräischen kommen vor. In Mingrelien, Abchasien und überhaupt am Ostufer des Pontus klingen uns in den Namen griechische, lateinische, italienische und türkische Laute entgegen.

Zur Bestätigung und Illustration der im Eingang meines Vortrags aufgestellten Sätze möchte ich die Leser einigermaßen bekannt machen mit dem reichen und interessanten Material, das die Erforschung der kaukasischen geographischen Namen bietet. Am bequemsten und klarsten glaube ich das tun zu können, wenn ich diese unter bestimmten Gesichtspunkten zusammenstelle.

Unter die erste Kategorie reihen wir ein die Namen, welche die Lage und das Klima der Örtlichkeiten bezeichnen. Sehr gern möchte ich die eigentlich wenig oder nichts sagenden Benennungen, die Präpositionen oder Adverbien des Ortes darstellen, wie unter, unten, über, oben, vor, hinter, jenseits, diesseits usw., beiseite lassen, aber ich darf es nicht, weil einige bedeutende Namen im Kaukasus von solchen Redeteilen abstammen. Hierher gehört z. B. der Name Iberien (Iwerien), wie Grusien früher genannt wurde. Er kommt nach der Meinung vieler Gelehrter vom hebräischen עֵבֶר (ewer), d. i. jenseits, und bedeutet jenseitiges Land. So würde also der Name die Erinnerung an den Übergang (des Volkes) über eine natürliche Grenze, ein Gebirge oder einen großen Fluß in sich schließen. Die Möglichkeit jener Ableitung wird unterstützt durch zwei Umstände, einmal dadurch, daß die Hebräer im alten Grusien eine große Rolle spielten — rühmt sich doch das königliche Geschlecht der Bagratiden seiner Abstammung vom König David — und zweitens, daß im grusinischen Volk sich bis jetzt die Redensart erhalten hat: „Der Meschier (d. i. Grusiner) ist gekommen, eingewandert“.

Dazu kommt das im Volke lebende Bewußtsein, daß es früher weiter im Süden oder besser Südwesten gelebt habe. Wir geben aber auch noch eine andere Etymologie. Es ist ja bekannt, daß einige Keltomanen — vielleicht mit Recht — Überbleibsel oder besser gesagt Erinnerungen an die Kelten in Vorderasien und auch im Kaukasus finden wollen. Einer von ihnen, Dr. Adolf Pitke, erklärt das Wort Iberien mit Hilfe des keltischen *ib* = Land und *eri*. Dieses letztere ist die veränderte Form von *Ari*, d. i. des ältesten allgemeinen Namens der indo-europäischen Rasse. So würde also *Iberia* bedeuten Land der *Eri*, d. i. *Arier*. Ohne Zweifel ist dieses *Eri* gleichbedeutend mit *Iran*, wie die Osseten sich selbst nennen, und mit dem persischen *Iran*. Für die Theorie könnte man noch die Tatsache anführen, daß in Grusien, hauptsächlich in den Umgebungen der alten Hauptstadt *Mzchet*, sich bis auf den heutigen Tag Spuren des Ormuskultus erhalten haben. Daraus folgt, daß dort Anhänger der Religion des Zoroaster, d. i. *Arier*, wohnten. Obwohl alle diese Erklärungen recht geistreich sind, so neige ich mich doch mehr zur Ansicht des Akademikers *Brosset*. Die Armenier, sagt er, nennen die Grusiner „*Wirk*“ vom armenischen Worte: wer, das oben, oberhalb bedeutet und dem deutschen *über*, englischen *over*, griechischen *ὑπέρ* entspricht. Denn Grusien liegt über (oberhalb) Armenien, d. h. nördlich von diesem. Der griechische und lateinische Name der Iberer konnte bei den Armeniern entlehnt werden, um so mehr, da die europäischen Eroberer doch wohl früher mit Armenien bekannt wurden als mit Grusien. Von Grusien aus liegt nun *Imeret* (*Imeretien*) wieder jenseits des lykischen Gebirgskammes (mit dem *Suramerpaß*). Der Name dieses Landes ist abzuleiten vom grusinischen *imer*, d. i. jenseits.

Auf das Klima eines gegebenen Ortes weisen viele Namen im Kaukasus hin, so die awarischen Bakta, Baktli, das ossetische Chussurta (von chussar), das zadacharische Sana, das grusinische soare. Sie bedeuten alle: an der Sonne, d. i. nach Süden, ebenso wie das kürinische Migirag (= wo immer Sonne ist), das kumykische Günbet (von Gün = Sonne und bet = Gesicht: mit dem Gesicht zur Sonne) und Günëi. Die gegenteilige Bedeutung haben das awarische Chunda und das ossetische Tschägat, d. i. Nordseite. Warme und heiße Plätze bezeichnen die grusinischen Namen Tphilisi (Tiflis), Churwaleti, Obschalet = Odschalet und gar Dschodschocheti, was „Hölle“ bedeutet. Ihnen gegenüber stehen das tatarische Dschanetlu von dshanet = Paradies, weil dort angenehme Kühle herrscht, und die grusinischen Arzheli und Arzheti = kalte Dörfer, sowie das tatarische Aiaslu (von aias = Frost). Viel Wind gibt es in Khareli und Khartalinien (vom grusinischen khari = Wind) in Ellindscha (tatarisch = Ort der Winde) und Eldara, d. i. Tal der Winde. Noch unangenehmer erweisen sich die Ortschaften, die ewig mit Wolken und Nebel bedeckt sind, wie das tatarische Bulutlu (von bulut = Wolke) oder das awarische Nakitl (von nak = Wolke); gar gefährlich erscheint das awarische Nardotl, (von nardot = Blitz), das gewissermaßen im Blitze steht; nicht geheuer ist's im ossetischen Arw-kom (von arw' = Donner und Blitz und kom = Tal, Schlucht). Das swanetische Layla (von el = Flamme) weist auf eine seltene Naturerscheinung, die St. Elms-Feuer, hin, die sich dort in stürmischen Nächten zeigen. — Wenn wir uns in heißer Jahreszeit nach Schatten sehnen, so müssen wir uns ins grusinische Dorf Tschbili (verdorben aus tshrdili = schattig) begeben oder in die waldigen Tkelowani und Këiti (vom grusinischen tke = Wald) oder

in das mingrelische Tkaja. Dörfer und Ortschaften, die in den Bergen, auf Bergen und Gebirgrücken liegen, heißen bei den Grusinern Tioneti (= Mtianeti), Gori, Gorisubani (= bergiges Quartal), Osurgeti (von surgi = Gebirgrücken); das Land der Berge heißt tatarisch (türkisch) Daghestan; die Awaren als Bewohner der Berge heißen sich selbst Maarulal (von meer = Berg), und die Bewohner des nördlichen Daghestans sind bekannt unter dem kumykischen Namen Tauli, ebenso wie die Berggrusiner Mtiuli (von mta = Berg) heißen. Vom lakischen Wort baku = Hügel erhielt die Stadt Baku ihren Namen; der älteste Stadtteil liegt auf einer Anhöhe; der Name der Stadt Kuba bedeutet im Kürinischen „Kuppel“.

Häufig, namentlich in Gegenden, wo größere Wasserläufe selten sind, erhalten die Ortschaften ihren Namen von der Lage an oder über dem Fluß; bei reißenden Gewässern haben Furten und Brücken namengebende Bedeutung, ähnlich wie uns in deutschen geographischen Namen „Furt“ und „Bruck“ (Brücke) öfters begegnen. Wir führen hier an das awarische Incheli = am Fluß, Erota = ob dem Fluß, das akuschinische Gerchli = am Fluß, das grusinische Chidistavi = der Brücke Haupt oder Brücken- anfang, das ossetische Chidekus = an der Bruck, dieselbe Bedeutung hat das awarische Tlok und das swanetische Bogresch, während das tatarische Taschkopür und das tscherkessische Miwwe-tasch-lemisch mit „Steinbrück“ zu übersetzen wären. Das grusinische Poni heißt „Furt“, Scharo-poni (das alte Sarapanis) „ferne Furt“. Von seiner Lage am See erhielt den Namen das Dorf Tbeti (vom grusinischen tba = See), von einem Sumpf das swanetische Tebisch (von tob = Sumpf). Nach ihren Wohnplätzen in

Schluchten werden die Chewsuren und Mochewi genannt (vom grusinischen chewi = Schlucht).

In einem so gesegneten und fruchtbaren Lande, wie es unser Kaukasus ist, mit seinem Reichtum an verschiedenen wilden, verwilderten und kultivierten Fruchtbäumen, Beeren u. dgl. kann es nicht wunderbar erscheinen, daß solche in unserem Wörterbuch geographischer Namen eine große Rolle spielen. Ja man kann kecklich behaupten, daß dies in keinem Lande in solchem Maße der Fall ist, wie gerade im Kaukasus und speziell in Grusien¹. Auf eine Menge von Gärten und einen Überfluß an Früchten deuten die Namen folgender Ortschaften: in Awarien Chindak und Chindalal, in Grusien: Chilian, bei den Tataren: Tschinidamlu, bei den Akuschinern: Chemur, bei den Osseten: Dyrgin. Viele Äpfel gibts im tatarischen Dorf Almaty (von almat = Apfel), in den grusinischen Waschlewi und Waschlowani (von waschli = Apfel) und im swanetischen Uskwir (verdorben aus wisk = wilder Apfelbaum); vom Überfluß an Birnen erhielt den Namen ein ganzer Weg Armud-jol (tat. = Birnenweg) und das awarische Dorf Genu; von Mandeln das tat. Badamlu (badam = Mandel) von eßbaren Kastanien: Schabalüt. Viele welsche Nüsse finden wir im awarischen Kosmala, im tatarischen Tal Kosludara, in dem grusinischen Dorfe Nikosi und dem mingrelischen Nigoiti. Viel Feigen (*Ficus carica*) gedeihen in Legwani (vom grusinischen leghwi = Feige), große Sauerkirschen im tatarischen Bejuk-Gilianar, kleine im swanetischen Edub; von Süßkirschen hat den Namen das

¹ Es fällt in die Augen, daß der umgekehrte Fall, d. h., daß gewisse Arten von Früchten nach bestimmten Ortschaften genannt werden, im Kaukasus nicht stattfindet. Beispiele wie Pfirsich von Persien, Kirsche (*cerasus*) von Kerasunt usw. gibt es hier nicht.

grusinische Balebis-chewi. Eine Menge wilder Stachelbeeren gibts beim grusinischen Dorfe Modschtschari (verdorben aus mozchari), Johannisbeeren beim mingrelischen Chunzy (von chunza), weiße Himbeeren bei Terdschola (verdorben aus tetris schola); der wilden Aprikose verdankt seinen Namen das grusinische Dscheramy, den Gurken das grusinische Kitreuli, den Kürbissen das imeretische Chapuri, dem Reis Akjula (akjul persisch = Reis) usw. Nach Blumen genannt ist Giljan und Gilstjan (persisch) und das tatarische Dara-tschitschag = Blumental, das grusinische Kwalilaschwili (wörtlich Blumensohn), nach Rosen das grusinische Wardsia und Wardis-ubani und das armenische Wartaschen (= Rosendorf). Herrlicher Veilchenduft erfüllt im Frühling die Luft bei den grusinischen Dörfern Janety und Iskari (von ia = Veilchen), bei Dranda (früher Danduri) wächst *Portulaca oleracea*, viel Knoblauch (*Allium*) beim tatarischen Soganlug und dem grusinischen Sanorio und Norio.

Auch die Bäume des Waldes und mancherlei Gebüsch füllen ein großes Register im Buch der geographischen Namen des Kaukasus. Es seien nur einige erwähnt. Am häufigsten kommt die Eiche (grusinisch *múcha*) vor, wie z. B. in Muchiani, Muchagwerdi, Muchrawan, Muchram, Muchran, Muchuri, Zehra-mucha (neun Eichen), Tschaladidimuchuri (Wald aus großen Eichen); in Mingrelien heißt die Eiche *dschtkgoni*, daher der Name *Dschtkgondidi* (Großeichen); von der Platane (*Plat. orientalis*, tat. = *dschandari*) erhielt den Namen *Bejuk-Dschanar* (Großplatane) und *Dschandar*; von der Rotbuche (grusinisch *zchila*): *Rzchilaeti*, *Rzchmeluri*, *Zchinwali*; von der Weißbuche, die in Mingrelien *kopiti* heißt, *Kopitnari*; von der Ulme (grusinisch *thela* = *Ulmus*) kommen Namen wie *Telaw*, *Telowani*, *Teleti*; nach der Birke sind genannt das ossetische *Barsu-*

kau (bärs = Birke, kau = Dorf) und das grusinische Arknali (von arkgi); nach der Espe (*Populus tremula*) das swanetische Erchwasch (von erchwa); nach der Esche das swanetische Ipar (ip) und das grusinische Ipnewi (von iphi). Hundert Silberpappeln stehen beim tatarischen Dorf Üs-Terek; wahrscheinlich kommt davon auch Terkkale¹ (Pappelfestung), der einheimische Name von Wladikawkas. Die Weide (*Salix*) gab den Namen dem akuschinischen Scharaë, die Zwergweide (*Elaeagnus communis*) dem tatarischen Dorfe Igdalu, Hippophaë rhamnoides dem grusinischen Katschreti, Spiraea dem Dorfe Grakali (grusinisch). Nach *Buxus sempervirens* sind gnannt das grusinische Bsoani, das ossetische Tschesawali und Otschemtschir am Schwarzen Meer (vom türkischen tschemtschur); nach der Fichte Bitschwinta, Pizunda (vom griechischen *πίτυς*), nach der Tanne (*Picea orientalis*) die grusinischen Dörfer Naswia und Nadswa, nach dem Wacholderstrauch das grusinische Gwileti und das tatarische Ardschan, nach *Cornus mas* das grusinische Schindisi usw. Von anderen Pflanzen kämen noch in Betracht lissi = Sumpfgas (*Juncus*), das reichlich vorhanden ist beim grusinischen Dorf Lissi, während Ekali der *Smilax excelsa* (grus. ekali), Gumbra dem Farrenkreuz (grus. gnabr), und dem Schilfrohr das akuschinische Tschegni ihren Namen verdanken.

Nicht weniger reich ist der Kaukasus auch an Namen, die dem Tierreich entlehnt wurden. Von dem größten Vertreter dieses Reiches im Kaukasus, von dem Auerochsen (*Bos bonasus*), hat eine Berggegend im Westen vom Elbrus, in Karatschai, den Namen erhalten. Sie heißt Dombai ulgen d. h. ein Auerochs wurde getötet. Dabei ist zu bemerken,

¹ Vielleicht kommt daher auch der sonst nicht zu erklärende Name des Terekflusses, der bei dieser Stadt in die Ebene tritt.

daß dieses gewaltige Tier seit langer Zeit aus jenen Gegenden verschwunden ist. Daß in Kaukasien ebenso wie in Persien früher auch der Löwe gehaust, könnte man aus der tatarischen Benennung Aslandus (von aslan = Löwe und dūs = Steppe) schließen. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß das häufig auf den Karten auftretende grusinische lomi nichts mit dem Löwen zu tun hat (grus. lomi = Löwe), sondern verdorben ist aus lami, was sandigen Schlamm bedeutet. Bei den alten Schriftstellern lesen wir von einer Landschaft Cambysene zwischen Alasen und Jora; es ist das nichts anderes als das grusinische Kambetschan, das ist Büffelland, von kambetschi = Büffel. Auf zahlreiches Vorkommen von Bären weisen hin die grusinischen Namen Datwisi (von datwi = Bär) und Bjelokani (bjela = Bär und chana = Wiese, Feld). Viele Wölfe gibts beim grusinischen Dorf Gurkeli (gurd = Wolf und keli = Höhle), sowie in Mgelo-Ziche (mgelo = Wolf und ziche = Festung); von Wölfen erhielt auch das alte Hyrcania (vom persischen gur = Wolf) seinen Namen, ebenso wie das ossetische Dorf Biregdeng-kau (von biräg = Wolf, deng anstatt dschin = verdorbenes Pluralsuffix und kau = Dorf), von Hirschen Sag-tschin-koref (ossetisch verdorben aus sagdschin, Plur. von sag = Hirsch und kurf = Kessel); nach Gensen ist genannt Psitis-ziche (phsiti = Gemse und ziche = Festung), in Pozchweris-chewi (phozchweri grusinisch = Luchs und chewi = Schlucht) haust der blutdürstige Luchs, im grusinischen Melias-chewi und im chewsurischen Melis-chreli (chreli = chewi) der Fuchs; das Tal Kjaftar-dara bei Derbent verdankt seinen Namen der Hyäne (kjaftar tat. = Hyäne und dara = Tal); der Landstrich Ratscha der Menge von Hasen (ratsch swanetisch = Hase), der großen Anzahl von Ebern das swanetische Dorf Lachmyl (von cham = Eber)

usw. So findet der Jäger allenthalben im Kaukasus reichliches Wild in seiner großen Auswahl und braucht sich nicht zu begnügen mit dem an der Kura gelegenen Ewlach (verdorben aus owlach), was tatarisch Ort der Jagd bedeutet. Von kleineren Tieren seien noch genannt die Frösche, die dem mingrelischen Gordi den Namen gegeben, ebenso wie dem tatarischen Kurbaglu (von kurbaga = Frosch), die Schildkröte, die in Tolendschischewi (verdorben aus grusinisch kolindschis = Schildkröte und chewi = Schlucht) besonders häufig ist, während es in Balkarien in Mystykam (verdorben aus ossetisch mysty-kom = Mäuseschlucht) von Mäusen wimmelt; noch weniger angenehm sind die Skorpione in Kartschewan (vom armenischen kari = Skorpion und wank = Kloster), die Ameisen im grusinischen Tschiaura (tschia = Ameise) und gar die Flöhe im tatarischen Dorf Biralu (von bira = Floh).

Sehr oft sind die Dörfer nach Vögeln benannt, z. B. nach dem Könige der Vögel Orbi, Orbeli (grusinisch orbi = Adler), nach Habichten Koreis-ubani (grus. kore = Habicht und ubani = Quartal), nach Tauben das mingrelische Samtredi (mtredi = Taube) und das awarische Lewaschi-kunt (lawha-schi = Taube und kunt = persisch kjand Dorf). Viele Feldhühner findet man beim grusinischen Kakabeti (kakabi = Feldhuhn); der alte Name des Rion-Phasis weist auf die Fülle von Fasanen hin, die in seiner Niederung leben, nach Bueti und Sabue in Kachetien (vom grusinischen bu = Eule) braucht man ebensowenig Eulen zu tragen, wie nach Athen; in der lorischen Steppe (vom armenischen lor = Wachtel) wimmelt es namentlich im Herbst von Wachteln; bei Gugnakweti (vom grusinischen gugula = Kuckuck) hört man häufig den Ruf des Kuckucks, während im kürinischen Dorfe Bülbül-chür (von bülbül = Nachtigal und

chür = Dorf) der Gesang der Nachtigall unser Ohr erfreut.

Auch das Mineralreich ist häufig in den geographischen Namen vertreten. Abgesehen davon, daß es im Grusinischen viele Zusammensetzungen mit kwa = Stein überhaupt und klde = Fels gibt, wie z. B. Kwischeti, Kwa-ziteli (= Rotstein), Kldani, Kldëissi, Kldiëti und im Tatarischen mit tasch, dasch = Stein, z. B. Ag-dasch (= weißer Stein), Deschlagar usw., finden wir auch bestimmtere Andeutungen der Gesteinsarten und Mineral-schätze. Es seien hier von vielen genannt: Sakiri (grus. kiri = Kalk), Ort, wo Kalk bereitet wird, das grusinische Rkinisi (von rkina) weist auf Eisenerze hin, ebenso wie die tatarischen Zusammensetzungen mit damir, demur; das persische Myschana bedeutet in wörtlicher Übersetzung Kupferhaus, das grusinische Magharo bedeutet Erzgang, das armenische Poga-gank Golderzgang. Auf frühere Hochöfen deuten die Namen der grusinischen Dörfer Nakerali, Kursebi und andere; in Nachschir werden, wie das der grusinische Name besagt, Steinkohlen gewonnen. Nach Metallen sind, wie wir später noch sehen werden, oftmals auch Berge und Flüsse benannt. Von Mineralwässern und heilbringenden Bädern erhielten den Namen außer Tiflis auch Abano, Abanosi, Abana, Abanoëti (vom grusinischen abano = Bad). Ein merkwürdiger Zufall will es, daß es in Italien, in der Provinz Padua, auch einen Kurort mit heißen Bädern: Abano, gibt; dieser Name hat aber natürlich nichts mit dem grusinischen zu tun, da er vom römisch-griechischen Aquae aponi (letzteres vom griechischen ἄπνος, d. i. Schmerzen vertreibend) herkommt. Bei den Tataren heißen solche heilsamen Wässer Amamlu, Amamljar, und die Schlucht, wo solche zutage treten, Ammambara.

Im Kaukasus ist das Handwerk überhaupt wenig entwickelt; es gibt große Landstriche, wo man Handwerker aus anderen Gegenden verschreibt, z. B. in der Tschetschnja, und sie von Seite der Gemeinden besoldet. Kein Wunder, daß oftmals die Dörfer ihren Namen von einem Handwerk erhalten, das in ihnen ausgeübt wird. Häufig sehen wir das bei Tataren und Grusinern, z. B. Saratschlu (tat.) wird nach einem Sattlermeister genannt; in (tat.) Damirtschi, Damirtschiljar (Mehrzahl) und Charatlu finden wir Schmiede, in Kasanizi (tat. kasan = Kessel) wohnen Kesselmacher und Kesselficker, in Ketanlu (tat. ketan = Pflug) werden Pflüge bereitet, im grusinischen Dschablewi (von dschabala) gab es früher Waffenschmiede, ebenso wie in Kubatschi (tat.); das grusinische Poladauri deutet hin auf Stahlbereitung und entspricht dem swanetischen Myschker; Manglis kommt wohl vom grusinischen mangali = Sense, die auf den dortigen Heuschlägen viel gebraucht wird, das letschchumische Nazuli und das grusinische Tabori fabrizieren Äxte, die grusinischen Dörfer Schildi und Isrita lieferten früher gute Pfeile; in Dschulfa gibts viele Weber, im ossetischen Chod (von chud = Hut) verfertigen die Einwohner Filzhüte, in Chopi (grus.) Ruder, in Suram und Gwasauri (grus.) Tonkrüge, in Koki Wasserkrüge (von koka); in Lagani (grus.), Chontschieri (grus.) und Tabakini bereitet man verschiedene flache Gefäße aus Holz, im mingrelischen Pozcho Rechen, in Nitschbisi (vom grus. nitschabi) hölzerne Schaufeln; im Stadtteil von Tiflis, der Naphflug (aus navi tuluchi) heißt, machte man früher schwimmende Fahrzeuge (grus. navi = lat. navis und griech. *ναῦς*) aus Büffelschläuchen; im swanetischen Gwebri höhlte man, wie der Name verrät, Baumstämme zur Viehtränke aus. Riemenschneider sind die Einwohner von Gwedi (grus), Seidengewebe verfertigen



die von Dimi, Goldschnüre die von Okros-kedi (okro grus. = Gold und kedi = Schnur); große Kissen die von Domaki (grusinisch).

Sehr interessant sind die Namen, die ein äußerliches Merkmal, eine physische oder moralische Eigenschaft, irgend welche Fehler oder Tugenden eines ganzen Volksstammes oder der Einwohner einzelner Dörfer bezeichnen. Oftmals sind solche Namen Schimpfwörter, gegeben von Nachbarn, die sich auf ihre Vorzüge etwas einbilden; so z. B. bedeutet Awar bei den Kумыкы „unruhig, zänkisch“, im Türkischen „Landstreicher“. Tscherkess leiten viele ab vom tatarischen tschara-sys, d. i. „wohnungslös, Nomade“, oder vom persischen tscherikass, d. i. Krieger. Bei den Osseten heißen sie Kesek oder Kesch, was möglicherweise identisch ist mit Kosak; dieses Wort bedeutet ursprünglich „Vagabund“. Kurde kann aus dem persischen gord = „stark, mächtig“ erklärt werden; das Wort bedeutet aber auch „Wolf“, während das grusinische khurd mit „Dieb“ übersetzt wird. Der Name Kirgis kommt vom türkischen kir = Steppe, Wüste und gis = herumziehend, herumstreifend in der Steppe; Kalmyk hat die Bedeutung „zurückgeblieben, zurückgelassen“ (bei der Übersiedelung der mongolischen Völker), andere sehen in dem Namen ein Schimpfwort und leiten ihn ab vom tatarischen Kalmak = Kolpak (= Schlafmütze). So wurden sie wegen ihrer Kopfbedeckung von ihren den Turban tragenden Nachbarn genannt. Eine Parallele hierzu bieten die Karapapachen, d. i. Schwarzmützen (aus schwarzen langhaarigen Schaffellen) und die Imeretier, denen die Türken den Namen Atschuk-basch, d. i. Barhäupter, geben, weil sie gewöhnlich keine Kopfbedeckung tragen. Von anderen charakteristischen Völkernamen seien noch erwähnt die Taten, d. i. „Ansässige“ und die Tataren = „Räuber“.

Wenig Schmeichelhaftes drücken manche Ortsnamen aus, wie z. B. das grusinische Dschabano (von dschabani = Feigling), Nakurdewi (grus.), was Diebhausen, und Parechi (grus.), welches Hehlerheim bedeutet; im Tal Khurdwatschris-chewi (grus.) wohnen diebische Kaufleute, das tatarische Ogurbeklu ist mit „Dorf diebischer Beks“ zu übersetzen, im tatarischen Dorfe Dolljar wohnen „Verrückte“ und im grusinischen Flecken Orguli — „Verräter“. Nicht so schlimm ist der grusinische Name Noga, was Stumpfnasen bedeutet, und Dschidscheti, dessen Bewohner „näseln“; im tatarischen Tschangli tragen die Leute lange Nägel an den Fingern, wie Krallen; einem Dorfe legen die Tataren die Benennung Dongusian bei, d. i. Schweinefresser. Ein gutes Zeugnis geben die Namen der Dörfer Artys (vom armen. air = Mann und pers. tys = flink, behende) und Gulucheti (vom grusinischen guli = Herz und uchwi = freigebig). Das mingrelische Bedia bedeutet „Glücksdorf“, das grusinische (abchas.) Lychni = Lustigkeit, und im tatarischen Baiburt (von bai = reich und jurt = Zelt) besitzen die Einwohner reiche Zelte, in denen sie auf den Sommerweiden wohnen.

Ich will auch einige Ortsnamen anführen, die im Zusammenhang stehen mit der Religion, mit den Namen von Heiligen, mit Legenden, oder in denen man Überreste von heidnischen Kulturen oder Spuren des Volksaberglaubens ersehen kann. Wie in vielen Ländern, so spielt auch im Kaukasus die „Mutter Gottes“ eine große Rolle. Wir begegnen Namen wie Dedas-ubani (grusin. = Muttergottes-Quartal), Dedasch-chwititschi (mingrel. = Muttergottes[ort]), Mariam-dschwari (grus. eigentlich Kreuz, d. i. Heiligtum der Maria) = Sankt-Marien, das gleiche bedeutet das swanetische La Maria; das grusinische Uǰalis-kari heißt zu deutsch:

Gottes Tor, Zminda-Sameba = heilige Dreieinigkeit, Erdisi Dorf des Einigen Gottes, das mingrelische Mazcharili hat eine Kirche zu Ehren des Erlösers (von mazchowari = Erlöser), Dschwazma eine solche zu Ehren des Gekreuzigten (verdorben aus dem mingrelischen dschwari = Kreuz und zma = kreuzigen); im Kloster Dsereschmarti (mingrel. verdorben aus dscheschmarti = wahres Kreuz) wird das wahre, echte Kreuz verwahrt, an dem der Heiland gehangen. Sehr oft finden wir auf der Karte das grusinische Dschwari (= ossetisch dsuar), was Kreuz oder Heiligtum bedeutet, z. B. Dschwarisi, Dschwaris-wake (Kreuzfeld), Dschwarisakadari = Kirchen des heiligen Kreuzes, Dschwarisezeri = Kreuzeshöhe und ossetisch Dsuar-kad = heiliger Wald des Kreuzes. Die Tataren nennen alle Dörfer mit grusinischen oder armenischen Kirchen und deren Ruinen Kilissa (vom griechischen *ἐκκλησία*). So haben wir Ach (ag, ak)-Kilissa = Weißkirch, Kara-Kilissa = Schwarzkirch (aus vukanischem schwarzen Tuff erbaut); die gleiche Bedeutung hat das armenische Sew-wank = schwarzes Kloster, Ütsch-Kilissa = Dreikirchen; Dort-Kilissa heißt (tat.) Vierkirchen, Eddi-Kilissa = Siebenkirchen, Kirch (k)-Kilissa = Vierzigkirchen, und gar Po-jus-kilissa (von tat. po = sieh, jus = 100) = Hundertkirchen. Nach den Erzengeln sind genannt die grusinischen Dörfer Mtawar-angelosi und Mikel-Gabrieli; häufig kommen Namen vor zu Ehren des heiligen Georg, z. B. Georgi-Zminda; bei den Swaneten heißt der heilige Georg Gigola, daher kommt der Name des Dorfes Glola am oberen Rion; häufig tritt der heilige Johannes auf, z. B. in Iwandidi (grus. didi = groß), Iwanzminda, bei den Swaneten Jenasch. Von den Heiligen sei noch Jakobus erwähnt, woher der Name Kobi. Nach Timotheus ist genannt Timothisubani, nach Makarius Mikar-Zminda, nach

dem heiligen Elias das swanetische Eli; das schiogmische Kloster verdankt seinen Namen der Höhle (grus. mgwime), in der der heilige Schio gelebt hat.

Auch mit Legenden sind manche geographische Namen verbunden; von vielen seien nur einige erwähnt, z. B. das armenische Etschmiadsin, d. i. „der Eingeborene ist herabgestiegen“, der Gregor dem Erleuchter den Platz angewiesen, wo eine Kirche erbaut werden sollte. Nach-itschewan leiten manche ab vom armenischen nach = erster und itschewan = Standort, Station, es soll also bedeuten die erste Station des Noah, nachdem er vom Ararat herabgestiegen war. Über den Ursprung von Akulissi gibt es im Volke eine zwar poetische, aber vor der Kritik nicht bestehende Legende. Es soll herkommen vom armenischen aige-luis, d. i. Morgen = Licht! Man erzählt, daß Adam und Eva, nachdem sie aus dem Paradies vertrieben waren, lange im Dunkel der Nacht umhergeirrt seien, bis ihnen an dieser Stelle sich das Licht des Morgens zeigte, wobei Adam Aige-luis! ausgerufen haben soll. Eine richtigere Erklärung leitet den Namen ab von aige-liz, d. i. gartenvoll, reich an Gärten. Der tatarische Name Tschai-kotora verdankt sein Entstehen auch einer Legende (von tschai = Fluß, Wasser und gaitaran = zurückwendend). Dort wird ein Kreuz aufbewahrt, das die Kraft besitzen soll, die über die Ufer tretenden Gewässer des Kirch-bulach (Vierzigquellenflusses) wieder in sein Bett zu lenken. Daß auch in Grusien der Aberglaube des Volkes sich allerlei Waldteufel ausgedacht, beweisen die zahlreichen Zusammensetzungen mit ali = Waldteufel, z. B. Alis-góri = Waldteufelberg, Alis-mereti = Waldteufelebene, Alis-ubani = Waldteufelquartal.

Als sehr wertvoll können wir die Benennungen bezeichnen, in denen sich die Erinnerung an alte heid-

nische Kulte erhalten hat. Schon früher habe ich des Ormuskultes Erwähnung getan. Das Licht haben fast alle Völker der Erde in verschiedenen Formen angebetet; nicht bloß die Lichter am Himmel, sondern auch das irdische Licht in Gestalt des Feuers haben die Völker des Kaukasus göttlich verehrt. Darauf deutet das ossetische Zezli-dsuar, d. i. das Heiligtum des Feuers, dessen Name dem Grusinschen entlehnt ist. Die Namen Ananur und Ani stehen wahrscheinlich im Zusammenhang mit der heidnischen Göttin Anäit, d. i. Diana, deren Kult, wie wir aus der Apostelgeschichte, Kap. 19 wissen, in Kleinasien, namentlich in Ephesus, sehr verbreitet war. Auch wäre zu erwähnen das Kloster Sedaseni in den Umgebungen von Tiflis, an dessen Stelle, auf hohem Berge, das Götzenbild des Gottes Zaden gestanden, und das Dorf Tariani, genannt nach dem heidnischen Gott Tara.

Noch muß ich einige charakteristische und wichtige Namen von kaukasischen Bergen und Flüssen anführen. Versuchen wir zuerst eine Erklärung des Wortes „Kaukasus“ selbst zu finden. Diese Aufgabe ist nicht leicht und, man kann sagen, endgültig noch nicht gelöst, obgleich der Name alt ist und schon fast 500 Jahre v. Chr. Geburt bei Äschylus vorkommt. Der bekannte Reisende Klaproth erklärt den Namen aus Koh = ossetisch choch = Berg und Kâfsp = kaspisch, also würde Kaukasus bedeuten: kaspisches Gebirge. Alexander von Humboldt geht bei seiner Erklärung des Namens aus von der bei Plinius (Hist. nat. 6.50) vorkommenden Form Graukasus (bei Herodot Crucasis) und leitet das Wort ab vom sanskritischen kâs = glänzen und grâvan = Fels, so daß wir „glänzende Felsen“ (von Schnee und Eis) erhielten. Ohne jemand meine eigene Meinung aufdrängen zu wollen, bestehe ich darauf, daß im Namen

Kaukasus jedenfalls das Wort koh steckt, das in verschiedenen Formen auftritt als Choch, Goi, Koi, Kuh, Kusch und Berg, Gebirge bedeutet. Fügen wir noch hinzu, daß die Tscherkessen den Kaukasus Kuh-kus, d. i. weißen Berg nennen, so ist vielleicht damit das Rätsel gelöst.

Von den Namen der kaukasischen Berge seien wenigstens einzelne erklärt. Dabei muß ich auf die merkwürdige Tatsache hinweisen, daß die verschiedenen Völkerstämme, die in den Umgebungen eines und desselben Berges wohnen, ihm verschiedene Namen geben. So hat z. B. der Elbrus etwa zehn Benennungen. Elbrus wird in der Regel abgeleitet vom persischen Al-burs oder türkischen Yal-bus, was „Eismähne“ oder „eisiger Wind“ bedeutet. Bei den Karatschaiern heißt er Mengi-tau, was das gleiche ist wie Montblanc; nach dem Aberglauben der Abchasen wohnen auf dem Berge die Seligen, weshalb er Orfi-Itub oder Orfi-Ifgub genannt wird, die Tscherkessen nennen ihn Aschcha-Machua, d. i. Götterberg. Der Name des dem Elbrus an Höhe zunächst stehenden Dych-tau bedeutet „steiler Berg“; der russische Name des Kasbek ist, wie bekannt, abzuleiten von dem an seinem Fuße gelegenen Dorfe, das der Familie Kasibek gehört; die Grusiner nennen den Berg Mkinwari, d. i. Eisberg (von kinuli = Eis); bei den Osseten heißt er Urs-choch, d. i. weißer (schneeiger) Berg, auch Tseristitsub, d. i. Christusberg, weil nach dem Volksglauben Christus in einer Höhle dieses Berges gelebt hat; Tetnuld bedeutet swanetisch „weißlicher Berg“ (von tetne = weiß und dem Verkleinerungssuffix uld); Basar-düsi heißt im Tatarischen: ebener Platz, den sein Gipfel in Wirklichkeit darstellt; aber die Küriner nennen ihn Kitschen-dagh, d. i. Berg des Schreckens, Schreckhorn, oder Teizar, was wahrscheinlich verdorben ist aus persisch dych = steil und armenisch sar

= Kopf, also „Steilkopf“ bedeutet; der swanetische Name des merkwürdig geformten Uschba, den man Swanetiens Wahrzeichen nennen könnte, entspricht in der Übersetzung dem „Wetterhorn“ der Alpen (von usch = Sturm und ba = Berg) oder „Schreckhorn“ (von usch Schreckgebilde, Ungetüm und ba = Berg). Ararat oder richtiger Airarat hieß im grauen Altertum das Land, über das dieser Bergriese dominiert¹, aber die Armenier nennen ihn Masis, nach dem sagenhaften Patriarchen Amasis, obzwar es wohl richtiger sein möchte, in jenem Wort die Wurzel massa, d. i. das Massige, Majestätische, zu suchen. Den Tataren ist der Ararat bekannt als Akr-dagh, d. i. schwarzer (aus schwarzen Felsen bestehender) Berg, den Persern dagegen als Kog-i-Nu, d. i. Noahberg.

Vielen Bergen gibt die Volksphantasie den Namen nach ihrer Form, wie z. B. das awarische Guni-mëer „Heuschober-Berg“ bedeutet, Klili-mëer „Sattelberg“ (vergleiche grusinisch Onagira); das tat. Agry-dagh kann man übersetzen mit „Krummberg, Krummkette“, Kjarkibasch (tat. von kjarki = Beil und basch = Kopf), weil der Gipfel an ein Beil erinnert; Kjün-dagh verdorben aus Kjür-dagh bedeutet „Krugberg“ (bei Strabo Scoidises), die ossetische Benennung eines Berges in Balkarien Kisgansar (verdorben aus tschisg = Mädchen und sär = Kopf) Mädchenkopf usw. Wertvolle Metalle enthalten in ihren Tiefen die Berge: Kysyl-beran (tat.) = Gold gebender, Gold tragender Berg, Gümusch-chana = Silberberg (tat. eigentlich Silber-Haus); Mischana (tat.) = Kupferberg, Damur-dagh (tat.) = Eisenberg und der ossetische Isdichoch (verdorben aus äsdi) = Bleiberg. Der tatarische Name Dus-dagh weist auf Salzlager hin, das swanetische Kirar und das grusinische

¹ Wurde dann mißverständlich auf den Berg übergetragen.

Kirwan-zweri auf guten Kalk. Von anderen Bergnamen sind interessant Adai-choch = Altvater (vom oss. äda = Großvater und choch = Berg), die Berggruppe Zrazma (verdorben aus zchra = neun und zma = Brüder) = neun Brüder, Maïstis-mta grus. = Maiberg, Wardi-góra = Rosenberg, Likokis-mta = Gensenberg (vom grus. liklika = Gemse), der ossetische Gas-choch = Gänseberg, der swanetische Ledaschtw (von daschtw = Bär) = Bärenberg, Busow-daghi tat. = Kälberberg (wo Kälber weiden), der Këk-aigir (vom tat. Këk = fett und aigir = Hengst) = Fetterhengsteburg usw. In Ossetien existiert auch ein Achser-choch, d. i. Milchberg, dem nach dem Volksglauben eine Milchquelle entströmt. Von ihrer Farbe erhielten den Namen Ag-baschi (tat.) = Weißkopf, Ag- und Kara-kaja tat. = Weiß- und Schwarzfels, Kisil-tasch = Rotstein und Kisil-kaja = Rotfels, Zurnjal swanet. = Rot berg, Bosdagh tat. = Grauberg, Kuku-oba tscherkess. = Blauberg, Schawi-klde grusinisch = Schwarzfels u. a. Von vielen anderen sei noch genannt Murow-dagh, wahrscheinlich verdorben aus dem tatarischen Merab-dagh, d. i. Berg, der das Wasser gleichmäßig verteilt nach Art eines Merab, dessen Ehrenamt es ist, das Wasser zum Behuf der Bewässerung gerecht zu verteilen.

Zum Schluß gebe ich noch die Erklärung einiger Flußnamen. Hier spielt natürlich in erster Linie die Farbe des Wassers eine große Rolle. So lesen wir oft auf der Karte das tatarische und türkische Ach (Ak)-su = Weißwasser, dem entspricht das grusinische Tetris-zkhali, das ossetische Urus-don und das tscherkessische Psekusch. Kara-su und Kara-tschai (tat.) bedeutet nicht bloß „Schwarzwasser“, sondern auch Wasser, welches nicht gesund ist, Gök-tschai tat. ist blaues Wasser, wie das grusinisch-imeretische Ladshanuri (von ladhschwardi = lasurblau) und das swanetische

Zana (von za = Himmel); Kisil-ausse heißt tscherkessisch = roter (oder goldtragender) Fluß, während Kisil-bulach „goldene Quelle“ bedeutet im Sinne von „vorzüglich“. Dasselbe drückt das Volk aus mit dem grusinischen Mepiszcharo, d. i. Königsquelle, und dem tatarischen Bei-bulach = Herrenquelle, sowie Sardar-bulach = Generalsquelle. Der Fluß Alget = Rotfluß hat seinen Namen vom tat. al = rot und armenisch get = Fluß, weil in seinem Bette an seichten Stellen blutrote Wasserflechten den Grund bedecken. Es gibt im Kaukasus auch einen Gjülgin-tschai, d. i. rosiges Wasser und Giulan-tschai, d. i. lächelndes, lustiges Wasser. Häufig sind Namen, die auf die starke Strömung, auf die Wildheit, auf den Geschmack, auf die Temperatur der Gewässer hinweisen. Nennen wir hier den Gerger-tschai (verdorben aus dem tatar. gurgur = gurgelndes, wirbelndes Wasser), Dali-tschai (tat.) = verrücktes Wasser; das gleiche bezeichnet das ossetische Ardon (von ärra = wütend und don = Wasser). Nardon dagegen bedeutet: donnerndes Wasser, Kwirila die Heulende, Schreiende (von grus. kwirili = heulen), Madschari und Madscharis-zkhali sind stürmisch, wie der Weinmost (grus. madschari), der tatarische Koitul-tschai (verdorben aus guitun = Wasserwirbel) hat viele Wirbel, der Ketam-tschai (verdorben aus tat. tschetan) ist der „reißende, schnelle Fluß“. Vom Geschmack des Wassers erhielten den Namen der armenische Kazach-get = Essigfluß, der grus. Sakhar-zkhali = Zuckerfluß, der imeretische Karzachi (von kazachi) = Bitterfluß usw. Die Temperatur des Wassers zeigen an das grusinische Ziwi = kaltes Wasser, Ter-ter (pers.) = sehr frisches Wasser, die tatar. Eli-su und Isti-su = warmes und heißes Wasser.

Die letzten Worte weihe ich der Kura, dem Flusse von Tiflis. Auch im nördlichen Kaukasus existiert ein Fluß

gleichen Namens. Dort aber hat er eine ganz andere Bedeutung vom tatarischen kuru = trocken, weil der Fluß oftmals austrocknet und sich im Sande verliert. Der Name unserer Kura ist wohl von hoher Abstammung. Die alten Bezeichnungen *Κύρος* und *Κῶρος*, lat. Cyrus, weisen auf den persischen König Cyrus hin. Doch scheint hier ein Mißverständnis vorzuliegen, und ich vermute, daß Kura nichts anderes ist als eine verdorbene Form des schwer auszusprechenden grusinischen Wortes mtkwari (altgrus. mtkuar), was einige erklären aus dem Präfix m und tkwari, d. i. süßes, angenehmes Wasser, das die Kura wirklich besitzt. Nicht umsonst sagen die Eingebornen zum Fremden: „Wirst Kurawasser trinken, wirst unser sein!“

VIII.

Die Tierwelt des Kaukasus.

Nach einer russischen Vorlesung K. A. Satunins.

I.

Die außerordentliche Mannigfaltigkeit der klimatischen Bedingungen in den verschiedenen Teilen des Kaukasus und seine Lage zwischen dem europäischen und asiatischen Kontinent, zwischen den Ebenen Südrußlands und den Einöden und Wüsten von Vorderasien einerseits und den Gebirgen von Kleinasien und dem Gebiete des Schwarzen Meeres andererseits, schaffen so günstige Bedingungen für das Studium der Zoogeographie, wie wir sie sonst nirgends finden, weder im westlichen Europa, noch im ganzen großen russischen Reiche. Es ist bekannt, daß sowohl in vorhistorischer, als in historischer Zeit der Kaukasus nicht nur gedient hat als Weg für die Wanderung der Völker, sondern auch als Zufluchtsort für diese, die, wenn sie bedrängt waren, in die unzulänglichsten Winkel des kaukasischen Gebirges eindringen, um ihre Unabhängigkeit zu wahren.

Aber noch lange vor dem Erscheinen des Menschen in diesen Gegenden hat die kaukasische Landenge als die Straße gedient, auf der ein Austausch von Tierformen zwischen Europa und Asien stattfand. Eine besonders lebhaftere Wanderung der Tiere, bald nach Norden, bald nach

Süden, wurde ohne Zweifel hervorgerufen zu Ende der Tertiärzeit durch den Wechsel zwischen Eisperioden und wärmerem Klima. Durch die Kälte verjagt, zogen die Tiere nach Süden, um dann mit dem Zurücktreten der Gletscher wieder nach Norden zu wandern.

Die außerordentliche Mannigfaltigkeit des Klimas im Kaukasus, wo wir Steppen und Wüsten, subtropische Wälder und mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel finden, machten es möglich, daß sich hier Tiere verschiedener, aufeinander folgender geologischer Epochen einbürgern konnten. Die Tiere der kalten Periode fanden entsprechende Lebensbedingungen in den Bergen, die Tiere warmer Gegenden in den Niederungen. Da es nun die Aufgabe der Zoogeographie ist, die jetzige Verbreitung der Tiere zu erkennen und zu erklären, so ist es verständlich, daß die Erforschung der so mannigfaltigen Fauna des Kaukasus ein ungewöhnlich hohes Interesse bietet.

Der ganze Kaukasus liegt im paläoarktischen Gebiet, das Nordafrika (bis zur Sahara), ganz Europa und einen großen Teil Asiens bis etwa zum Breitengrad des Himalaja umfaßt. Dieses Gebiet zerfällt in einige große Provinzen, und verschiedene Gelehrte rechnen den Kaukasus bald zu der einen, bald zu der anderen von ihnen. Aber alle Beweise für die eine oder die andere Ansicht leiden an Ungenauigkeit. Infolge des großen Reichtums von endemischen Formen müssen wir den Kaukasus als eine selbständige zoogeographische Einheit betrachten.

Unsere Aufgabe wird es jetzt sein, die zoologischen Provinzen aufzuzeigen, in die der Kaukasus geteilt werden kann. Ihre Begrenzung hängt vor allem ab von dem Relief der Landschaft, das ihr in erster Linie einen bestimmten Charakter verleiht. Es ist aber ein Irrtum, zu glauben,

daß die Verbreitung der Tiere ganz und gar von diesem Relief abhängt; eine hervorragende Rolle spielt es jedenfalls. Eine Fahrt auf der grusinischen Heerstraße versetzt den Reisenden in weniger als 24 Stunden in eine ganz andere Welt mit völlig anderer Flora und Fauna. Ebenso trägt uns die Eisenbahn in wenigen Stunden aus den von der Sonne ausgebrannten Steppen des östlichen Transkaukasiens in die prächtigen subtropischen Wälder von Kolchis. Solcher Beispiele gibt es viele. Auf dieser Bedeutung der Gebirgsketten fußend, hat der Vortragende vor einigen Jahren einen Entwurf der zoologischen Grenzen im Kaukasus gezeichnet und dann mit großer Genugtuung gesehen, daß auf der von dem besten Kenner der kaukasischen Flora, Geheimrat J. C. Medwedjew, vor kurzem herausgegebenen phytogeographischen Karte die Grenzen der botanischen Provinzen sich vielfach mit den zoologischen decken. Dieser Zufall spricht deutlich dafür, daß die von beiden gemachte Einteilung der Natur entspricht.

Das kaukasische Gebirge, das in einer Länge von etwa 1400 km sich von der Halbinsel Taman bis zur Halbinsel Apscheron erstreckt, bildet eine scharfe Grenze zwischen den südrussischen Steppen und Transkaukasien. Der Vorkaukasus, d. i. das dem Gebirge im Norden vorgelagerte Gebiet, wird durch das Plateau von Stawropol in einen östlichen und einen westlichen Abschnitt geteilt.

Die Ebene des westlichen Vorkaukasus stellt eine schwarzerdige Steppe dar, von üppigem Graswuchs bedeckt. Die Tierwelt ist hier verhältnismäßig arm. Von den Tieren höherer Ordnung gehört keines ausschließlich diesem Gebiete an. Von Nagern treffen wir die Zieselmaus (*Citellus musicus* Men.), den großen Erdhasen (*Alactaga saliens* Gm.), den gewöhnlichen Hamster (*Cricetus vulgaris* Less.), den

schwärzlichen Hamster (*Mesocricetus nigriculus* Nehr.), eine Maulwurfsart (*Spalax micropthalmus* Güld.) und den Hasen (*Lepus europaeus* Pall.). Diese Tiere werden verfolgt vom Fuchs (*Vulpes melanotus* Pall.), dem Steppeniltis (*Putorius Eversmanni* Len.) und dem Marder (*Putorius sarmaticus* Pall.). Der letztere kommt hier besonders häufig vor, weshalb man ihn zu den charakteristischen Tieren der Steppe zählen kann.

Von Vögeln sind für die schwarzerdige Steppe besonders typisch die Steppenlerche (*Melancorypha calandra* L.) und die Trappe (*Otis tetrax* L.); von den Kriechtieren die Steppenotter (*Vipera Renardi* Christ.) und die grüne Eidechse (*Lacerta agilis* Laur.). Es werden hier überhaupt nur die typischen Tiere genannt, die dieser Gegend eine besondere Physiognomie aufprägen.

Der Landstreifen, der sich über das Stawropoler Plateau zum nördlichen Fuß des kaukasischen Gebirges hinzieht, ist in seiner Pflanzenwelt sehr charakteristisch. In zoologischer Hinsicht stellt die Steppe hier ein Übergangsbereich zwischen der Schwarzerdsteppe und der kaspischen Salzwüste dar.

Die wüstenartige Salzsteppe des östlichen Vorkaukasus besitzt eine ungemein reiche und originelle Fauna. Diese Steppe stellt sich uns in zweierlei Gestalt dar: als ebene flache Steppe, spärlich mit Artemisien bedeckt, und als Dünensteppe mit stellenweise reichem und originellem Wachstum. Die letztere hat auch eine reichere Fauna als die flache Steppe, da sie für das Leben der Tiere mehr Bequemlichkeit bietet.

Hier begegnen wir auch mehr originellen Formen, die für das Leben in der Wüste geeignet sind. Als charakteristisch erscheinen hier kleine Tiere, namentlich Nager,

deren Leben viel mehr durch die sie umgebende Natur bedingt ist als das Leben der größeren Tiere. Daher sollen jene zuerst genannt werden. In der flachen Steppe sind häufig die Zieselmaus, die Blindmaus (*Ellobius talpinus* Pall.), die kleine Feldmaus (*Microtus parvus* Sat.) und eine Hasenart (*Lepus caspius* Ehrenb.). Von den Insektenfressern lebt hier nur der langohrige Igel (*Hemiechinus auritus* Pall.), da für Maulwürfe, Spitzmäuse und dergleichen das Klima zu trocken ist.

Alle diese Tiere kommen gewöhnlich in ungeheuren Mengen vor, sind zum Leben in Erdhöhlen geschaffen und können darum in dieser offenen Steppe leben. Neben ihnen hausen ihre Feinde: der Steppeniltis, der schwarze Fuchs (*Vulpes melanotus* Pall.) und der Steppenfuchs (*Vulpes corsak* L.), ebenso zahlreiche Adler und Bussarde. Von Vögeln sind außer dem genannten Raubzeug charakteristisch für die Steppe zahlreiche Lerchen, besonders die kleine Lerehe (*Calandrella brachydactyla* Licht) und das große Steppen- und Wüstenweißkehlchen (*Saxicola isabellina* Rüpp.).

In der welligen Sandsteppe treffen wir, obgleich sie mit der ebenen Steppe abwechselt, eine ganz andere Fauna. Zwar leben da dieselben Raubtiere wie in der ebenen Steppe, auch der langohrige Igel, aber die Nager sind ganz andere; unter ihnen sind vor allem zu nennen zwei dreizehige Erdhasen, die sonst nirgends im Kaukasus vorkommen. Einer von ihnen ist in dieser Gegend endemisch und erst vor kurzem von Satunin in den Sandsteppen an der Kuma entdeckt worden. Er erhielt nach den dort wohnenden Nogaiern den Namen *Dipus nogaj* Sat.; der andere ist *Sciurites halticus* Illiq. Er war früher aus den mittelasiatischen Sandsteppen bekannt. Diese beiden Tiere sind

für das Leben im Sande vorzüglich angepaßt; bei dem ersteren sind die Fußsohlen mit einer wahren Bürste aus langen elastischen Haaren bedeckt, die ihm helfen, sich auf dem Triebssande zu bewegen. Sodann hausen hier zwei Arten von kleinen Nagern (Rennmäusen), *Gerbillus meridianus* Pall. und *Gerb. ciscaucasicus* Sat., von denen die zweite auf diesem Gebiete endemisch ist. Die Vogelwelt weist nichts Charakteristisches auf, und die Sandwüste ist überhaupt arm an Vögeln. Unter den Eidechsen finden wir solche, die speziell für das Leben im Sande sich eignen: es sind die langohrigen, rundköpfigen Eidechsen (*Phrynocephalus auritus* Pall.) mit weit voneinander abstehenden Zehen, die ihnen erlauben, auf dem Triebssande zu laufen, und sich im Falle der Gefahr jeden Augenblick im Sande zu vergraben.

Auch zahlreiche charakteristische Insekten gibt es hier; doch würde ihre Aufzählung zu viel Raum einnehmen. Der allgemeine Charakter der hier lebenden Tiere ist der, daß sie alle Werkzeuge zum Graben besitzen und in Erdhöhlen wohnen, sodaß, wer am Tage die Sandwüste betritt, zuerst keine Spur von Leben bemerkt, besonders zur Zeit der Mittagshitze, wo die Luft in der Steppe glüht wie aus einem Ofen. Aber sieht man näher zu, so bemerkt man im Sande eigentümliche Muster, wie eingezeichnet; das sind die deutlichen Spuren der dortigen Einwohner. Diesen Spuren folgend gelangt man leicht zu deren Wohnstätten und kann, wenn man etwas nachgräbt, aus den baufälligen, nicht tiefen Wohnungen die dort hausenden Tiere hervorziehen. Auch die hier nistenden Vögel bauen ihre Nester oft in kleinen Erdhöhlen, so z. B. der Bienenfresser (*Merops apiaster* L.) und die schwarzblaue Dohle (*Coracias garrula*

L.); beide ziehen aber schon ältere, fester gelagerte Sandhügel vor.

Noch ein Bewohner der an der Kuma liegenden Sandsteppen ist zu erwähnen. Es ist das die originelle Antilope (*Saiga tatarica* L.), die vor verhältnismäßig nicht langer Zeit überall im Süden des europäischen Rußlands gelebt hat, nun aber infolge der grausamen Verfolgung durch den Menschen dort überall verschwunden ist. Mit der Sandsteppe ist sie natürlich nicht so eng verbunden wie die vorher genannten Tiere, sie hat sich aber hier nur deshalb erhalten, weil die Wasserlosigkeit dieser Steppen sie vor ihren Verfolgern schützt.

Fast alle nördlichen Abhänge des kaukasischen Gebirges sind mit Wäldern bedeckt, aber in ihrer Jungfräulichkeit haben sie sich nur noch im nordwestlichen Kaukasus erhalten, wo die Abhänge der Berge und Schluchten noch vielfach mit undurchdringlichem Urwald bewachsen sind. Im östlichen Teile gibt es schon weniger Wälder, und im Gebiete von Daghestan fehlen sie fast ganz. Daher kommen bei der Charakteristik der Fauna des Waldgürtels im kaukasischen Gebirge hauptsächlich die Wälder des nordwestlichen Kaukasus in Betracht, um so mehr, da wir von den Waldtieren des östlichen Teiles nur sehr wenig wissen.

Die Wälder des nordwestlichen Kaukasus zeichnen sich vor allem aus durch ihren Reichtum an großen wilden Tieren, dank der Unzugänglichkeit der wilden Berge und Schluchten dieser Gegend. Den ersten Platz unter ihnen nimmt unstreitig ein der Wisent (*Bison bonasus caucasicus* Grevi), einer der letzten Vertreter der großen Tiere, die Europa nach der Tertiärzeit bewohnt haben. In der Gegenwart hat sich dieses Tier nur noch im Bjelowjeschen Walde

und im Kaukasus im Quellgebiete der großen und kleinen Laba und ihrer Zuflüsse erhalten. Der kaukasische Wisent hat sich infolge seiner Akkommodierung an das Leben im Gebirge so verändert, daß er eine besondere Variation darstellt. Ein anderer staatlicher Vertreter der Säugetiere dieses Striches ist der kaukasische Edelhirsch (*Cervus elaphus maral* Ogilby), der noch in großer Anzahl vorkommt. Sodann finden wir die große asiatische Form des Rehes (*Capreolus pygargus* Pall.); von den Raubtieren die nördliche Variation des Panthers (*Leopardus tullianus* Valenc.), die kaukasische Wildkatze (*Felis catus caucasicus* Sat.), den Wolf, den Fuchs, den Bären, den Dachs, den Waldmarder (*Mustella martes* Briss.), die Fischotter, die Sumpftotter (*Putorius lutreola* L.) und das Wiesel.

Von Nagern sind zu nennen: die Dinniksche Feldmaus (*Microtus Dinniki* Sat.), die Zwerg- und die Waldmaus (*Mus minutus* Pall. und *Mus sylvaticus* L.), auch die einfarbige Maus (*Sicista concolor* Büchm.) und der Hase. Dazu gesellen sich noch zehn Arten Fledermäuse, der Igel, der Maulwurf, einige Erdwühler und das Wildschwein. Damit ist die Fauna der Säugetiere in diesen Gegenden erschöpft. An Vögeln ist das Waldgebiet des nordwestlichen Kaukasus nicht reich, denn die Vögel vermeiden überhaupt große zusammenhängende Wälder. Hier hausen vor allem verschiedene Spechte, Baummeisen, Kohlmeisen und andere Waldvögel.

Ungeachtet ihres großen Reichtums bietet die Fauna der genannten Zone sehr wenig Originelles und hat außer einer Feldmaus keine endemischen Formen. Ganz anders sieht es aus in der alpinen Zone des kaukasischen Gebirges. Geheimrat J. C. Medwedjew hat bemerkt, daß die alpinen Gebiete verschiedener Teile des Kaukasus in ihren

Formen sich wesentlich voneinander unterscheiden, während die anderen phyteographischen Gebiete unmerklich ineinander übergehen. Das ist nicht schwer zu erklären. Die alpinen Gebiete sind in der Gegenwart voneinander getrennt durch ausgedehnte niedriger gelegene Landschaften, über die alpine Pflanzen nicht wandern können, während zwischen den anderen Gebieten solche scharfe Grenzen nicht bestehen. Ohne Zweifel läßt sich ein solcher Unterschied auch in der Fauna der alpinen Gebiete des Kaukasus nachweisen, aber leider stehen uns bis jetzt nur wenige Daten aus dem großen Kaukasus zu Gebote. Die alpine Fauna weist eine solche Originalität und Selbständigkeit auf, daß nicht der geringste Zweifel darüber aufkommen kann, daß sie in früheren Zeiten von den alpinen Faunen Europas und Asiens getrennt war. Ungeachtet der verhältnismäßig geringen Ausdehnung hat das alpine Gebiet des großen Kaukasus nicht nur einige endemische Formen großer Tiere, sondern auch eine sehr originelle endemische Art von Nagern. Das ist die Prometheusmaus (*Prometheomys Schaposchnikowi* Sat.), die bis jetzt nur an dem Kreuzpaß (über den großen Kaukasus) von Satunin entdeckt und nach ihm genannt worden ist. Dieser dicke, schwerfällige Nager hat den Wuchs einer mittelgroßen Ratte. Nach dem Bau des Schädels ist er ganz und gar verschieden von allen Nagern Europas und Asiens und steht der amerikanischen Moschusratte am nächsten. Sie ist mit langem, dichtem Fell bedeckt, sogar die Sohlen tragen dichten Pelz wie beim Hasen, weshalb man annehmen kann, daß sie vor Kälte hinlänglich geschützt ist. Die kleinen Augen und die langen Krallen an den Vorderfüßen weisen darauf hin, daß sie in der Erde lebt. Und in Wirklichkeit gräbt sie auf den Alpenwiesen so tiefe Löcher, daß man sie nur schwer

fangen kann. Es existieren in den Sammlungen bis jetzt nur zwei Exemplare dieses merkwürdigen Tierchens.

Weit bekannter sind andere endemische Tiere des kaukasischen Gebirges, nämlich die Ture, da sie hauptsächlich gejagt werden. Aber trotz ihrer Größe wurden diese Tiere erst in letzter Zeit ins System gebracht. Es kam dies daher, daß sie sich in den am schwersten zugänglichen Gegenden des Gebirges aufhalten. Obwohl sie von den Hirten der Berge erbarmungslos niedergemetzelt werden, geraten sie selten in die Hände der Naturforscher. Bis jetzt hat kein Museum, selbst das kaukasische nicht, eine volle Sammlung aller Ture aufzuweisen, deren man jetzt vier Arten unterscheidet. Die Gebiete, wo sie hausen, sind von sehr verschiedener Größe. Der originellste von ihnen, dessen Hörner so gebogen sind, daß sie gleichsam einen Übergang vom Bock zum Widder bezeichnen, ist der Tur des östlichen Kaukasus, *Capra cylindricornis* Blyth; er ist im ganzen östlichen Kaukasus bis zum Elbrus und nach Ossetien im Westen verbreitet. Die anderen drei Arten, *Capra caucasica* Güld., *Capra Swertzowi* Merzb. und *Capra Dinniki* Sat., nehmen kleine Gebiete des westlichen Kaukasus ein. Von anderen hochalpinen Tieren sind noch zu nennen die Gemse (*Rupicapra tragus* L.) und die alpine Maus (*Microtus petrophilus* Wag.), sowie der daghestanische schwarze Hamster (*Mesocricetus Raddei* Nehr.). Die beiden ersten sind Abarten der in den Alpen vorkommenden Tiere, der letzte eine endemische Form für das Daghestan.

Von Vögeln treffen wir im hochalpinen Gebiete des ganzen Kaukasus drei endemische Formen: den Bergtrut-hahn (*Tetraogallus caucasicus* Pall.), den kaukasischen Auerhahn (*Lyrurus Mlokosiewiczzi* Tacz.) und den kaukasischen Bergkernbeißer (*Carpodacus rubicillus* Pall.).

Die Botaniker machen zwar keinen Unterschied zwischen den östlichen und den westlichen Teilen des Gebirges, aber die Fauna ist etwas verschieden. Dabei muß aber bemerkt werden, daß überhaupt die alpine Fauna noch wenig erforscht ist.

II.

Die Einteilung von Transkaukasien in zoogeographische Provinzen hängt innig zusammen mit dem Relief seiner Oberfläche, weshalb zuerst einiges über dieses gesagt werden muß. Das Zentrum von Transkaukasien bildet das sehr verwickelte System des sogenannten „Kleinen Kaukasus“. Zwei Meridianketten: die Suramkette, die den Großen Kaukasus mit dem Kleinen verbindet, und die meschische Kette, die wieder als Brücke dient zwischen dem Kleinen Kaukasus und dem Agridagh, bilden die Wasserscheide zwischen den Flüssen des Schwarzen und des Kaspischen Meeres. Der westliche Teil Transkaukasiens ist nach Süden begrenzt durch den Agridagh, der im Westen in den Ararat ausläuft, der östliche Teil dagegen hat nach Süden hin keine natürliche Grenze. Isoliert steht das Talyschgebirge, das im äußersten Südostwinkel Transkaukasiens den schmalen Küstenstrich abgrenzt, der unter dem Namen Talysch bekannt ist.

Die Provinz West-Transkaukasien nimmt die südlichen Abhänge des kaukasischen Hauptkammes ein, angefangen von den Ausläufern, die das Becken des Flusses Tuapse nach Norden abschließen, und ist im Osten begrenzt durch das Suram- und das meschische Gebirge, im Süden durch dessen Ausläufer und das pontische Gebirge. Diese Provinz zeichnet sich aus durch warmes Klima und reichliche Niederschläge, infolgedessen sie mit dichten subtropischen Wäldern bedeckt ist. Hier fällt das üppige Wachstum in

die Augen, und an vielen Stellen wird es dem Menschen nicht leicht, das Eindringen desselben in die angebauten Gebiete aufzuhalten. Aber das üppige Pflanzenleben unterdrückt das Tierleben völlig; dieses ist hier außerordentlich arm, in so hohem Grade wie sonst nirgends im Kaukasus.

Nur in den Gebirgswäldern des nördlichen Teiles dieses Gebietes finden wir noch viele größere wilde Tiere, hauptsächlich den Bären und das Wildschwein. Sie lieben, die verlassenem Gärten zu besuchen, die seit der Auswanderung der Abchasen in die Türkei nicht mehr gepflegt werden. Hier gibt es auch Hirsche und Rehe, Wildkatzen, Luchse, Panther, Wölfe und Füchse. Dagegen sind die Wälder der Niederung erstaunlich arm an Tieren. Im dichten, finsternen Walde umfängt den Wanderer ermüdende Stille, nicht unterbrochen vom Gesang der Vögel oder dem Zirpen der Insekten. Man kann stundenlang wandern, ohne einen Vogel zu hören. Ebenso spärlich ist die Fauna der Säugetiere, sie hat aber endemische Formen. Satunin entdeckte hier zwei neue Igel (*Erinaceus ponticus* Sat. und *Erinaceus ponticus abasgicus* Sat.); ferner kommen hier eine oder zwei Arten der weißzahnigen Hausspitzmaus (*Crocidura*) vor; der blinde kaukasische Maulwurf (*Talpa caeca caucasica* Sat.), der Siebenschläfer (*Myochus glis caspius* Sat.), die Waldmaus (*Mus sylvaticus arianus* Blauf.), der Hase und eine Masse Schakale (*Canis aureus* L.). Von Vögeln finden wir hier nur den Leinfinken und die gemeine Kohlmeise. Aber die ersteren führen ein so zurückgezogenes Leben, daß man sie nur schwer zu sehen bekommt, und die letzteren ziehen in kleinen Scharen von einem Orte des Waldes zum anderen. Etwas belebter sind die Gebirgswälder, aber auch da gibt es nicht viele Vögel. Man sollte denken, daß wenigstens die kriechenden Tiere hier zahlreich vertreten seien, aber

auch ihrer gibt es nur wenige Arten. Unter ihnen ist bemerkenswert nur die sehr große kaukasische Kröte (*Bufo colchica*).

Das Waldgebiet des östlichen Transkaukasiens umkreist an den südlichen Abhängen den südöstlichen Teil des kaukasischen Gebirgskammes, schließt das Hochplateau zwischen Tiflis und der Suramkette und den nördlichen, sowie östlichen Teil des Kleinen Kaukasus in sich. Das für diese Provinz am meisten charakteristische Tier ist das kaukasische Eichhörnchen (*Sciurus anomalus* Güld.), das sonst nirgends mehr vorkommt. Der Maulwurf findet sich noch im nördlichen Teile dieser Provinz, im südlichen fehlt er schon. Von anderen Tierchen leben hier die Zwergspitzmaus (*Sorex minutus* Pall.), die gewöhnliche Spitzmaus (*Sorex araneus* L.), die weißzahnige Hausspitzmaus (*Crocidura* Güldenst. Pall.), etwa zehn Arten von Fledermäusen und einige Arten von kleinen Nagern. Von den großen Säugetieren nennen wir: den Hirsch, das Reh, die Besoarziege, den Dachs, den Schakal, den Fuchs, den Steinmarder, das Wiesel und den Hasen. Die Vogelfauna ist sehr reich, und im Frühjahr erschallen in den Wäldern die lauten Konzerte der geflügelten Sänger.

Die Provinz Süd-Transkaukasien umfaßt bei den Botanikern das Hochplateau des Gebietes von Kars und den westlichen, sowie den südlichen Teil des Kleinen Kaukasus. In zoologischer Hinsicht sind nicht alle Teile dieser Provinz gleichmäßig erforscht. Das Hochplateau von Kars hat ein sehr rauhes Klima und eine reiche Fauna von Säugetieren. Erwähnt seien hier nur die endemischen Arten, wie z. B. der kurdistanische Wolf (*Vulpes kurdistanica* Sat.), der kurdistanische Hamster (*Mesocricetus Koenigi* Sat.), der Bergerdhase (*Alactaga Williampi* Thom.), die transkaukasische

Blindmaus (*Spalax Nehringi* Sat.), die armenische Wasser-
ratte (*Microtus terrestris armenicus* Thom.) usw. Von
größeren Tieren ist zu nennen das Bergschaf (*Ovis orien-
talis* Gmel.).

Wahrscheinlich sind viele von diesen Arten auch ver-
breitet in dem noch unerforschten, nordöstlichen Teile von
Kleinasien, ebenso wie die hier gefundene kleinasiatische
Zieselmaus (*Citellus xanthopyrminus* Benn.). Von Vögeln sind
für die Hochsteppe dieses Gebietes charakteristisch das
Sandhuhn (*Pterocles*) und die Trappenart (*Otis Maqueni*).
Die Insektenfauna hat ausgesprochen nördlichen Charakter.

Die kleine Provinz, die das Gebiet des mittleren
Tschoroch umfaßt, ist in zoologischer Hinsicht noch wenig
erforscht und charakterisiert sich durch mehr negative Züge.
Zweifellos stellt die dortige Hausspitzmaus (*Crocidura*) eine
besondere Art dar. Auch dieses Gebiet hat charakteristische
Vertreter der Insektenwelt und eine endemische Art des
Skorpions (*Scorpio Calchas*), der bis jetzt nur bei Ardanutsch
und bei Olti gefunden wurde.

Das alpine Gebiet der Talyscherberge gleicht in seiner
Fauna fast ganz dem gebirgigen Karsgebiet; nur fehlen
die größeren Tiere, wie die Besoarziege und das Bergschaf.
Anstatt der Blindmaus treffen wir hier *Ellobius lutescens*
Thom. und anstatt des kurdistanischen schwärzlichen
Hamsters den transkaukasischen *Mesocricetus Brandti* Nehr.
Viele andere Arten, unter ihnen die persische Rennmaus
(*Gerbillus persicus* Blauf.) und der Bergerdhase, sind die
gleichen wie dort.

Die Provinz Talysch. Die östlichen Abhänge von Talysch
und der anliegende schmale Küstenstrich sind mit herr-
lichem Wald bedeckt. Was Reichtum und Mannigfaltigkeit
der Arten anbelangt, so steht hier der Wald dem des west-

lichen Transkaukasiens in keiner Weise nach, unterscheidet sich aber sehr von ihm dadurch, daß hier alles voll Leben ist, während dort die Wälder tot sind. Überhaupt kann man sagen, daß wir nirgends im Kaukasus eine so reiche Natur haben wie in Talysch. Die Fauna trägt hier einen ausgesprochen südlichen Charakter, und unter den hier lebenden Tieren kann man ein ganzes Dutzend solcher aufzählen, die fast ganz den in Indien vorkommenden gleich sind. Zu diesen gehört die Zwergspitzmaus (*Pachyura etrusca* Savi), der Tiger (*Tigris septentrionalis* Sat.), der Panther, die Schilfkatzze (*Catolynx chaus* Güld.), der Schakal, das Stachelschwein (*Hystrix hirsut.* Brandt) und andere. Der Tiger und das Stachelschwein kommen sonst nirgends im Kaukasus vor. Diese Elemente geben der Fauna von Talysch subtropischen Charakter. Sogar der Hausstier von Talysch gehört zu der indischen Art (*Bos indicus*). Auch unter den Vögeln treffen wir subtropische Formen, z. B. den großen blauen Eisvogel (*Halcyon smyrnensis*). Das gleiche gilt von den Insekten, deren Fauna hier ungemein reich ist.

Die letzte zoologische Provinz bilden die Steppen des östlichen Transkaukasiens, die teilweise von der Kura und dem Araxes bewässert sind. Diese Steppen tragen größtenteils den Charakter der aralkaspischen Salzwüsten, ebenso wie die Steppen des nordöstlichen Vorkaukasiens. Die Botaniker vereinigen beide in ein phytogeographisches Gebiet, aber in zoologischer Hinsicht sind sie so verschieden, daß sie sich nicht vereinigen lassen, obgleich ihre Fauna unzweifelhaft einen und denselben Ursprung hat. Diese Steppen waren vor noch nicht langer Zeit vom Meere bedeckt, und ihre Fauna ist die jüngste von allen transkaukasischen.

Zu dieser Provinz ist auch der kleinere Teil des Gouvernements Eriwan in der Umgebung des Ararat und nördlich von ihm zu rechnen. Dieser Teil ist mit den Steppen des östlichen Transkaukasiens durch einen schmalen Streifen am Araxesflusse verbunden.

Zu diesem Schluß war Satunin schon 1900 gekommen, als er die sandigen Ebenen am Fuße des Ararat untersuchte und sie bedeckt fand mit eigentümlichem Buschwerk — *Caligonum polygonoides* Pall. —, das sonst nirgends im Kaukasus vorkommt.

Überhaupt haben die Fauna und die Flora dieser Gegend eine merkwürdige Ähnlichkeit mit denen des transkaspischen Gebietes. Allein dieser kleine Westabschnitt der östlichen transkaukasischen Provinz hat sich von dem östlichen wahrscheinlich schon vor langer Zeit abgetrennt, denn er hat schon ganz einen eigentümlichen Charakter angenommen.

Die Fauna des größeren östlichen Teiles wird durch folgende Tiere charakterisiert. Von den Nagern kommen hier vor: die kaukasische und die indische Rennmaus (*Gerbillus caucasica* M. Bogd. und *Gerbillus Harrianae* Jerd.), der transkaukasische Erdhase (*Alactaga elater caucasica* Nehr.), der graue Hamster (*Cricetus phaeus* Pall.) und der transkaukasische graue Hase (*Lepus cyrensis* Sat.). Eine besondere, wenig erfreuliche Bedeutung hat die in großen Gesellschaften lebende Feldmaus (*Mircotus socialis* Pall.), die periodisch sich in unglaublichen Mengen vermehrt und stellenweise die Saaten der Bauern gänzlich vernichtet.

Von den Klauentieren ist dieser Provinz ausschließlich eigen der „Dscheiran“ (*Gazella subgutturosa* Güld.), der einzige Repräsentant der Antilopen in Transkaukasien.

Das Wildschwein lebt überall in großen Massen im Schilfe der zahlreichen Seen und Sümpfe dieser Steppen.

Aus der Zahl der Raubtiere, die sich hauptsächlich von den zahlreichen Nagern und den im Rohr lebenden Vögeln ernähren, sind zu nennen: die Schilfkatz (Cato-lynx chaus Güld.), der Dachs (*Meles meles minor* Sat.), der transkaukasische weißhalsige Marder (*Mustela Nehringi* Sat.), der gewöhnliche Marder, das kaukasische Wiesel (*Potorius boccamela caucasicus* Barr.-Ham.), der transkaukasische Fuchs (*Vulpes Alpherakyi* Sat.) und der Schakal; von den größeren der Wolf, der hauptsächlich von Haustieren lebt, und die Hyäne (*Hyaena vulgaris* Desm.), deren Hauptnahrung Aas bildet. — Von Insektenfressern leben hier der kaukasische Igel (*Erinaceus europaeus transcaucasicus* Sat.), eine Variation des kleinen langohrigen Igels, und zwei Arten von Spitzmäusen.

Von diesen Säugetieren sind bis in den westlichen, am Ararat gelegenen Teil der Provinz verbreitet die Schilfkatz, die Hyäne, das Wiesel, der Marder, der graue Hamster und andere. Jedoch fehlen hier Schakal und Antilope. Der kleine langohrige Igel (*Hemiechinus calligoni* Sat.) und der Erdhase (*Alactaga elater aralychensis* Sat.) sind Variationen der in der Mugansteppe lebenden.

Von charakteristischen Vögeln seien erwähnt: der Fasan (*Phasianus colchicus* Lorenzi Bat.) und das Feldhuhn (*Francolinus vulgaris* Steph.), die hauptsächlich im Tale der Kura, aber auch am Araxes zu treffen sind. Von kleinen Vögeln gibt es viele Lerchen und Weißkehlchen (*Saxicola*). Als besonders charakteristisch tun sich hervor die beiden besten Sänger von Transkaukasien, die in den ödesten Steppen sich im kleinen Unkrautgebüsch aufhalten. Es sind das Rotschwänzchen (*Aedon familiaris* Menetr.) und eine

Grasmückenart (*Sylvia mystacea* Men.), beides allerliebste kleine Vögelchen. Als andere charakteristische Vögel der Steppe erscheinen das Sandhuhn (*Pterocles arenarius* Pall.) und der durch die Menge der Bienen angezogene Bienenfresser (*Mérops apiaster* L. und *Mer. persicus* Pall.), sowie die blaue Dohle (*Coracias garrula* Semenowi Lond.).

Obgleich die alten Sagen von der ungeheuren Menge von Schlangen in der Mugansteppe sehr übertrieben sind, so gibt es dort in Wahrheit doch eine Fülle von Schlangen und Kriechtieren. Von den ersteren ist vor allem bekannt die sogenannte „Gürsa“ (*Vipera libetina*), welche die Größe von mehr als einem Meter erreicht. Ihr Biß ist oftmals tödlich. Von anderen Kriechern sind bemerkenswert die langfüßige *Eumeces Schneideri* und die Steppenriesenschlange (*Eryx jaculus*). Von Wasser- und Erdschildkröten wimmelt es in der Steppe. Auch die Welt der Insekten ist außerordentlich reich, sodaß sie schwer aufzuzählen sind. Merkwürdig ist eine gewisse Periodizität des massenhaften Auftretens bei dieser Klasse von Tieren. Die Steppen von Ost-Transkaukasien bedecken sich wie alle anderen Steppen mit Wüstencharakter nur im Frühling mit Grün und Blumen. Bald aber verschwindet dieser schöne Teppich, und es bleibt lediglich grobes Unkraut, das Hitze und Dürre vertragen kann. Zugleich mit dem ersten Wachstum erscheinen die ersten Insekten und verschwinden wieder mit ihm. Später folgen andere Arten — Käfer früher als die anderen —, aber alle bleiben sie nur kurze Zeit, nur so lange bis eine neue Generation gezeugt ist. Der häufige Flug einiger Käferarten dauert manchmal im ganzen 2—3 Tage, worauf sie spurlos verschwinden. Später als alle anderen erscheinen die Geradflügler, die erst zu Ende des Sommers ihre volle Aus-

bildung erreichen. Von anderen wirbellosen Tieren gibt es viele Taranteln, Phalangen usw.

Nachdem wir so mit der allgemeinen Physiognomie der Tierwelt im Kaukasus bekannt geworden, sehen wir, daß die Faunen der verschiedenen Teile sich scharf voneinander unterscheiden. Diesen Unterschied nur durch die Verschiedenheit der klimatischen Bedingungen zu erklären, wäre nicht richtig. Der Grund dafür liegt tiefer und hängt zusammen mit der Geschichte der Einwanderung der Tiere in das Land.

Wenn die Evolutionstheorie richtig ist, so folgt logisch daraus, daß jede Art an einem und demselben Orte entstanden ist. Wenn wir also die gegenwärtige Verbreitung einer Art und deren fossile Überreste erforschen, so können wir den Weg verfolgen, auf dem sie gekommen ist und sich verbreitet hat. Leider liegt aber die Paläontologie im Kaukasus noch im ersten Anfangsstadium, weshalb wir uns bei der Erforschung der Wege der Verbreitung der Tiere hauptsächlich an ihr gegenwärtiges Vorkommen halten müssen. Da wir von dem Entstehen der jetzigen Fauna des Kaukasus sprechen, so können wir ihre Geschichte beginnen mit der Eisperiode.

Solcher Eisperioden kennt die Wissenschaft bekanntlich mehrere. Die Abkühlung der nördlichen Halbkugel, die den Namen Eisperiode erhielt, erfolgte zu Ende der Tertiärzeit. Die tropische Fauna von Europa mit ihren Elefanten, Flußpferden, Affen und Löwen wurde durch das Vorschreiten der Gletscher bald südwärts nach Afrika gedrängt, mit dem Europa damals durch mehrere Brücken verbunden war: durch die Pyrenäische Halbinsel, die Inseln Korsika und Sardinien, sowie die Apenninische Halbinsel. Bald kehrte sie wieder zurück. Aber am Ende

dieser Periode war die Verbindung mit dem afrikanischen Kontinent endgültig unterbrochen, und die Festlandtiere konnten nicht mehr nach Europa zurückkehren. Aber das, was für Säugetiere und Reptilien unmöglich war, war den Vögeln möglich, sie konnten die Wasserfläche überfliegen. Es fragt sich also, ob nicht einige Vertreter der tropischen Fauna von Europa zurückgeblieben sind. In der Tat gibt es unter unseren Vögeln eine kleine Gruppe von solchen, deren ungemein buntes Gefieder ganz und gar nicht harmoniert mit den sonst so einfachen Farben unserer Vogel-fauna. Wären diese Vögel nicht so gewöhnlich und häufig, so würde sie jedermann beim ersten Blick zu den tropischen zählen und damit einen Fehler begehen. Ich meine hier z. B. den Eisvogel (*Alcedo hispida*), die blaue Dohle (*Coracias garrula*) und die Bienenfresser (*Merops apiaster* und *Merops persicus*). Obgleich sie alle zu der Ordnung der Coraciformes gehören, so stellt dennoch jeder den Vertreter eines besonderen Geschlechtes und einer besonderen Familie dar. Nur vom Bienenfresser gibt es zwei Arten, aber die zweite Form kommt nur an der kaspischen Küste vor. Im Gegensatz dazu hat diese Familie in den Tropen, in Afrika und Asien, sehr zahlreiche Vertreter. Daraus läßt sich der Schluß ziehen, daß ihr eigentliches Gebiet eben die heißen Länder sind. Darum müssen wir mit der Ansicht derjenigen Gelehrten übereinstimmen, die diese Vögel als Überbleibsel der Tertiär- und tropischen Fauna Europas ansehen.

Wenn wir die alpine Fauna der Gebirge des paläoarktischen Gebietes von den Pyrenäen und dem Atlas im Westen bis zum Tjan-Schan, Altai und Himalaja im Osten vergleichen, so finden wir viele gemeinsame Züge. Als charakteristische Tiere der Alpenzone sind zu nennen: die Gemse,

das Bergschaf, das Murmeltier, die alpine Dohle, die braun-gefleckte Grasmücke, der Bergtruthahn usw. Aber alle diese Tiere kommen nicht in jedem Bergsystem vor. Auf dem Großen Kaukasus fehlen das Murmeltier und das Bergschaf; gemeinsam mit den Alpen hat der Kaukasus nur die Gemse, die Schneemaus, die Dohle, die Grasmücke und den Mauerkletterer. Dafür haben die Alpen keine Bergtruthühner, die dem Kaukasus und den anderen genannten Gebirgen Asiens gemeinsam sind; dagegen haust in diesen wie in den Alpen das Murmeltier.

Es wäre außerordentlich schwierig, die Entstehung dieser ganzen alpinen Fauna zu erklären durch den Einfluß der Eiszeit, um so mehr, als die Säugetiere eines jeden dieser Bergsysteme sich schon bedeutend individualisiert haben, so sehr, daß es nicht einmal in der Zone der einander benachbarten Gebiete eine beiden eigentümliche Art gibt. Aus alledem folgt, daß wir voraussetzen müssen, daß diese Tiere sich schon zu Ende der Tertiärzeit an das Leben in den Bergen angepaßt und sich auf den damals sich bildenden Bergen zerstreut haben. Als Tiere der Berge wurden sie von den Gletschern nicht verdrängt; sie blieben an passenden Plätzen in Europa auch während der Eiszeit, nach deren Ablauf sie hinter den abschmelzenden Gletschern wieder auf die Höhen ihrer Berge zurückkehrten. Aber ihre gemeinsamen Voreltern mußten von den Gletschern endgültig verdrängt oder vernichtet werden, wenn sie nicht schon früher ausstarben und auch vor Beginn der Eiszeit noch auf den Ebenen lebten.

So hat also unsere kaukasische Bergfauna ein sehr hohes Alter und konnte infolge ihrer Anpassung an das Leben in den Gebirgszonen auch die Eiszeit überleben, ohne nach Süden verdrängt zu werden. Aber es gibt eine

andere Kategorie von Alpentieren, die den Gebirgen Asiens und Europas gemeinsam sind und zu gleicher Zeit auch im äußersten Norden wohnen, z. B. der weiße Hase, das Tundernrebhuhn und andere. Was diese betrifft, so kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sie zugleich mit den Gletschern von Norden gekommen und mit deren Zurücktreten teilweise dahin zurückgekehrt sind, teilweise aber auch in gewissen Bergzonen passende Lebensbedingungen gefunden haben. Solche Tiere fehlen im Kaukasus, wahrscheinlich deshalb, weil er zu Ende der Eisperiode schon nach Norden hin abgetrennt wurde durch die Manytschmeerenge zwischen dem Schwarzen und dem Aralokaspi-schen Meere.

Wir wollen nun einen Blick werfen auf das Bild, welches das europäische Rußland und der Kaukasus während der großen Eisperiode dargestellt haben.

Der größte Teil des europäischen Rußlands lag damals unter einer mächtigen Eisdecke, die sich in ihren Gletscherzungen in den jetzigen Tälern des Dnjepr und des Don bis zu den Grenzen des jetzigen Gouvernements Jekaterinoslaw erstreckte. Im östlichen Teile des europäischen Rußlands schnitt das Aralokaspische Meer mit einer tiefen Bucht nach Norden ein, hinauf im Tale der Wolga bis zur Mündung der Kama. Dieses Meer bedeckte auch einen beträchtlichen Teil der Niederungen von Ost-Transkaukasien und den östlichen Teil des Vorkaukasus im Norden bis zum Stawropoler Plateau und vereinigte sich in breitem Arme mit dem Asowschen Meere. Ein riesiger Gletscher bedeckte das kaukasische Gebirge, ließ aber die nordwestlichen und die südwestlichen Ausläufer frei, sodaß die Verbindung zwischen dem Vorkaukasus und Transkaukasien weder auf der einen, noch auf der anderen Seite unterbrochen war.

So war also der Kaukasus um diese Zeit geschlossen wenigstens für die Einwanderung kleiner Tiere, während er nach Süden völlig offen stand.

Aus dem Vorhergehenden wissen wir schon zum Teil, welches der Hauptbestand der kaukasischen Fauna war, die sich schon zu Ende der Tertiärzeit gebildet hatte. Es war die eigentümliche Bergfauna, die damals am Fuße der Berge lebte, jetzt aber in den alpinen Zonen des Großen und teilweise des Kleinen Kaukasus haust. Außer den ältesten Vertretern der jetzigen Fauna (den Turen, der Prometheusmaus, der weißen Schneemaus, den Bergrut- hühnern, dem kaukasischen Auerhahn) lebten hier wahr- scheinlich auch das Mammut und einige andere jetzt ver- schwundene Tiere, deren Überreste man im Kaukasus an verschiedenen Stellen in den Ablagerungen jener Epoche findet. Dazu kamen verschiedene Raubtiere von den gegen- wärtig noch lebenden: der Bär, der Marder, die Fischotter, das Wiesel, der Wolf, der Fuchs und andere.

Weiter im Süden des jetzigen Transkaukasiens war die Fauna ohne Zweifel viel reicher. Allein, solange der Süden Rußlands und der Kaukasus in paläontologischer Beziehung nicht erforscht sind, haben wir keine Daten, um die Frage zu entscheiden, ob diese Fauna geradewegs von Süden hierher gekommen, oder ob sie von den Gletschern von Norden her nach hier verdrängt wurde. Eines steht für Satunin außer Zweifel, daß der Hauptweg, auf dem hier die Wanderung der Tiere vor sich ging, die Richtung von Süden nach Osten hatte, nämlich von Transkaukasien nach Indien und teilweise gerade nach Süden. Bei der Charakterisierung der Fauna von Talysch, wo ihre süd- lichen Elemente klar dargestellt wurden, haben wir schon auf die Ähnlichkeit der Waldfauna dieser Provinz mit der

von Indien hingewiesen. Beiden gemeinsam erscheinen: die Zwergspitzmaus, die weißzähniqe Spitzmaus, der Tiger, der Panther, der Schakal, die Schilfkatze, der Luchs, die Waldmaus und das Stachelschwein. Einige dieser Arten bilden besondere Varietäten, die aber sehr wenig voneinander abweichen. Im ganzen finden wir in der Waldfauna von Talysch 45 % indischer Arten.

Leider ist es hier nicht möglich, die Geschichte aller Faunen im Kaukasus zu verfolgen. Es sei hier nur noch gesagt, daß die Fauna von ganz Transkaukasien außer den östlichen Steppen, die in der genannten Epoche vom Meer bedeckt waren, deutlich die Spuren südlicher Abkunft trägt, und daß weitaus der größte Teil der Vertreter niemals sowohl in den diluvialen, wie in anderen Ablagerungen des europäischen Rußlands und des westlichen Europas gefunden wurde.

Allein, wenn während der Eisperiode keine Wanderung der Tiere nach Norden stattfand, so hat später, vielleicht auch früher, ein Austausch der Tiere zwischen Transkaukasien und der Balkanhalbinsel über Kleinasien stattgefunden. Diesen Weg gingen unzweifelhaft der schwärzliche Hamster (*Mesocricetus*), den wir ausschließlich in dieser Gegend treffen, der Maulwurf (*Spalax*) und einige andere Tiere.

Nach dem Verschwinden der Manytschmeerenge zwischen dem Aralokaspischen und dem Asowschen Meere wurde der unmittelbare Austausch zwischen den Tieren des Südens, des europäischen Rußlands und des Vorkaukasus möglich. Jedoch war dieser aus bisher noch nicht aufgeklärten Gründen sehr schwach. Von den Tieren, die von hier nach Norden übersiedelten, kann man die nördliche Zieselmaus (*Citellus musicus* Men.) nennen. Ihr Vorkommen

im Kaukasus während der Eisperiode wird bewiesen dadurch, daß wir sie in der Gegenwart auf den alpinen Wiesen des Elbrus in einer Höhe von etwa 2500 m finden. Wahrscheinlich sind hier auch die Blindmaus, der blinde Maulwurf, der Marder und andere eingewandert. Auf der anderen Seite kamen in den Vorkaukasus wahrscheinlich von Norden: der große Erdhase (*Alactaga saliens* Gm.), der Blindwühler (*Ellobius talpinus*) und andere. Wahrscheinlich gelangte um jene Zeit auch der Auerochse hierher, was man deutlich daraus schließen kann, daß er sich sehr wenig von seinem Bruder in Bjelowjeschsk unterscheidet. Aber irgend ein unerklärter Umstand hat viele typischen Vertreter der südrussischen Steppe, z. B. das Murmeltier, verhindert, dorthin einzuwandern, obwohl wenigstens scheinbar günstige Lebensbedingungen für dasselbe vorhanden waren.

Wollen wir die letzte Seite der Geschichte der Besiedelung des Kaukasus aufschlagen und unser Augenmerk richten auf die östlichen Steppen, nachdem sie aus dem Meere aufgetaucht waren, so ist diese Seite jetzt leichter zu lesen, schon darum, weil die hier beschriebenen Erscheinungen die spätesten waren und bis in die Gegenwart fort dauern.

Die von Satunin ziemlich eingehend erforschte Fauna der Mugan und anderer Steppen von Transkaukasien stellt eine Mischung von Ankömmlingen aus dem Norden und Süden dar. Von den ersteren muß das schon von der Fauna von Talysch Gesagte wiederholt werden; so ist z. B. der Wolf dieser Provinz (*Vulpes Alpherakyi* Sat.) dem indischen Fuchs (*Vulpes leucapus* Blyth.) sehr ähnlich. Die nördlichen Einwanderer aber (der Erdhase, der langohrige Igel usw.) sind dieselben wie die, welche die Steppen des

östlichen Transkaukasiens bewohnen. Der Ausgangspunkt dieser Fauna lag wohl im Norden vom Kaspischen Meere. In einer der zwischen die Eiszeiten fallenden Epochen sind die Einwanderer von dort nach Transkaukasien gelangt und haben sich in dessen östlicher Hälfte angesiedelt, die damals noch nicht so ausgedehnt war. Die darauf folgende Periode der Vereisung und der Senkung des Festlandes hat sie in den Tälern der Kura und des Araxes aufwärts getrieben, wo sie sich von ihren nördlichen Verwandten, die nach Zentralasien verdrängt wurden, isolierten, ebenso wie voneinander. Damit war der Anfang gemacht für den Unterschied der Faunen von Aralych und der Mugan. Beim neuen Zurücktreteten der Gletscher hat der Teil dieser Fauna, der in den Oberlauf der Kura hinaufgedrängt wurde, die aus dem Meere aufgetauchten Niederungen des östlichen Transkaukasiens eingenommen, während sich wahrscheinlich infolge von vulkanischen Erscheinungen das Tal des Araxes soweit verengert hatte, daß die Aralychfauna nicht mehr in ihre früheren Gebiete zurückkehren konnte. Unterdessen aber fing mit dem Zurücktreteten des Meeres und dem Auftauchen der Niederungen des östlichen Vorkaukasus aus ihm die Wüstenfauna von Mittelasien wieder an, in den nördlichen Küstenstrich des Kaspischen Meeres zurückzuwandern, und hat nach und nach wieder diese Niederungen besiedelt, die dank ihrem Wüstencharakter für ihre Lebensbedingungen durchaus geeignet waren. Diese Hypothese hatte Satunin schon vor sechs Jahren ausgesprochen, und die neuesten Forschungen in jenen Gebieten bestätigen sie. Die Expedition des Kaukasischen Museums im Jahre 1906 fand in den Sandsteppen an der Kuma solche typische Repräsentanten der mittelasiatischen Sandwüsten, wie den dreizehigen Erdhasen (*Dipus* und *Sciurctes* und die Renn-

maus (*Gerbillus ciscaucasicus* Sat.), die dem asiatischen *Gerbillus samaricus* Pall. eng verwandt ist. Damit sei die Übersicht über die Geschichte der Besiedelung des Kaukasus durch verschiedene Tiere beschlossen.

Zum Schluß seines Vortrages führte Satunin noch aus, daß das alles einstweilen nur als Hypothese und seine persönliche Meinung anzusehen sei. Da er aber schon mehr als 20 Jahre auf diesem Gebiete arbeitet, so ist er überzeugt, daß seine Ausführungen mehr Nutzen bringen können als das systemlose Anhäufen von Material, das durch seine Fülle den künftigen Forscher erdrücken muß, wenn nicht irgendeine leitende Idee in die beobachteten Erscheinungen hineingetragen wird. Mögen diese Hypothesen auch da und dort von der Wahrheit abweichen, so können sie doch als Wegweiser dienen für den künftigen Forscher, wenn auch nur, um von ihm widerlegt oder richtiggestellt zu werden.

IX.

Ein Versuch der Erforschung des Klimas
im Kaukasus.

Der Gehilfe des Direktors des Tifliser Observatoriums, J. W. Figurowsky, geht an die Herausgabe eines zweibändigen Werkes über das Klima im Kaukasus, nachdem er in den letzten Jahren mehrere einschlägige Artikel veröffentlicht hat, wie z. B. Allgemeine Übersicht über das Klima des Kaukasus, Klassifikation der kaukasischen Klimate usw. Jetzt teilt er einen vorläufigen Bericht über seine Studien mit, aus welchem hervorgeht, daß der Kaukasus für die Klimatologie in vielen Beziehungen ein großes Interesse darstellt. Auf verhältnismäßig kleinem Raum treffen wir hier eine merkwürdige Mannigfaltigkeit der naturgeschichtlichen Bedingungen: der Topographie, der Bodenarten, der Pflanzenwelt in ihrer Abhängigkeit von zwei Meeren und dem Kontinent. Das Vorhandensein zahlreicher klimatischer Typen und Variationen läßt keinen Zweifel darüber, daß zwischen den lokalen physikogeographischen Bedingungen und den verschiedenen Klimaten ein bestimmter, wissenschaftlich noch wenig erforschter Zusammenhang besteht. In den einen Gebieten, nämlich in den gut geschützten Tälern und Uferstrecken von Transkaukasien, wird dieser Zusammenhang nicht gestört durch die Einwirkungen der allgemeinen äußerlichen und zufälligen Be-

wegungen der Atmosphäre, während auf anderen Gebieten, z. B. im nördlichen Kaukasus, außer lokalen Einflüssen fremde Luftströmungen auf das Klima einwirken und dessen Charakter und Eigentümlichkeiten bestimmen.

Diese Abhängigkeit der Klimate von äußeren Umständen gibt uns die Möglichkeit einer Erklärung der Grundfragen der Klimatologie, wie z. B. über den Ursprung der Klimate, über die das Klima bildenden Hauptfaktoren, über den Charakter und die Verbreitung der Klimate, über den Einfluß äußerer Umstände und die wechselseitigen Beziehungen der Klimate zueinander.

Das Werk Figurowskys zerfällt in drei Teile. Der erste handelt von der Temperatur der Luft, von dem Einfluß der Meere, Wälder, Steppen, der Höhe über dem Meer, der geographischen Breite und Länge. Für die drei letzteren wichtigen Faktoren hat Figurowsky Temperaturkoeffizienten und Gradienten festgestellt, welche einen Ausschluß dieser Faktoren ermöglichen. Die Neuberechneten Zahlen der Verminderung der Temperatur mit der Zunahme der Höhe übertreffen dank dem reichen zu Gebote stehenden Material und der Vervollkommnung der Methode die Aufstellungen des Akademikers G. J. Wild aus den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts an Genauigkeit.

Die Erforschung der Temperaturschwankungen zeigt, daß der Einfluß äußerlicher, zufälliger Strömungen auf die Temperatur sich am auffallendsten geltend macht an der Nordgrenze von Ciskaukasien. Mit Annäherung an die Berge und in diesen verschwindet dieser Einfluß mehr und mehr; sehr gering ist er in den am Meer liegenden Gebieten und in Transkaukasien mit Ausnahme der armenischen Hochebene, wo die Schwankungen sich als ganz ungewöhnliche erweisen. Der zuletzt genannte Umstand er-

klärt sich nicht durch den Einfluß äußerlicher Faktoren, sondern durch den streng ausgeprägten kontinentalen Charakter des Hochplateaus.

Figurovsky hat fast mit Gewißheit festgestellt, daß die Temperatur der Luft auf jedem Gebiete, abgesehen von den allgemeinen Faktoren, abhängt von der Intensität des Wärmeumsatzes in den oberen Schichten der Erdrinde. In Wasserbassins hängt der tägliche und jährliche Wärmeumsatz hauptsächlich ab von der Tiefe, der Dichtigkeit, dem Salzgehalt des Wassers und von den Meeres- und Luftströmungen. Deswegen finden wir die höchste mittlere Jahrestemperatur und die geringste mittlere Jahresamplitude in jenen am Ufer des Meeres liegenden Gebieten des Kaukasus, wo die größten Tiefen herrschen. Die weniger tiefen Bassins erwärmen sich ebenso rasch, wie sie sich abkühlen, und üben darum wenig Einfluß aus auf das umliegende Land. Auf dem Festlande unterscheiden sich die Waldgebiete durch den Wärmeumsatz und Wärmeaustausch mit der Luft von den Steppengebieten; in den Steppen haben die Bestandteile und die Konfiguration des Bodens einen ungeheuren Einfluß auf den Wärmeumsatz und Wärmeaustausch mit der Luft. Infolgedessen unterscheiden sich die jährlichen Temperaturen und Amplituden der Waldgebiete von denen der Steppen, und in den Steppen läßt sich wiederum ein großer Unterschied bemerken zwischen den Schwarzerde- und Sandsteppen. In den Sandsteppen des Kaukasus übersteigt die mittlere Jahresamplitude gewöhnlich 28° und geht bis auf 32° , während sie in den Schwarzerdesteppen zwischen 26 und 28° schwankt, in den Waldgebieten des Festlands zwischen 22 — 24° ; in den am Meer gelegenen fällt sie auf 22 — 18° und tiefer. Amplituden von 24 — 26° sind der Übergangszone vom Wald zur

Steppe und den Alpenwiesen eigentümlich. Auf der Karte der Isoamplituden sind die klimatischen Waldgebiete durch eine ziemlich breite Übergangszone von dem Steppengebiet getrennt. Die auf den dem Werke beigegeführten Isothermenkarten angezeigte Verteilung der Temperaturen auf Januar und Juli bestätigt die Abhängigkeit der Temperatur von dem Charakter und der Konfiguration der Erdoberfläche. Diese Abhängigkeit zeigt sich auch in der Form der Isothermen, welche sich in gesetzmäßiger Folge aneinanderreihen. In den Steppen wachsen im Sommer die Temperaturen vom Rande zum Zentrum, im Winter dagegen nehmen sie ab; auf dem Meere treffen wir das gerade Gegenteil. Die Wälder aber gleichen in dieser Beziehung, wie in vielen anderen, mehr dem Meere.

Das jetzige Klima im Kaukasus ist allmählich entstanden. Nach der Tertiärepoche, in welcher sich das kaukasische Gebirge gebildet hat, sind hier in der Verteilung der Meere und des Festlandes, der Wälder und Steppen bedeutende Veränderungen vor sich gegangen. Der Einfluß der geologischen Veränderungen hat sich am wenigsten an dem gut beschützten kaukasischen Südufer des Schwarzen Meeres geltend gemacht, wo sich aller Wahrscheinlichkeit nach das Klima vom Ende des Tertiärs bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Ein Vergleich mit diesem Winkel des Kaukasus gibt ein sehr interessantes Bild der aufeinanderfolgenden Veränderungen im Klima der einzelnen Rayons. Da, wo sich die Wälder erhalten haben, hat sich der Einfluß der neuen Faktoren auf die Vermehrung des Wärmeumsatzes und die Vergrößerung der Temperaturschwankungen als verhältnismäßig schwach erwiesen. In den anderen Gebieten dagegen ist die Intensität des Wärmeumsatzes und der Amplitude gewachsen. Die größten Abweichungen fanden

in den Steppengebieten statt, hierauf in der Waldsteppenzone und auf den Alpenwiesen.

Der zweite Teil des Werkes behandelt die Luftströmungen im Kaukasus. Für die Klimatologie des Landes war es von größter Bedeutung, die hauptsächlichsten Richtungen der äußerlichen Strömungen, das Gebiet ihrer Verbreitung und den allgemeinen Charakter derselben festzustellen. Die Forschung ergab, daß durch die größte Regelmäßigkeit die Winterströmungen des sibirischen Antizyklons sich auszeichnen, deren Weg durch ein System von Isobaren im Kaukasus und durch Linien der Isanomalen bezeichnet ist. In betreff dieser Strömungen und der zufälligen Kältewellen gelang es festzustellen, daß sie nicht von Norden über den kaukasischen Hauptkamm dringen, sondern an ihm abprallen und sich in zwei Zweige teilen, deren einer nach Nordwesten, nach Noworossnisk und weiter abschweift, der andere im Terekgebiet am Fuße des Gebirges zum Kaspischen Meer vordringt.

Die Neuberechneten Koeffizienten der Verminderung der Temperatur mit der Höhe machten es möglich, bei der Zeichnung der Karten der Isobaren die Beobachtungen hochgelegener Stationen zu benutzen, was den Karten mehr Präzision im Ganzen und im Detail gab, als es die früheren hatten. Zum ersten Male tritt auf den Karten deutlich der stationäre Winterantizyklon auf dem armenischen Hochplateau auf, wie das bedeutende Sommerminimum auf ihm. Dagegen erwies sich, daß auf dem Hauptkamm im Winter kein antizyklonales Gebiet existiert, eine geringe Zunahme des Luftdrucks ist jedoch im Sommer auf dem Hauptkamm zu bemerken. Diese Eigentümlichkeiten in der Verteilung des Luftdrucks sind von größtem Wert, um die Entstehung der meisten lokalen Winde in Transkaukasien zu erklären.

Schon lange war es bekannt, daß aus dem Gebiet der stationären Winterzyklone über dem Atlantischen Ozean und dem Mittelmeer hohe Luftströmungen hinziehen, welche im Osten bis Turkestan reichen. Die neuesten Beobachtungen (Hildebrandt, Hildebrandsohn und Bicello) haben das Vorhandensein auch noch anderer oberer Luftströmungen allgemeinen und lokalen Charakters dargetan. Die Vergleichung einiger über den Kaukasus hingehenden oberen Strömungen mit der Höhe der Berge und Gebirgsketten gab Figurovsky die Möglichkeit, den Zusammenhang vieler lokaler Winde mit den oberen Strömungen festzustellen. Besonders deutlich zeigt sich dieser Zusammenhang in den Wintermonaten am Ufer des Schwarzen Meeres und in den Föhnen. Die lokalen Monsune und Föhne hat Figurovsky gründlich erforscht und ihre Typen und ihre Verbreitung festgestellt. Ebenso erforscht sind die Brisen und die Winde der Gebirgstäler, die in vielen Gebieten großen Einfluß ausüben auf die Übertragung der Wärme und der Wasserdämpfe.

Das dritte Kapitel des Buches beschäftigt sich mit dem Feuchtigkeitsgehalt der Luft und der Menge der Niederschläge. Die Forschungen Brückners und Fritsches über den Kreislauf des Wassers in der Natur haben gezeigt, daß die Schätzung der Wassermengen, die von den Meeren auf das Festland kommen, sehr übertrieben ist. Daher erwies sich die allgemein verbreitete Meinung, deren Verfechter unter anderen auch Supan ist, daß nämlich die Hauptquelle aller Feuchtigkeit auf dem Festland das Meer sei, als nicht begründet. Figurovsky hat sich bei seiner Erforschung der Luftfeuchtigkeit und der Niederschläge im Kaukasus auf einen ganz anderen Standpunkt gestellt und war bestrebt, die Abhängigkeit der Luftfeuchtigkeit und der Niederschläge auf dem Festland von dem Kreislauf des Wassers

im Boden und dem Feuchtigkeitsaustausch zwischen der Luft und der ihr unterbreiteten Erdoberfläche klarzulegen.

Die Beobachtungen der „Versuchsstätten für Waldanlagen“ über die Feuchtigkeit des Bodens ergaben, daß die Waldgebiete hinsichtlich der Festhaltung und des jährlichen Umsatzes der Feuchtigkeit sich von den Steppen sehr scharf unterscheiden; in beiden Beziehungen spielen wieder in den Steppen eine große Rolle die Bestandteile und die Konfiguration des Bodens; besser halten die Feuchtigkeit die Schwarzerden, dann der Löß und der Ton, an letzter Stelle stehen die durchlässigen, sandigen Bodenarten. Diese brauchen die Feuchtigkeit sehr rasch auf, indem sie sie entweder sogleich zum Verdunsten bringen oder in die tieferen Schichten durchlassen, wo sie für den Austausch mit der Luft verloren gehen. Im Gegensatz dazu erhält die Luft der Waldgebiete am reichlichsten und regelmäßigsten Feuchtigkeitszufuhr aus dem Boden. Die Sandsteppen dagegen geben an die Luft nur ein Minimum von Feuchtigkeit ab. In der Mitte zwischen Waldgebieten und Sandsteppen stehen die Steppen mit Schwarzerde, Löß und Ton. Auf Grund langjähriger Beobachtungen ergeben sich als Jahresmittel der Niederschläge im Kaukasus: für die Waldgebiete (gewöhnliche Wälder) 734 mm, für Waldsteppen 583 mm, für Schwarzerdesteppen 556 mm, für Übergangsteppen (Löß, Ton usw.) 418 mm, für Sandsteppen im ganzen 273 mm. Diese Zahlen ändern sich mit der höheren oder tieferen Lage wenig. Größere Mengen von Niederschlägen im Gebirge kann man hauptsächlich da beobachten, wo zwischen den Bergketten und der zu ihren Füßen sich ausbreitenden Ebene ein Unterschied des Bodens und der Pflanzen besteht.

Die Untersuchung der Skala der jährlichen Nieder-

schläge im Kaukasus hat das interessante Resultat ergeben, daß der Eintritt des Maximums der Niederschläge auf dem Festland von dem Feuchtigkeitsgehalt des Bodens abhängt. Der größte Feuchtigkeitsvorrat in den oberen Schichten des Bodens wird im Winter beobachtet, denn mit Zunahme der Erwärmung der Oberfläche der Erde findet eine mehr oder weniger energische Verdunstung statt. Im Zusammenhang mit dem Steigen der Temperatur an der Oberfläche verstärken sich die vertikalen Luftströme, die die Feuchtigkeit in höhere Luftschichten tragen, wo die regenbildenden Prozesse vor sich gehen. Früher als alle anderen verlieren die sandigen Bodenarten ihre Vorräte an Feuchtigkeit. Im Kaukasus beobachtet man das allerfrüheste Maximum der Niederschläge in den östlichen, längs des Kaspischen Meeres sich ausbreitenden Steppen Transkaukasiens im März, das gleiche sehen wir in den zentralen Teilen der Sandsteppen von Transkaspien. In Gegenden mit Bodenarten, die die Feuchtigkeit besser festhalten, besonders in solchen, die mit Vegetation bedeckt sind, tritt das Maximum erst später, nämlich zu Ende des Frühlings ein, in den Schwarzerdesteppen von Ciskaukasien gar erst mit Anfang des Sommers. In den Wäldern von Mittelrußland, wo die Feuchtigkeit sich fortwährend gut hält, findet das Maximum bekanntlich noch später statt, nämlich in den heißesten Monaten Juli und August.

Die Gebirgsketten unterscheiden sich durch die jährliche Menge der Niederschläge überhaupt nicht von den anliegenden Ebenen. Das gilt für Ciskaukasien ebenso, wie für Transkaukasien.

Die am Meer gelegenen Striche von Kaukasien unterscheiden sich von Binnenländern hauptsächlich durch die Menge der jährlichen Niederschläge. Zwischen den ein-

zelenen Teilen der Küstenstriche herrschen aber große Unterschiede, die abhängig sind von dem Grade der Bedeckung mit dem Charakter des Wachstums und der anliegenden Steppen. Im südlichen Teil des Küstenstrichs am Schwarzen Meer, der noch mit Urwäldern mit immergrünem Unterholz bedeckt ist, hat sich der sogenannte ostsubtropische (oder ostasiatische) Typus der Skala der jährlichen Niederschläge erhalten mit dem Maximum im Winter und reichlichen Regenmengen das ganze Jahr hindurch. Im Süden des steppenartigen Küstenstrichs am Kaspischen Meer (etwa bis Petrowsk) wiederholt sich der mittelmeersubtropische Charakter der Niederschläge mit dem regenarmen Sommer. Im nördlichen Teil dieses Küstenstrichs hat die Verteilung der Niederschläge auf die einzelnen Monate des Jahrs durchaus kontinentalen Charakter, ebenso wie in den benachbarten Steppen; der Mittelmeertypus macht sich auch im Norden des kaukasischen Küstenstrichs am Schwarzen Meer (in der Nähe von Noworossnisk) geltend, allerdings noch in der Übergangsform. Diese Form ist vom höchsten Interesse für die Erklärung der Klimaveränderungen nach der Tertiärzeit, die sich offenbar durch große Feuchtigkeit und reichliche Niederschläge ausgezeichnet hat.

Die aufgezeigten Eigentümlichkeiten in der jährlichen Verteilung und Menge der Niederschläge erweisen sich in vielen Fällen so charakteristisch, daß man sie einer Einteilung des Kaukasus in klimatische Gebiete und Zonen zugrunde legen könnte. Diese Einteilung wird erleichtert durch die Karte Figurowskys, auf der die Verteilung der Niederschläge angezeigt und die Punkte mit gleichen Regenmengen durch Linien verbunden sind (Isohyeten). Die Einteilung auf dieser Karte auf Grund der Lage der Isohyeten fiel zusammen mit der Einteilung auf der Karte der Isoampli-

tuden, was die Zuverlässigkeit der angenommenen Merkmale beweist.

Seine Einteilung des Kaukasus in klimatische Gebiete hat Figurovsky ausschließlich auf Grund klimatischer Daten aufgestellt und sie verglichen mit der Einteilung des Kaukasus in botanische (phytogeographische) Gebiete, wie sie Smirnow, Radde, Medwedjew vorgenommen haben. Die Vergleichung hat gezeigt, daß die phytogeographischen Gebiete überhaupt in der gleichen Abhängigkeit stehen von den klimatischen und daß umgekehrt die klimatischen wieder eng verbunden sind mit den phytogeographischen.

Den Inhalt des 2. Bandes werden bilden: eine Klassifikation der kaukasischen Klimate, eine eingehende und allseitige Beschreibung jedes Klimas, ihrer Lage, der gegenwärtigen und vergangenen Bedingungen für die Eigentümlichkeit der Klimate, Vergleichung mit den Klimaten anderer Länder, Charakteristik des Klimas einzelner Orte, z. B. der Städte, der Bäder usw.

Anhang.

Eine Reise nach Transkaspien.

Nach dem russischen Bericht des Oberlehrers N. Dinnik in den „Nachrichten der Tifliser Abteilung der Kaiserl. Ruff. Geogr. Gesellschaft“, Bd. XIX, Nr. 4.

I.

Nach etwa zehnstündiger Nachtfahrt auf dem neuen, großen und sehr bequemen Dampfer „Kuropatkin“, der sich vor den anderen kleinen und schmutzigen Dampfschiffen des Kaspischen Meeres vorteilhaft auszeichnet, erwachte ich um 6 Uhr morgens und begab mich sogleich auf Deck. Mit Ungeduld erwartete ich das Insichtkommen des mir noch gänzlich unbekanntes Landes. Aber noch war außer Himmel und Wasser nichts zu sehen. Endlich gegen 8 Uhr zeichnete sich im Osten der vom Meerwasser kaum zu unterscheidende Uferstreifen des asiatischen Festlandes ab. Nach einer Stunde konnte man schon mehr oder weniger deutlich die Umrisse der hohen Felsenbarre, die Felsenvorsprünge und steilen Schluchten erkennen, welche in tiefen Furchen in die Felsen einschneiden. Das Schiff richtete jetzt seinen Lauf nach Norden und umfuhr eine lange Sandbank, die sich von Krasnowodsk etwa 30 km weit ins Meer hinein erstreckt. In ihrer Nähe tauchten niedrige, kleine Sandinseln auf, und bald erblickten wir das Städtchen mit seinen weißen und grauen Häusern am Ufer des Meeres

und dahinter hohe, steile Felsen. Es ist, als ob die Natur hier absichtlich einen Einschnitt oder eine Art von Nische gebildet habe, in der ein kleines Städtchen Platz finden konnte.

Um 10 Uhr landeten wir. Ich begab mich in die Stadt, die sich bei näherer Besichtigung noch origineller erwies als von weitem. Sie wurde 1869 gegründet, als hier kaukasische Truppen ankamen und eine Befestigung anlegten. Krasnowodsk liegt in einem hügeligen, stark zum Meere abfallenden Gelände, von drei Seiten von hohen, kahlen Felsen umgeben und nur gegen das Meer offen. Von einem der hohen, steilen Berge hinter der Stadt bietet sich ein schöner Blick auf die Häuser, die Bucht, das Meer und die nahen Berge. Im Norden erhebt sich ein hoher, hellgrauer Fels, schwer zu besteigen, im Süden dunkle, leichter zugängliche Berge, auf deren Höhen drei ungeheure, zylinderförmige Zisternen in weißer Farbe erglänzen, die Wasserreservoir für die Stadt. Selbst im Frühjahr, Ende März, ist auf den Bergen der Umgebung kaum ein Pflänzchen zu sehen, mit Ausnahme einiger kleinen *Salsola*, *Gagea pusilla*, *Lepidium* *Draba*, *Alyssum*, *Artemisia*, *Convolvulus*, die ein jämmerliches Dasein fristen. Im Sommer sterben auch sie ab, die Felsen erhitzen sich und scheinen Feuer auszuatmen. Deshalb ist es in Krasnowodsk im Sommer unausstehlich heiß, überhaupt hat es ein kontinentales, sehr gesundes Klima. Die atmosphärischen Niederschläge erreichen jährlich kaum 87 mm, sie fallen hauptsächlich auf November und Dezember.

Das Städtchen ist typisch asiatisch: alles ist neu für den Europäer: die Menschen, ihr Leben und ihre Sitten, die Kleidung, die Wohnungen, die Haustiere usw. Alle Häuser sind aus Stein gebaut mit flachen Dächern, überall

mit Balkons versehen. Die an den Enden der Stadt gelegenen Häuser lehnen sich wegen Mangel an Raum direkt an die Felsen an und haben oft von Steinstürzen zu leiden. Die Kaufläden, der Basar, das zum Kauf Gebotene hat ebenfalls für uns Europäer ein fremdes Aussehen. Ende März, wo bei uns kaum das erste Grünzeug verkauft wird, sehen wir hier große Haufen von Melonen (sie erhalten sich fast das ganze Jahr hindurch) und Fischen, und am Ufer sind auf einem Raum von $\frac{1}{2}$ km Länge und $\frac{1}{2}$ km Breite Baumwollenballen, von starken Eisendrähnen umflochten, aufgehäuft. Die Baumwolle¹ kommt auf Kamelen und mit der Bahn aus Zentralasien hierher und geht auf Dampfern nach Rußland. Auf den Straßen sieht man selten Russen, dagegen stößt man auf Schritt und Tritt auf orientalische Typen: Perser, Kirgisen, Tekiner, Jomuden, Sarten, Armenier usw. Einige haben so dunkle Hautfarbe, daß man sie von weitem für Neger oder Araber halten kann. Sie trinken auf den Straßen Tee oder Kaffee, speisen um runde Tische herumsitzend, rauchen ihre Kaljans und schwatzen stundenlang, wie es im Orient üblich ist. Ochsen sieht man gar nicht, Pferde selten, dagegen überall eine Menge Kamele und Esel. Die Kirgisen reiten ausschließlich auf Kamelen; die gravitatisch, wie auf Stelzen einher-schreitend, mit ihren kleinen Köpfen und starren Augen auf alles von oben herabsehen. Das Geschrei dieser Tiere und der Esel ertönt allenthalben in der Stadt. Die Kirgisen bringen die Steine für die Häuser und Trottoire ausschließlich auf Kamelen, auf jeder Seite wird ein Stein

¹ Jeder solcher Ballen stark gepreßter Baumwolle wiegt 130 bis 160 kg, ein Kamel kann 2—3 Stück tragen und legt in 30 bis 36 Tagen 1000 km zurück. Ein Waggon der Bahn nimmt gegen 60 solcher Ballen auf.

aufgehängt, beim Abladen knien die Tiere auf Befehl des Treibers nieder und stehen, ihrer Last entledigt, wieder auf.

Auf den Straßen sah ich zwei zahme Antilopen (*Gazella subgutturosa* Güld.). Diese graziösen Tierchen gewöhnen sich leicht an die Menschen und spazieren furchtlos umher. Werden sie von Hunden verfolgt, so laufen sie in großen Sprüngen in die Höfe ihrer Herren. Die hiesige Antilope ist auf den Seiten und dem Rücken braungrau, hat einen schwarzen Schwanz und längs des Rückens einen schwarzen Streifen, die Rückseite der Schenkel und der untere Teil des Leibes sind weiß. Die Zeichnung auf dem Gesicht ist sehr deutlich: vom Auge zur Nase zieht sich ein dunkler und darüber ein heller Streifen hin. Stirn und Schläfe haben aschgraue Farbe.

Auf dem Markte wurden viele Hausen (*Acipenser huso* L.), manche von beträchtlicher Größe, ausbezogen. Einer von ihnen wog 650 kg, war 4 m lang, sein Maul maß 60—70 cm, doch erzählte man mir, daß Hausen bis zu 1150 und 1300, ja 1600 kg vorkommen. Man fängt sie hauptsächlich in der Nähe von Tschikischljar, besonders im Frühjahr; im Winter gehen sie in die Tiefe. Im Herbst und Winter verkauft man viele Felle und das Gehörn von Antilopen, Bergschafen und Bezoarziegen, auch Parderfelle.

Der ganze Busen von Krasnowodsk und seine große Bucht ist fast von allen Seiten durch eine lange Sandbank, die sich nach Südost hinzieht, und durch eine Reihe von Inseln vom Meere getrennt. Diese sind teils felsig mit schwarzen, zackigen Kämmen und ragen hoch über das Meer empor, teils niedrig und stellenweise mit Gras bedeckt oder mit wanderndem Sande. Die größte unter ihnen, Tscheleken, liegt an der Einfahrt in den Busen von Krasnowodsk und hat eine Oberfläche von etwa 500 qkm. Sie

wird von Turkmenen bewohnt, hat Naphthaquellen, Steinsalz und Ozokerit. Die höchsten Berge der Insel steigen bis 1100 m über dem Meeresspiegel. Auf den Inseln vor Krasnowodsk gibt es viele Schlangen aus der Familie der Nattern, hauptsächlich die Wassernatter (*Tropidonotus tessellatus* Laur.). Sie wird über 1½ m lang. Grimm fand hier zahlreiche Eidechsen, wie *Phrynocephalus interscapularis* Licht., *Scapteira crispa* Str. und einige andere. Auch trifft man dort häufig im Winter, seltener im Sommer, kleine Gruppen von Robben (*Phoca caspica* Nilss.). Die Anwohner lassen sie in Ruhe, höchstens töten sie einmal ein Stück, um ihr Fleisch als Köder beim Fang der Hausen zu benutzen. Über dem Ufer fliegen eine Menge Wildenten, allerlei Schnepfen und Möven (besonders *Larus canus* L. und *Larus ridibundus* L.).

In den Umgebungen von Krasnowodsk exkurierte ich zwei Tage; leider aber wurde das Wetter sehr kühl und die Reptilien verkrochen sich. Von Eidechsen fand ich die gewöhnliche *Agama sanguinolenta* Pall., hier Chamäleon genannt, weil sie die Farbe wechselt, die schnelle Eidechse (*Eremias velox* Pall.) und die rundköpfige *Phrynocephalus mystaceus* Pall. Überall kam auch die schon erwähnte Wassernatter vor; sie liegen dutzendweise zusammengerollt im Grase oder auf Steinen. Nicht weit von Krasnowodsk in der Nähe des Balchanbusens hat Eichwald die Brillenschlange (*Naja oxiana* Echw. = *Naja tripudians* var. *coeca* Gm.) gefunden; Grimm eine Riesenschlange (*Zamenis karelini* Brandt). Im Sommer wimmelt es hier von Phalangen (*Galeodes areneoides*, *G. graeca* und *G. intrepida*) und Skorpionen. Von Vögeln bemerkte ich zwei Aasgeier (*Neophron percnopterus* L.), den Wiedehopf (*Upupa epops* L.), den Steinschmätzer (*Saxicola senanthe* L.) und die

schöne *Saxicola finschii* Heugl. Häufig ist auch die Haubenlerche (*Alauda cristata* L.).

Die meisten Felsen bei Krasnowodsk bestehen aus einem sehr festen und harten Tonschiefer von hellgrauer oder blaugrüner Farbe.

Von Krasnowodsk fuhr ich mit der transkaspischen Bahn tiefer ins Land hinein. Auf einer Strecke von etwa 100 km liegen die Geleise längs des engen und langen (65 km) Busens von Krasnowodsk, dann entlang dem Busen von Balchan, in den, wie man vermutet, früher der Amu-Darja sich ergoß. Die Landschaft ist eine öde Wüste. Von der einen Seite sieht man das Meer, von der anderen die mittelhohen Ausläufer des Großen Balchan. Bei der ersten Station sind diese Berge ziemlich hübsch und bestehen aus horizontal geschichteten Felsen, auf denen oben noch hohe Säulen und Pfeiler emporragen. Wachstum und Wasser fehlen ganz. Die Felsen stürzen fast überall steil zur Bahn ab; auf den Nordabhängen dagegen gibt es Quellen, dort wachsen Wacholder, Berberis, Kirschen und Wegdorn. Bezoarziegen, Antilopen, Berghüner (*Perdix chucar* Gray und *Ammoperdix griseogularis* Brandt) beleben diese Berge. In den Ebenen, welche die Bahn durchschneidet, ist das Wachstum sehr spärlich oder fehlt ganz. Hier wachsen Salzpflanzen, harte Gräser und blätterlose, stachelige Pflanzen von grauer oder schmutzigbrauner Farbe. In der Nähe der Station Kara-Tengar (45 km von Krasnowodsk) nähert sich die Bahn wieder dem Meere, und überall liegen Kiesel und Muscheln am Wege; hier war vor noch nicht langer Zeit Meeresboden.

Hinter Kara-Tengar wird die Vegetation noch ärmer und die Landschaft noch öder; man sieht da und dort inselartige Plätzchen von *Artemisia* und stacheligen Pflänzchen

bedeckt. Nach Nordost stehen die kahlen, mäßig hohen Berge des Großen Balchan. Zu seinen Füßen zieht sich die typische Salzsteppe und weiter der Balchanbusen hin. An einigen Stellen dieser Wüste bedeckt Salz den Boden, sodaß er silberweiß glänzt. In solcher Salzwüste liegen die Stationen Belek und Dschebel. Letztere erscheint wie eine winzige Oase in der unabsehbaren Wüste. Hier steht ein Wasserturm, der vom Gebirge her gespeist wird. Das Wasser ist so reichlich, daß es auch zum gießen der hier angepflanzten Bäume verwendet wird, die gut gedeihen trotz des außerordentlich heißen und trockenen Klimas. Nicht weit von da sieht man einen kleinen See, dessen Wasser so stark mit Salz gesättigt ist, daß man darin nicht ertrinken kann; es soll sehr gut gegen Rheumatismus helfen.

Hinter der Station Dschebel setzt sich die öde, traurige Wüste auf etwa 100 km fort. Bei der Station Ballaschem, 160 km von Krasnowodsk, endigt der Große Balchan, und hier durchschneidet die Bahn die Niederung Usboi, d. i. das durch Flugsand zugeworfene alte Bett des Amu-Darja, in welchem der Strom einst zum Kaspischen Meere floß.

200 km von Krasnowodsk ändert sich die Landschaft gänzlich, wir fahren hier im echten Flugsand. So weit das Auge reicht, sieht man Sandhügel bis zur Höhe von 14 bis 15 m, Sandwälle und Sandberge, bald stumpf, bald spitzig, durch tiefe Einschnitte voneinander getrennt. Der stärkste Mensch könnte in dieser welligen Sandlandschaft kaum 5—6 km gehen, ohne zum Tod zu ermüden. Der Sand ist sehr locker und wird leicht vom Winde aufgehoben. Da und dort sieht man Saksaulbüsche. In der Ferne erblickt man die niedrigen Berge des Kleinen Balchan und den

Kamm Kjurjun-Dagh, der jenen mit dem mächtigen Gebirgsstock Kopet-Dagh verbindet.

Der Kopet-Dagh oder die turkmenisch-chorasanischen Berge beginnen bei der Station Uschak, nicht weit von Kisil-Arwat. Von Nordwesten nach Südosten ziehend, endigt er beim Tale des Tedschenflusses. Seine südöstlichen, nicht hohen Ausläufer gehen in den Paropamisus über, der wieder mit dem Hindukusch und Karakorum in Verbindung steht; nach Nordwesten aber reicht der Kopet-Dagh mittels des Kjurjun-Dagh, der Balchengebirge und eines unterseeischen Kammes im Kaspischen Meere bis zum Kaukasus. Der Kopet-Dagh bildet zusammen mit den genannten Ketten eine ungeheure Falte, die sich einige tausend Kilometer weit erstreckt. Er besteht aus einigen Parallelketten, durchschnitten von vielen Längs- und Querschluchten, erstreckt sich 600 km weit, und über ihn zieht sich die Grenze zwischen Persien und Rußland hin. Die Höhe ist beträchtlich, übersteigt aber nirgends 3000 m. Bei dieser Höhe und dem warmen, äußerst trockenen Klima der ihn umgebenden Landschaften kann der Kamm weder ewigen Schnee noch Gletscher haben. Er besteht hauptsächlich aus Schichten der Kreideformation.

Am nordöstlichen Fuße des Kopet-Dagh breitet sich die sogenannte achaltekkinische Oase aus; sie ist die größte in Transkaspien. Am nordwestlichen Ende des Kopet-Dagh, nicht weit von Kisil-Arwat beginnend, erstreckt sie sich über mehr als 200 km weit bis hinter Aschabad. Die Breite beträgt 10–20 km. Im Frühjahr stellt sie einen grünen Streifen dar, an dessen einer Seite der auf seinen Gipfeln mit Schnee bedeckte Kopet-Dagh aufsteigt, während auf der anderen Seite die im Sommer sehr heiße und im Winter sehr kalte Karakumwüste sich in einer

Ausdehnung von etwa 600 km von Westen nach Osten vom Kaspischen Meer bis zum Amu-Darja hinzieht. Sie ist stellenweise 400 km breit. Vom Kopet-Dagh fließen zur achaltekinischen Oase eine Menge Bergbäche herab, welche die Einwohner zur Bewässerung ihrer Felder und Gärten benutzen. Der Boden ist hier äußerst fruchtbar, und alle Sorten Getreide, Gemüse, der Weinstock und Fruchtbäume gedeihen bei hinreichender Bewässerung sehr gut. Der Boden besteht hauptsächlich aus Ton, Tonerde und Löß. Leider kann wegen Mangels an Wasser weit nicht alles Land bebaut werden. Dagegen ist es möglich, auf bewässerten Gründen sechs- bis achtmal jährlich Klee zu ernten. Sehr fruchtbares Land findet man auch innerhalb der Berge, in den Schluchten des Kopet-Dagh, daher haben dort Turkmenen und Russen viele Ansiedlungen gegründet.

Die vorherrschende Bevölkerung der achaltekinischen Oase sind die Tekiner (Stamm Tekke), die man auch in den Städten, z. B. Aschabad, häufig sieht. Sie gehören zu den Turkvölkern und sprechen eine dem Türk-tatarischen nahe verwandte Sprache. Die Tekiner sind ziemlich hübsch, haben hervorstehende Backenknochen und erinnern im Äußeren sehr an den kaukasischen Typus. Hoch von Wuchs sind sie meist mager, stark und gut gebaut, die Haare schwarz oder dunkel kastanienbraun. Das Barthaar ist lang und schlicht. Aus den früheren Räufern ist jetzt ein ehrliches, sympathisches und friedliches Volk geworden. Man sagte mir, daß man jetzt ohne jegliche Gefahr ganz Transkaspien bereisen könne, auch in den Städten brauchen Frauen und Mädchen auf der Straße selbst nachts nichts zu befürchten. Geistige Getränke sind verpönt. Die obere Kleidung besteht aus einem langen, schlafrockartigen Ge-

wande aus Baumwollen-, Seiden-, selten Wollenstoff mit schmalen grauen, roten oder himbeerfarbenen Streifen. Die Kopfbedeckung bildet eine große, halbkugelförmige Mütze aus schwarzem, rötlichem, selten weißem Schaffell, manchmal umschlingt sie ein Turban. Als hervorragende Charaktereigenschaften der Tekiner nennen wir Ehrlichkeit, Wahrheitsliebe, Gutmütigkeit, Gastfreundschaft und Tapferkeit. Merkwürdigerweise übersteigt die Zahl der Männer die der Weiber bedeutend, auch werden weniger Mädchen als Knaben geboren. Das macht Vielweiberei unmöglich. Viele Männer (27 %) bleiben ledig, der Kalym für eine Braut beträgt bis zu 1500 Rubel, abgesehen von den üblichen Geschenken.

Noch vor Morgengrauen hielt der Zug in Kisil-Arwat am Anfang des Nordwestfußes des Kopet-Dagh. Im März und April lag noch viel Schnee auf dem Gebirge, nur im Sommer ist es völlig schneefrei. Es ist kaum 10 km entfernt und sehr gut zu sehen mit seinen Felsen und tiefen Schluchten. Dieses Gebirge ist ein prächtiger Kondensator für das umliegende Land. Eines der kleinen Flüschen, die von dort kommen, fließt bei Kisil-Arwat und ermöglicht einigen tausend (über 4000) Menschen, hier zu leben. Im sehr heißen Sommer steigt die Temperatur bis 44° C im Schatten; die Menge der Niederschläge beläuft sich auf 194,7 mm. Das Klima ist sehr gesund; selbst in der größten Hitze, wo viel Wasser getrunken wird, sind Erkrankungen selten. Von Kisil-Arwat führt eine gute Straße nach Kara-Kala am Sumbar, zum Atrek und nach Tschikischljar. In Kara-Kala steht eine russische Garnison, auch haben sich dort russische Bauern angesiedelt.

In den Umgebungen fand ich viele Haubenlerchen (*Alauda cristata* L.), Feldlerchen (*A. arvensis*), Stadtschwalben

(*Hirundo urbica* L.), Landschwalben (*Hirundo rustica* L.), Geier (*Vultur monachus* L.), Steinschmätzer (*Saxicola oenanthe* L.), Sandhühner (*Pterocles arenaria* Pall.) und Kraniche (*Grus virgo* L.). In den nahen Bergen gibt es viel Wild: das Bergschaf (der Kopet-Dagh-Widder — *Ovis vignei* arkal Lydek. oder *Ovis vignei* Worenzowi Sat. oder *Ovis cycloceres* Turk. oder Satun.). Einheimische und Russen jagen sie ebenso wie Bezoarziegen (*Capra aegagrus* Gm.) und den Panther (*Felis pardus* L.). In der nahen Steppe leben Antilopen (*Gazella subgutturosa* Güld.), Feldhühner und Sandhühner (*Pterocles alchata* Sewerzowi Bogd. und *P. arenaria* Pall.), auch Trappen (*Otis maqueeni* Gray). Im Winter tötet man dort viele Füchse und liefert die Felle nach Krasnowodsk.

Die Station Bami macht einen sehr angenehmen Eindruck. Auch von hier sind die Berge gut zu sehen, die Vorberge des Kopet-Dagh von mittlerer Höhe und hinter ihnen der steile, felsige Kamm dieses Gebirges selbst. Auf der anderen Seite der Bahn, nach Nordosten und Osten, breitet sich eine endlose Ebene aus; sie ist auf einer Strecke von etwa 20 km mit niedrigem, frischem Gras bedeckt, aus welchem im März an vielen Stellen herrliche, dunkelrote Tulpen (*Tulipa Greighi*¹) hervorleuchten, weiterhin aber folgt auf Hunderte von Kilometern die Sandwüste. Nicht weit von der Station fließt das Flößchen Bami, das ziemlich wasserreich vom Kopet-Dagh herabkommt und bei Bami zur Bewässerung der Getreidefelder in viele Kanäle abgeleitet wird. Am 27. März waren diese Felder mit dichtem Weizen in der Höhe von $\frac{3}{4}$ m

¹ Es ist das eine der schönsten Tulpen, die es gibt. Sie hat große Blätter mit schwarzen Punkten, große Blüten, die vom Dunkelrot bis in leuchtendes Scharlach variieren.

bedeckt; im Mai ist er schon reif. Auch in diesen Getreidefeldern sieht man viele Tulpen.

Bei der Station wächst ein ganzes Wäldchen von Pappeln, Akazien, Ulmen, Maulbeerbäumen usw.; die vordere Seite des Bahnhofs ist mit Rebenranken bedeckt. Auf allen Bäumen befinden sich zahlreiche Vogelnester. Es ist das auf viele hundert Kilometer gegen Norden hin der einzige Platz, wo Vögel nisten können. Auf der nächsten Station sah ich Ende März schon große Bündel eben geschnittenen Klees, die Bäume waren schon dicht belaubt. In den Bergen bei Bacharden hausen Bezoarziegen und Panther, doch gibt es keine Bergschafe.

60 km von Bacharden liegen die Ruinen der berühmten tekkinischen Festung Geok-Tepe und in deren Nähe die Station. Ein kleines Museum enthält tekkinische Waffen, eine kupferne und zwei eiserne Kanonen. Auf einem unscheinbaren Denkmal ist der letzte Armeebefehl des Generals Skobelev vor dem Sturm eingehauen: „Vorwärts! vorwärts! vorwärts! Gott mit Euch!“ Die Belagerung dauerte vom 23. Dezember 1880 bis 12. Januar 1881. Die Belagerer hatten etwa 7000 Mann gegen etwa 30 000 Verteidiger mit 5000 Gewehren und 3 Kanonen. — Die Festung liegt in der Ebene, bildet ein gewaltiges Viereck und ist von einer hohen und sehr dicken Mauer umgeben. Die Höhe beträgt 8—10 m, die Dicke unten 12 m, oben 6 m. Die Mauer ist noch gut erhalten und nur an einer Stelle auf etwa 20 m zerstört. Das ist die Bresche, die während der Belagerung mittels Pulverfässer gelegt wurde, und durch welche die Russen eindringen. Wie viel Blut ist hier im Laufe weniger Minuten vergossen worden!

Gegenüber von der nächsten Station Besmein erhebt sich der Kopet-Dagh schon bis 2900, ja 2950 m. Obgleich

hier einige Flüschen das Gelände bewässern, sieht man fast überall Salzsteppe, die mit Schnee bedeckt zu sein scheint. In den nahen Schluchten des Kopet-Dagh liegen hier einige Villenorte, wie z. B. Firjusi, wo die Bewohner von Aschabad im Sommer Schutz vor der großen Hitze suchen.

20 km von Besmein liegt die Hauptstadt von Transkaspien, Aschabad. Am 28. März, dem Tage meiner Ankunft, war hier das schönste Sommerwetter, und die Stadt machte mit ihrem frischen Grün einen sehr angenehmen Eindruck. Längs der Straßen sind in vier Reihen Bäume gepflanzt, ebenso sieht man auf den Höfen viele Bäume, sowie auf den Plätzen der Stadt, auch gibt es überall Gärtchen und kleine Parks. Man kann sich schwer vorstellen, daß an dieser Stelle vor 25 Jahren noch die reinste Wüste war. In allen Straßen fließt das Wasser der vom Kopet-Dagh kommenden Aschabadka in kleinen Kanälen längs der Trottoire. Da es in den Umgebungen weder Steine noch Holz gibt, so sind fast alle Häuser aus ungebrannten Ziegeln gebaut und mit Ausnahme des Museums einstöckig; auch die Umfriedungen der Höfe bestehen aus ungebrannten, gelben Ziegeln. In den Gärten wachsen Akazien, amerikanischer Ahorn, Maulbeerbäume, Ulmen, Ailanthus, Pappeln, Gleditschia, Thuja, Ligustrum, Rhus und Lonicera, auch Holunder. Auch einige Palmen (*Chamaerops excelsa*) sah ich; sie fühlen sich aber in der trockenen Luft nicht recht wohl.

Die Umgebung von Aschabad, wie die ganze achaltekkinische Oase, ist sehr arm an Bäumen. Zum Heizen verwendet man hauptsächlich *Haloxylon Ammodendron*, d. i. Saxaul, welcher im Sande wächst. Sein Holz ist sehr hart und harzhaltig und gibt darum viel Wärme. Als Heizmaterial dienen auch *Tamarix*, *Salsoda arbuscula*, *Calli-*

gonum und verschiedene stachelige Gewächse, besonders *Alhagi camelorum*. In den Bergen dagegen brennt man Wacholder. Höher in den Bergen wachsen zwar Ulme, Ahorn, Esche und der Maulbeerbaum, aber ihre Zahl ist zu gering, um für ganz Transkaspien auszureichen.

In Aschabad sah ich öfters die hohen, schlank gebauten, kräftigen und ungemein ausdauernden tekkinischen Pferde mit schönem Kopf. Ihre Farbe ist dunkelbraun, auch weiß. Sie stehen in naher Verwandtschaft mit den arabischen. Leider wird dieses edle Pferd, seitdem die räuberischen Streifzüge der Tekiner aufgehört haben, nicht mehr so gepflegt wie früher, es wird auch nicht mehr so auf die Reinheit des Blutes gehalten; das gleiche gilt von den Pferden der Jomuden.

Unter den Vögeln bemerkte ich in Aschabad viele Raben (*Corvus corax* L.) und Krähen, Haubenlerchen, Finken (*Fringilla coelebs* L.), Spatzen (*Passer montanus* Briss. und *domesticus* Briss.), die in der Färbung von den gewöhnlichen etwas zu variieren scheinen; häufig sind Wiedehopfe und Uferschwalben (*Cypselus pekinensis*), auch andere Schwalben (*Hirundo urbica* und *rustica*).

Auf meinen Exkursionen in die Umgebung von Aschabad fand ich auf grasbedeckten Stellen einige Steppenschildkröten (*Testudo horsfieldii* Gray), und im Flugsande ziemlich viele kleine Eidechsen (*Agama sanguinolenta* Pall.), welche, wenn sie gereizt wird, ihre Farbe wechselt; die weiße Brust und der Hals werden dann blau. Deshalb wird sie auch Chamäleon genannt. Hier fing ich auch die sehr hübsche Eidechse *Scapteira grammica*; ihr Unterleib ist gelblichweiß, die Seiten aschgrau mit schwarzen runden und länglichen Punkten, der Rücken etwas dunkler mit hellbrauner schöner Netzzeichnung, wobei in jeder Masche

ein helles Pünktchen leuchtet. Eine andere interessante und sehr häufige Eidechsenart ist der rundköpfige *Phrynocephalus interscapularis* Licht. von sandgelber Farbe mit kleinen dunkeln und hellen Pünktchen und einem großen, rosafarbenen Fleck zwischen den Schultern; der Schwanz ist am Ende schwarz, der übrige Teil gelb, hat aber auf der unteren Seite drei bis vier schwarze Halbringe, die durch eben solche Ringe von silberweißer Farbe voneinander getrennt sind.

Von Vögeln fand ich an einer Stelle, wohin die Abfälle aus der Stadt geführt werden, viele Raben, zwei Aasgeier (*Neophron percnopterus* L.) und vier schwarze Geier (*Vultur monachus* L.). Die letzteren sind hier lange nicht so scheu wie im Kaukasus, wo sie sich sehr schwer schießen lassen. Auch zwei Lämmergeier (*Gypaëtos barbatus* L.) sah ich; sie sollen in den Bergen häufig sein. Auf einer Exkursion konnte ich das Schauspiel von Sandhosen genießen. Der Wind hebt große Mengen Salzstaub in die Luft, dreht sie hin und her, und sie bewegen sich wie hohe schöne Dampfsäulen durch die Steppe.

Bei Ausflügen im Süden von Aschabad war die Ausbeute an Reptilien infolge der frühen Jahreszeit gering. Ich fand zwar viele Schildkröten, aber wenig Eidechsen und nur eine Schlange, nämlich *Zamenis karelini* Brandt, von der Dicke eines starken Bleistifts und $\frac{1}{2}$ m lang. Sie war oben weißlichgrau mit dunkeln und schwarzen Querpunkten auf dem Rücken und an den Seiten, während die untere Seite rosaweiße Farbe hatte. Schwarze Flecken trug sie auf der Stirn, an den Augen und den Schläfen.

II.

Mit sehr vielen Repräsentanten der transkaspischen Fauna wurde ich im Aschabader Museum bekannt. Dieses befindet sich in einem zweistöckigen Hause; der untere Stock enthält die ethnographische, der obere die naturgeschichtliche Abteilung. Bei dem Museum besteht eine Bibliothek und ein Lesezimmer. Besondere Aufmerksamkeit schenkte ich der Sammlung von Säugetieren und Reptilien. Hier sind ausgestopfte Tiger vom Kopet-Dagh, sie unterscheiden sich von anderen Tigern durch ihre rotbraunen (nicht schwarzen) Streifen an den Schenkeln und werden von Satunin als eine besondere Abart (*Tigris septentrionalis* subsp. nova Satunin) bezeichnet. Sie kommen in Transkaspien auf dem Kopet-Dagh, am Tedschen, Sumbar, bei Merw und Kuschk nicht selten vor. Leoparden sind hier häufiger als Panther und Wildkatzen. Der Leopard im Museum mißt vom Kopf bis zum Schwanz 136 cm, er ist 96 cm hoch und sein Schwanz 1 m lang. Das Haar ist ziemlich lang und nicht goldfarben wie bei den Leoparden der Tropen, sondern oben gelblich, an den Seiten aber und am Bauch beinahe weiß. Auch ist der Schwanz stärker behaart. Durch Färbung, Länge des Felles und ihre Flecken unterscheiden sich die hiesigen Leoparden und Panther in einer Weise, daß man sie nicht verwechseln kann. Die letzteren haben längerer Haar, der Schwanz ist mehr behaart und scheint infolgedessen dicker, die Flecken sind kleiner, nicht so häufig und fallen weniger auf. Panther werden viel seltener getötet als Leoparden. Von Wildkatzen figurieren im Museum *Catolynx chaus* Güld., *Catolynx caudata* Gray und *Caracal caracal* Güld. Wenn man in Betracht zieht, daß in Transkaspien noch Luchse, Geparden (*Cynaelurus jubatus* Erxleb.) und Manulen (*Felis*

manul Pall., *Trichaelurus manul* Sat.) vorkommen, so erweist es sich, daß die Familie der Katzen hier sehr viele Vertreter hat. Auch ein Honigbär (*Mellivora indica* Kerr.) aus der Oase Tedschen steht im Museum. Zu den interessanten Tieren gehört eine besondere Abart der Hyäne: die transkaspische, gestreifte (*Hyaena Bilkiewiczzi* Satunin); sie zeichnet sich nach Satunin aus durch helle Farbe und breiten Schädel. Ausgestellt sind auch das Bergschaf vom Kopet-Dagh (*Ovis Vignei* Varentzowi Sat. oder *Ovis Vignei* arkal Lyd.), die Bezoarziege (*C. aegagrus* Gm.), Antilopen (*Gazella subgutturosa* Güld.) und andere. Das Bergschaf vom Kopet-Dagh wird oft verwechselt mit einem anderen, das bei Ust-Urt, Mangyschlak und am Aralsee vorkommt. Sein Rücken ist rotbraun gefärbt, ebenso die Seiten und der Kopf, die untere Seite des Leibes hat weiße oder rötlichweiße Färbung, die untere Hälfte der Füße ist schmutzigweiß. Der helle Bauch und Brust sind mit bräunlichen Streifen eingefäkt. Der Bart ist groß und breit, rötlichweiß oder weiß. Die Hufe sind schwarz. Die dreikantigen Hörner haben eine etwas flache Vorderseite. Im Wuchs und in der Größe der Hörner bleibt dieses Schaf weit hinter den zentralasiatischen zurück, gleicht manchmal dem kaukasischen *Ov. Gmelini*, übertrifft es aber meistens. *Ovis Vignei* Varentzowi im Museum hat eine Länge von 165 cm, ist an den Schultern 84 cm hoch, die Hörner messen 78 cm; ich selbst besitze Hörner dieses Schafes von 101 cm Länge. Die Bezoarziege von Transkaspien zog meine Aufmerksamkeit auf sich durch den dunkelbraunen Streifen am Ende des Halses. Er gleicht einem Kummel und ist breiter und dunkler als bei der kaukasischen. Der Leib der transkaspischen Bezoarziege hat helle, rötlichgraue Farbe, über den Rücken läuft ein dunkelbrauner Streifen, das Maul ist

ebenfalls dunkelbraun, der Bauch rötlichweiß, an der Seite von braunen Streifen eingefasst, der Bart fast schwarz. Die Bezoarziege ist in den Bergen von Transkaspien sehr verbreitet, auch bei Krasnowodsk, und soll sogar bis ans Ufer des Meeres kommen.

Von den Vögeln zähle ich die für Transkaspien charakteristischen auf. Natürlich kommen da in erster Linie in Betracht die Kinder der Steppe und der Wüste — die Steppenhühner (*Syrrhaptes paradoxus* Pall.), die Rebhühner in zwei Abarten (*Pterocles arenaria* Pall. und *Pt. alchata* Sewerzowi Bogd.), die Berghühner (*Perdix chucar* Gray und *P. gryeogularis* Brandt.), die Strandläufer (*Cursorius gallicus* Gm.), die Strandpfeifer (*Oedienemus crepitans* Pall.), hier heller gefärbt als die kaukasischen, Kibitze (*Chetusia gregaria* Pall.), viele Abarten von Steinschmätzern, Lerchen, Mandelkrähen (*Coracias garrula* L.) usw. Die Trappe ist in Transkaspien häufig, aber sie läßt den Jäger nicht nahe herankommen. Im Frühjahr ist besonders das Männchen sehr hübsch, an der unteren Seite des Halses hat es einen Kragen aus langen weißen Federn mit schwarzen Streifen, im Nacken und auf dem Scheitel einen Schopf. Denselben Schmuck tragen die Weibchen, aber in kleineren Dimensionen. Im Museum findet man auch eine ziemliche Anzahl ausgestopfter Vögel, z. B. den Lämmergeier (*Gypaëtos barbatus* L.), den dunkelbraunen Geier (*Vultur monachus* L.), den weißköpfigen Geier (*Gyps fulvus* Gm.), die turkestanische Eule (*Bubo turcomanus* Ewersm.), sehr schöne Stein- und Blaudrosseln (*Petrocyncla saxatilis* L. und *Monticola cyana* L.), Mauerkletterer (*Tichodroma muraria* L.) usw. Auch Wasservögel sind zu sehen, wie die rosafarbigen Flamingos (*Phoenicopterus roseus* Pall.), die reichgeschmückte Sultanshenne (*Porphyrio poliocephalus* Lath.) vom Atek,

Waldvögel fehlen fast ganz. Drosseln mit weißem Kopf (*Merula torquata* L.), die im Kaukasus so häufig sind, scheinen hier nicht vorzukommen.

Zu den Giftschlangen von Transkaspien gehören die Brillenschlange (*Naja tripudians* Merz. var. *coeca* Gm.), die sehr große, sogenannte Mittelmeerotter (*Vipera lebetina* L.), die Sandotter (*Echis carinata* Schneid.) und die zu der Familie der Klapperschlangen zählende *Ancistrodon halys* Pall. Ein Exemplar der Brillenschlangen im Museum war nicht groß, hatte oben und auf den Seiten hellaschgraue Farbe, eine andere war dunkler und gegen 1 m lang. Wenn die Brillenschlange jemanden beißen will, wirft sie den Kopf schnell in die Höhe bis $\frac{3}{4}$ m über der Erde. Sie erreicht hier eine Länge von 150—155 cm. Sie erhielt den Namen *coeca* = blinde, weil sie am Halse nicht die charakteristische, brillenähnliche Verzierung trägt. In ihrem Magen hat man junge Fasanen, Hasen und kleine Vögel gefunden. In der Steppe ist sie selten, um so häufiger findet man sie in den feuchten Schluchten des Kopet-Dagh, wo sie ihre Löcher in der Regel in der Dämmerung verläßt. Das gleiche gilt von *Vipera lebetina*. Die Brillenschlange ist in Transkaspien weit verbreitet, besonders häufig scheint sie zu sein in der Nähe von Aschabad und Bagir. Ihr Biß ist für den Menschen tödlich; Hunde sterben schon nach fünf Minuten.

Die Mittelmeerotter¹ (in Transkaukasien Gürsa genannt) gehört zu den größten und gefährlichsten ihres Geschlechts. Sie wird gegen 135 cm lang und noch größer. Sehr große Exemplare, fast so dick wie ein mittelmäßiger Unterarm,

¹ Kommt auch in Nordafrika, Syrien, Persien, Mesopotamien, Transkaukasien vor und heißt darum auch *Vip. mauritanica* oder *Vipera euphratica*, auch *Vipera obtusa*.

kann man in den Museen von Aschabad und Tiflis sehen. Die Giftzähne sind sehr groß, manchmal bis 1 $\frac{1}{2}$ cm lang und sehr dick. In der Regel zählt man ihrer zwei auf jeder Seite des Oberkiefers. Ich glaube, daß diese Schlange sogar dicke Jagdstiefel durchbeißen kann. *Vipera lebetina* ist unten fast weiß, oben grau, hellgrau oder rötlichbraun mit großen, einen Zoll im Diameter messenden dunkleren Punkten. Man findet sie auf dem Kopet-Dagh, zwischen Geok-Tepe, Aschabad und der persischen Grenze¹, auch am Atrek. Ihr Biß soll absolut tödlich sein.

Die Sandotter (*Echis carinata* Schneid.) ist sehr schön, hat auf dem Rücken aschgraue, gelbliche oder rötlichbraune Farbe mit mehreren Reihen heller, beinahe weißer Flecken und gezähnten hellen Streifen an beiden Seiten. Auch der Kopf ist hübsch gezeichnet. Sie wird gegen 50 cm lang. Man findet sie vom Ufer des Kaspischen Meeres bis nach Murghab und Tschardschuj. Es soll die in Transkaspien am meisten verbreitete Giftschlange sein, die am häufigsten vorkommt an der Grenze zwischen der Sandwüste und dem bebauten Land. Hühner sterben von ihrem Biß nach 2 bis 4 Minuten, Hunde nach 4 Stunden.

Noch lebt in Transkaspien eine Klapperschlange (*Anastrodon halys* Pall.); sie ist nicht häufig und kommt hauptsächlich im nördlichen Teil des Gebiets vor, z. B. in Mangischlak, selten bei Tschikischljar, Bagir und Aschabad. Sie wird bis 60 cm lang und ist sehr giftig. — Nach den Aussagen kompetenter Leute sind die Erzählungen von der ungeheuren Menge von Giftschlangen in Transkaspien stark übertrieben, jedenfalls kommen sie häufiger in den Bergen

¹ Nach der Aussage von W. T. Blenford findet man diese Schlange in den Bergen von Persien bis zur Höhe von etwa 1800 m.

vor als in der Steppe und in der Wüste, etwa mit Ausnahme der genannten Klapperschlange. Tod vom Bisse der Schlangen ist verhältnismäßig selten, in Aschabad wußte man nur von fünf Fällen im Laufe von zwei Jahren zu erzählen, jedoch werden ja weit nicht alle bekannt. Von Skorpionen und Phalangen werden die Menschen natürlich öfter verletzt, aber der Biß der Phalangen und namentlich der Stich der Skorpione ist nicht so gefährlich.

Nichtgiftige Schlangen gibt es in Transkaspien eine Unmenge von Gattungen, die alle sehr zahlreich vertreten sind. Wir wollen einige der interessantesten aufzählen. Zunächst die Steppenriesenschlange *Eryx jaculus* L. (seltener ist *Eryx elegans* Gray). Diese ist verhältnismäßig nicht groß, lebt in allen Wüsten von Transkaspien, versteht sehr gut sich in den Sand einzugraben und nährt sich von kleinen Vögeln, Eidechsen und anderen kleinen Tierchen, welche sie umschlingt und erdrückt. Die größten Schlangen in Transkaspien sind die gelbbäuchige Natter *Zamenis gomonensis* Lour. var. *caspicus* und die großäugige *Zamenis mucosus* L. Die letztere trifft man an der Grenze von Afghanistan im Oberlauf des Murghab, am Kuschik; sie erreicht eine Länge von 210 cm, erstere nur von 180 cm. Eine große Schlange ist auch *Zamenis diadema* Schleg., eine sehr schöne die rotgestreifte *Zamenis rhodorachis* Jan. und *Zamenis Karelini* Brandt. Rote Zeichnung auf dem Rücken hat auch *Coluber dione* Pall. und *Col. dione* var. *sauromates* Pall., jedoch alle übertrifft an Schönheit die sogenannte Pfeilschlange *Taphrometopon lineolatum* Brandt, die bei sehr dünnem Leib 102—105 cm lang wird; sie hat oben hellgraue, unten gelblichweiße Farbe. An der oberen Seite des Kopfes und an ihren Seiten ziehen sich fünf Längsstreifen von brauner oder dunkel-olivengrüner Farbe

mit schwarzen Rändern hin. Diese Schlange lebt hauptsächlich im Sand, an Stellen, die mit Saksaul und Dornen bewachsen sind, und verfolgt da mit ungemeiner Schnelligkeit Eidechsen. Bei den Turkmenen gilt sie als giftig.

Transkaspien ist so recht das Reich der Eidechsen, deren das Museum eine große Menge aufweist. Man kennt mehr als 30 Arten, und ohne Zweifel kann man noch neue entdecken. Der Riese unter allen transkaspischen und zentralasiatischen Eidechsen ist der Varan (*Varanus griseus* Daud.), bei den Kirgisen „Kasal“ genannt; man heißt ihn auch das russische Krokodil. Er hat eine Länge bis zu $1\frac{1}{2}$ m. Mit Ausnahme des nördlichen Teils trifft man ihn fast überall; er nährt sich von allerlei Tieren, die er zu fangen und zu überwältigen vermag: Schlangen, Fröschen, Eidechsen, Vögeln, auch Eiern. Auf der Oberseite hat er gelblichgraues Kolorit mit rotbraunen oder gelblichrotbraunen Streifen. Im Maul trägt er sehr scharfe und ziemlich große Zähne; er beißt sehr stark, schlägt auch mit dem Schwanz um sich. Von den vielen Repräsentanten der Gattung *Agama* und *Phrynocephalus* sind im Museum besonders bemerkenswert *Phryn. auritus* Eversm. s. *mystaceus* Pall., dicke und ziemlich große Eidechsen. Interessante Farben hat *Terato-scincus sciencus* Schleg., oben und unten fast ganz weiß, sowie *Eumeces schneideri* Daud., die mit goldgelben Punkten und Längsstreifen geschmückt ist.

Die Phalangen von Transkaspien überraschen durch ihre Größe, durch die sie die kaukasischen bei weitem übertreffen. Man könnte sie von ferne für riesige tropische Spinnen halten. Sie bedecken mit ausgespreizten Beinen die Hand eines erwachsenen Menschen; ihr Leib ist etwa so dick wie ein kräftiger Daumen. Es kommen hier vor die gelbe Phalange *Galeodes caspicus* und die schwarz-

braune *Gal. fimigatus*. Man fängt sie am besten nachts in der Nähe der Bahnlinie mit einer Laterne. Auch Skorpione enthalten die Sammlungen des Museums recht viele, es gibt unter ihnen gelbliche und fast schwarze, aber alle, die ich sah, waren nicht größer als die kaukasische *Prianurus crassicauda*. Man sagt, daß der Biß der hiesigen Phalangen viel schmerzhafter und gefährlicher sei als der Stich des Skorpions, obgleich man bei ihr keine Giftdrüsen gefunden hat¹. Zu den gefährlichen Spinnen, deren Biß für den Menschen tödlich ist, gehört die sogenannte Karakurt-Spinne (*Lathrodictes tredecimguttatus* Rossi), die in einigen Exemplaren im Museum vertreten ist. Diese nicht große, schwarze Spinne mit hellen Flecken auf der Oberseite des Körpers und mit ziemlich langen Beinen ist bemerkenswert dadurch, daß sie in anderen, um das Mittelmeer herumliegenden Ländern fast ganz unschädlich ist, während sie in den Kirgisensteppen sich durch Giftigkeit auszeichnet. Das Gift trägt sie nicht bloß in den Giftdrüsen, sondern im ganzen Körper. Von ihrem Biß gehen Rinder, Pferde, ja Kamele zugrunde. Dem Menschen verursacht der Biß große Schmerzen, Geschwülste, Fieber, örtliche Lähmung und kann den Tod herbeiführen; im Falle der Genesung tritt diese nach 8—9 Tagen ein.

Das Museum enthält auch eine dendrologische Sammlung, ebenso sind Kräuter und Gräser ausgestellt, die für den Menschen einigen Wert haben; sie erreichen hier seltene Größe und Dicke. Das gewöhnliche Schilfrohr wächst hier 5—6 m hoch und erreicht die Dicke von

¹ Deutsche Forscher erklären diesen Umstand damit, daß im Kiefer der Phalangen sehr oft Reste von gefressenen Tierchen, also eine Art Leichengift, nachbleiben, welche den Biß gefährlich machen. v. H.

mehr als 4 cm. — Interessant ist die Sammlung von Saksaul.

In der ethnographischen Abteilung finden wir neben einigen Kostümpuppen der verschiedenen dortigen Völkernschaften, Hausgeräten und Arbeiten der Hausindustrie, sehr schöne tekkinische Teppiche; sie sind sehr solid, haben wunderbare Zeichnungen und Farben, stehen aber sehr hoch im Preis; ein größerer Teppich kostet 500—600 Rubel, ein kleinerer 150 Rubel.

Für den Jäger ist die Umgebung von Aschabad ein Gelobtes Land. Antilopen sieht man allenthalben, sie kommen zu den Bächen und Quellen am Fuße des Kopet-Dagh, ihren Durst zu löschen. Hier passen ihnen die Jäger auf und schießen sie. Wildschafe werden in 15 km Entfernung von Aschabad gejagt, nicht weiter ist es zur persischen Grenze, wo sie noch häufiger vorkommen; dort trifft man auch Wildschweine. In den Bergen ist die Jagd im Spätherbst, ja auch im Winter möglich; im November ist es noch ziemlich warm, im Dezember nicht zu kalt. In der Nähe von Bagir, am Flusse Kara-Su, dessen Ufer an einigen Stellen mit dichtem Schilf, Tamarix, Weiden und Ulmen bedeckt sind, hausen Fasanen. Hier suchen Unterschlupf auch verschiedene wilde Tiere: Wölfe, Füchse, Wildkatzen, Schakale usw. Auch Hyänen sind nicht selten. Weiter von Aschabad bei den Befestigungen Tschat und Gumbetchaus ist die Jagd noch besser. Dort kommen noch Tiger und Panther vor, die sich von Wildschweinen und Antilopen nähren. Bei Tschat gibt es Fasanen und Berghühner in Unmenge. Im Sommer verhindern Schwärme von Mücken und Bremsen sowie die große Hitze die Jagd. An der persischen Grenze sind ebenfalls Tiger, Panther und Geparde, Wildschafe, Bezoarziegen, Wildschweine,

Schakale, Wildkatzen usw. häufig. Hier trifft man auch recht viele Schlangen und Eidechsen. Der Zoologe kann dort reiche Sammlungen anlegen. In den Steppen bei Aschabad sieht man oft die schönen, aber scheuen Trappen (Otis Maqueeni Gray); überall in der Steppe bemerkt man vom Waggon aus häufig Rebhühner.

In Aschabad und anderen Orten von Transkaspien begegnet man häufig Menschen von verschiedenem Alter mit großen Narben im Gesicht. Es sind das die nachgebliebenen Spuren der sogenannten „pendinischen Pest“. Sie hat den Namen von der Oase Pende, die an der Vereinigung von Murghab, Kuschk und Kaschan liegt. Diese Seuche herrscht auch in Arabien, Afrika usw. Die Schrammen sah ich auf Stirne, Wangen, Nase, am Kinn, aber sie kommen auch an Ohren und an allen Teilen des Körpers vor. Die Seuche erzeugt eine, öfters drei bis sechs, ja bis hundert Geschwülste. Diese sind zuerst feucht und bedecken sich später mit einem Schorf, der abfallend eine Vertiefung in der Haut nachläßt. Die Krankheit dauert bald ein halbes Jahr, bald ein ganzes, bald zwei Jahre. Schmerzen verursachen die Geschwülste bald mehr, bald weniger; sie sind empfindlich gegen Kälte. Besonders unangenehm erweisen sich die Geschwülste natürlich am Knie und Ellenbogen, da sie das Gehen und jegliche Arbeit verhindern. Die Zahl der Erkrankungen ist sehr beträchtlich. 1885 erkrankten in der Murghab-Armee 80 % der Soldaten, 1886 95 % und im Jahre 1887 100 %. Von den Soldaten, die drei Jahre in Transkaspien gedient haben, blieben nur 10—15 % von der Seuche verschont. Die größte Zahl der Erkrankungen fällt auf August und September.

Die Seuche gilt nicht für ansteckend und ist selbst durch Einimpfung nicht übertragbar. In den affizierten

Hautteilen hat man zwar Staphilococcen und Streptococcen gefunden, aber der eigentliche Erreger der Krankheit ist noch nicht entdeckt. Wie das Gift in den Körper kommt, weiß man nicht, ob durch kleine Wunden aus dem Wasser oder durch Mücken, bleibt noch dunkel. Die Eingeborenen erkranken hauptsächlich in der Jugend.

III.

Von Aschabad fuhr ich nach Merw. Die Bahn führt nach Südosten durch einförmiges Terrain, fast ganz so wie zwischen Kisil-Arwat und Aschabad. Nach Südwesten türmen sich die Berge des Kopet-Dagh auf, noch mit Schnee bedeckt, nach Südosten scheinen sie niedriger zu werden. Im Norden der Bahn breitet sich die Wüste Kara-Kum aus, die manchmal bis an die Bahn und zum Fuße des Kopet-Dagh heranreicht. Stellenweise sieht man große, grüne Streifen, wo niedriges, frisches Gras wächst, aus dem roter Mohn und Tulpen (*Tulipa gesneriana* L.) hervorleuchten; letztere bedecken oft wie ein blutroter Teppich das Gelände. Von anderen Pflanzen bemerkte ich die gleichen wie in der achaltekinischen Oase. Häufig sieht man *Ceratocephalus falcatus* Pers., *Adonis aestivalis* L., niedriges Rauchkraut — *Fumaria Vaillanti* Lois und *F. Scheicheri* Soy.-Will, einige Arten von *Euphorbia*, auch *Alyssum*, *Malcolmia*, *Draba*, *Lepidium Draba* L., *Androsace maxima*, verschiedene *Veronica* und *Achillea*, *Poa bulbosa* L., *Agropyrum orientale* R. et Sch., *Gagea pusilla* Schult., *Ornithogalum* u. a. Schöne Blumen fehlen außer den Tulpen und *Adonis aestivalis*. Ende April oder Anfang Mai verbrennen Gras und Blumen von der Sonnenhitze, und an Stelle des Grüns tritt gelbgraue Farbe.

90 km hinter Aschabad beginnt die Atek-Oase, die sich

100 km weit bis zum Flößchen Keljat-Tschai erstreckt. Hier kommen von den Bergen Bäche und kleine Flößchen, die zur Bewässerung benutzt werden. In einiger Entfernung von der Bahn stehen kleine Dörfer mit sauberen Häusern aus ungebrannten Ziegeln, in ihrer Nähe wachsen Wäldchen von Pappeln und anderen Bäumen. An vielen Stellen der Oase trifft man Baumwollenplantagen, Gärten und Weinberge. Die Atek-Oase ist berühmt durch zahlreiche Ruinen von Festungen und alten Moscheen mit sehr schönen Verzierungen.

Bei der Station Duschak wendet sich die Bahn nach Osten und durchschneidet den südlichen Teil der reichlich bewässerten Tedschen-Oase. Der Tedschen ist nach dem Murghab der zweitgrößte Fluß von Transkaspien. Im Norden des Städtchens Tedschen dehnen sich weite Strecken aus, die mit dichtem Schilf, Tamarix, Weiden und Sumpfpflanzen bedeckt sind. Dort hausen neben einer Menge von Wasser- und Sumpfvögeln und Fasanen eine Unmasse Wildschweine, Schakale, Füchse, auch Tiger und der sonst nur in den Tropen vorkommende Honigbär (*Mellivora indica* Kerr.).

Von Tedschen führt eine Poststraße nach dem persischen Serachs; die Bahn aber geht bis Merw durch trostlose Wüste, wo die Eisenbahnstationen die einzigen bewohnten Stätten sind.

Auf der ganzen Strecke von Aschabad nach Merw kann man oft vom Waggon aus Hunderte von Antilopen sehen. Vögel gibt es wenig; man bemerkt stellenweise Kraniche (*Grus virgo* L. und *Grus cinerea* Bechst.), auch Rebhühner (*Pterocles arenarius* Pall. und *Pt. alchata* Sewerzowi Bogd.). Allenthalben hört man das Geschrei der Wiedehopfe und den Schlag der Lerchen (*Alauda cristata*

und *Al. arvensis* L.), auch die echte Steppenlerche (*Melanocorypha bimaculata* Menetr.) kann man treffen. Von Raubvögeln gibt es Adler, den schwarzen Geier (*Milvus ater* Gm.), Bussarde (*Buteo ferox* Gm.) und den Turmfalken (*Tinunculus alaudarius* Boiss.). Über Steppenschildkröten stolpert man auf Schritt und Tritt; ebenso gibt es eine Menge Eidechsen, vor allem den Riesenvaran (*Varanus griseus* Daud.) und viele Schlangen.

Merw macht einen viel ungünstigeren Eindruck als Aschabad, wo die nahen hübschen Berge und das viele Grün die Landschaft beleben, während man hier auf Hunderte von Werst nur die Sandwüste erblickt. Dafür ist die Stadt geschichtlich sehr bemerkenswert. Unter dem Namen Merw verstand man im Altertum ein großes, reiches und dichtbevölkertes Gebiet im Unterlauf des Murghab. Es galt bei den Nachbarn als das schönste Land und hieß „Schach-Dschewan“, d. i. König der Welt. Im vierten Jahrhundert wohnten dort schon viele Christen, die ihre Bischöfe hatten. Im 11. Jahrhundert wurde es die Hauptstadt der Seldschuken, und damals baute Sultan Sundschar einen Riesendamm am Murghab — den sogenannten Sultanbend — zur Stauung des Wassers. Von da aus zogen sich nach allen Richtungen Bewässerungskanäle hin. Die Überreste dieser Kanäle, die Ruinen von Festungen, Palästen, Moscheen und Mausoleen auf einem Raum von vielen 100 Quadratwerst im Osten vom jetzigen Merw geben Zeugnis von dem einstigen Reichtum, von der Macht und hohen Kultur der Bewohner. Im 13. Jahrhundert wurde Merw von den Mongolen unter dem Sohne Dschingischans zerstört, wobei 1 300 000 Menschen umkamen. Später änderte das Land oft seine Herren; Perser wechselten mit Bucharen, Chiviniern und Afghanen. 1790 eroberten es die Bucharen,

welche den Sultan-bend zerstörten, sodaß die Bevölkerung wegen Mangels an Wasser sich zerstreute. 1884 fiel Merw an Rußland.

Merw liegt in einem völligen Flachland zu beiden Seiten des Murghab, 226 m über dem Meer. Die Bevölkerung besteht neben einer starken Besatzung aus Tekinern, Bucharen, Russen, Persern, Armeniern, Juden, Tataren. Der Charakter der Stadt ist ganz asiatisch. Auf dem Basar sieht man eine Menge Säcke mit einheimischem Rauchtabak von schmutzig-gelbgrauer Farbe und sehr schlechter Qualität, eine Fülle von geräucherten Fischen, Schaffelle, allerlei Teppiche, Satteltaschen und russische Waren. Der Handel vollzieht sich fast ausschließlich auf dem linken Ufer des Murghab, auf dem rechten liegen die Gebäude der Behörden. Dieser Stadtteil ist viel reinlicher und hübscher, da die Häuser von Gärten umgeben sind. Überhaupt sieht man allenthalben in den Höfen und auf den Straßen eine Menge von Bäumen: Akazien, amerikanischen Ahorn, Ulmen, verschiedene Arten von Pappeln, Essigbäume usw. An einigen Häusern schlingt sich der Weinstock empor. Rings um die Stadt hat sich die hohe und dicke Lehmmauer erhalten, die sich die Tekiner 1873 in Erwartung des Einfalls der Russen aufgebaut hatten. Eine Seite der Mauer reicht bis zum Murghab, die übrigen Teile sind von einem tiefen Graben umgeben.

Der Murghab ist im Frühling ein kleines Fläckchen von 28—30 Schritt Breite. Sein trübes Wasser fließt träge. Zwei Brücken, eine für die Bahn, die andere für Wagen und Fußgänger, verbinden die Ufer. Früher ohne Fische ist er seit Ankunft der Russen sehr fischreich geworden. General Kuropatkin ließ allerlei Fische aus dem Amu-Darja einsetzen, die hier sehr gut gedeihen.

Das Klima von Merw ist, wie in ganz Transkaspien, kontinental mit sehr heißem Sommer und kaltem Winter. Im Sommer steigt die Temperatur im Schatten bis 40 und 41° C, die Fröste in Merw selbst erreichen 18° C, in einigen Gegenden des Bezirks sogar 26° C. Atmosphärische Niederschläge gibt es wenig, 125—150 mm pro Jahr. Der Sommer ist in der Regel ganz regenlos, dagegen regnet es im Herbst, Winter und zu Frühlings Anfang. Umgeben von stehendem Wasser, das der Bewässerung dient, hat Merw ein sehr ungesundes Klima. In manchen Jahren wütet hier die Malaria in sehr schweren Formen, sodaß die Menschen manchmal auf den Straßen sterben.

In der Umgebung gibt es Wein- und Obstgärten; hier gedeihen wunderbare Pfirsiche, Aprikosen und Äpfel. Dort wird auch der Maulbeerbaum viel gepflanzt. Neben den Gärten erstrecken sich die sogenannten „Bachtschi“, wo sehr große und süße Melonen wachsen. Dort wird auch Weizen, Gerste, Reis, Mais, Sorgho (*Sorghum cernuum*), Luzerne und viel Baumwolle gebaut.

Als Haustiere figurieren bei den Einheimischen Pferde, Esel, Schafe und ein- wie zweihöckerige Kamele. An Reichtum der Fauna steht die Merwer Oase nicht hinter der Tedschener zurück, ja übertrifft sie noch. In dem hohen Schilf und Gras leben Wildschweine, Wölfe, Schakale, Füchse, Steppen- und Schilfkatten (*Catolynx caudata* Gray und *Cat. chaus* Güld.). Auch Tiger kommen vor. Sumpf- und Wasservögel gibt es die Unmasse, ebenso Eidechsen und Schlangen. Von ersteren nenne ich *Gymnodactylus caspicus* Eichw., *G. Fedchenkowi*, *Agama sanguinolenta* Pall. und *Phrynocephalus helioscopus*. Dazu gesellen sich noch *Varanus griseus* Daud. und von den Schlangen die Brillenschlange.

Von Vögeln fiel mir vor allem eine kleine Taube (*Peristera cambayensis* Gm.) auf, die ich hier das erstemal sah. Sie gehört zu den halbwilden Tieren, lebt aber immer in der Nähe der menschlichen Wohnungen. Sie gurrnt nach Art der ägyptischen Taube und sitzt auf Dächern, Bäumen, auf den Straßen und Höfen. Diese Taube lebt auch am Amu-Darja, in Chiwa und in Buchara. Sonst sieht man dieselben Vögel wie in Aschabad.

Das Versteck hat mit vor allem eine kleine
Kammer, die sich im Hinteren Teil des Hauses
befindet. In dieser Kammer befindet sich ein
Kasten, in dem sich verschiedene Gegenstände
finden. Diese Gegenstände sind von großer
Bedeutung für die Untersuchung. Sie sind
von dem Versteckten mitgebracht worden und
sind von großer Wichtigkeit für die
Untersuchung. Sie sind von großer
Bedeutung für die Untersuchung. Sie sind
von großer Wichtigkeit für die
Untersuchung.



✓

GR
P5053



ULB Halle

3/20

001 309 315



C 14 l

Neue kaukasische Reisen und Studien.

Von

